

JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1984



Jahrbuch des Oderaargaus 1984

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Herausgeber:
Jahrbuch-Vereinigung Obergeraargau
mit Unterstützung von Staat und Gemeinden

Druck und Gestaltung: Merkur Druck AG, Langenthal

Umschlagbild: Widenbach (Ochlenberg)
Gemälde von Fritz Ryser, Ursenbach/Basel

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
(Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil)	
Jakob Käser (1884–1969) zum 100. Geburtstag	9
(Karl Stettler, Lotzwil; mit Text von J. Käser)	
Zur Frage des Landschaftsschutzes beim Kiesabbau am Beispiel des Hohbüel Attiswil	15
(Dr. Christian Leibundgut, Hydrologe Universität Bern, Roggwil)	
Zur Wasserbeschaffenheit im Langetental	33
(H. R. Wernli, Hydrologe, Geografisches Institut Universität Bern)	
Äusseres Wasseramt und Oberaargau in den ältesten Marchbeschreibungen und Grenzplänen	55
(Othmar Noser, lic. phil., Staatsarchiv Solothurn)	
Walliswil-Bipp – vom Hof zum Dorf und von der Schule	79
(Hans Müller-Rupp, Lehrer, Zollikofen, ehemals Walliswil-Bipp)	
Durs Ingold von Heimenhausen, Wagner in Hartmannsweiler	87
(Denis Ingold, professeur, Cernay-Sennheim/Haut-Rhin F)	
Lotzwil und die Rumfortische Suppe	109
(Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil)	
Vor 100 Jahren: Ursenbach kommt zum Amt Aarwangen	115
(Otto Holenweg, Lehrer, Langenthal, ehemals Ursenbach)	
Gesang und Musik finden in den Kirchen des Oberaargaus Eingang	131
(Christian Rubi, Volkskundler, Bern)	
Albert Steffen (1884–1963) zum 100. Geburtstag	143
(Dr. Friedrich Behrmann, Goetheanum, Dornach)	
Bilder aus der ältern Geschichte von Wiedlisbach	147
(Prof. Dr. Hans Stark, Redaktor, Bern, ehemals Wiedlisbach)	

Kleinstädtische Wirtschaft im Ancien Régime am Beispiel von Wangen a.A.	175
(Dr. Karl Flatt, Gymnasiallehrer, Solothurn, ehemals Wangen)	
Die römische Villa auf dem Niderfeld in Wiedlisbach	197
(Heinz Schuler und PD Dr. Werner E. Stöckli, Archäologischer Dienst, Bern)	
Archäologische Ausgrabungen in der Pfarrkirche von Rohrbach	245
(Dr. Peter Eggenberger und Monique Rast, atelier d'archéologie médiévale, Moudon)	
Namen geben Auskunft. Flurnamen der Gemeinde Niederbipp	257
(Werner Rüedi, Sekundarlehrer, Niederbipp)	
Vom Zollhaus zum Museum.	271
(Dr. Karl Flatt, Gymnasiallehrer, Solothurn, ehemals Wangen)	
Das neugestaltete Museum Langenthal	275
(V. Binggeli und Beat Gugger, Langenthal)	
Naturschutz Oberaargau 1983	287
(V. Binggeli, E. Grütter, J. Wehrlin, Chr. Leibundgut)	
Heimatschutz Oberaargau 1983	294
(F. Lanz, P. Altenburger, S. Gerber, H. Waldmann)	

VORWORT

Im Jahre 1945 schrieb der berühmte deutsche Theologe und Regimegegner Klaus Bonhoeffer kurz vor seiner Hinrichtung in einem Brief an seine Kinder: «Die Ehrfurcht vor der Vergangenheit und die Verantwortung gegenüber der Zukunft geben fürs Leben die rechte Haltung.» Auch unser Jahrbuch fühlt sich seit jeher dieser Richtschnur verpflichtet, in der steten Hoffnung, in schwierigen Zeiten etwas beitragen zu dürfen zu rechter Lebenshaltung.

Wie das vorstehende Inhaltsverzeichnis zeigt, bieten wir auch dies Jahr wieder einen bunten Strauss an kürzeren und längeren Arbeiten literarischer, historischer und geographisch-naturkundlicher Thematik.

Gerne gedenkt das Jahrbuch 1984 des 100. Geburtstages zweier Männer, die mithalfen, dem Oberaargau Gewicht und Ansehen zu geben: Jakob Käser und Albert Steffen. Beglückwünschen möchten wir unsere noch beneidenswert tätigen Mitarbeiter Christian Rubi, Bern, zum 85., und Peter Dürrenmatt, alt Nationalrat und Redaktor, zum 80. Geburtstag. Unsere Glückwünsche gelten aber auch unsern Jahrbuch-Ehrenmitgliedern Werner Staub und Otto Holenweg zum 75. und Hans Indermühle zum 70. Geburtstag. Unserem Präsidenten Dr. Robert Obrecht möchten wir gratulieren zur Ehrenbürgerschaft von Wiedlisbach und zur Ehrenmitgliedschaft des kantonallybernischen Heimatschutzes.

Leider haben wir den Hinschied von Walter Meyer-Bühler, Sekundarlehrer, Kleindietwil, zu beklagen, der das Jahrbuch mit fundierten geschichtlichen Beiträgen über Alt-Kleindietwil und auch mit tiefempfundenen Gedichten bereichert hat.

Es ist uns überdies ein Anliegen, auf zwei neue Bücher aufmerksam zu machen, die 1984 erschienen sind: Jürg Rettenmund, «Huttwil 1834, Erinnerungsschrift zum Wiederaufbau des Städtchens Huttwil nach dem Brand vor 150 Jahren», und Dr. h.c. Marta Meyer-Salzmännli, «Langenthaler Handwerksärzte und Apotheker im 18. Jahrhundert und ein Blick ins 19. Jahrhundert», Sonderband der «Langenthaler Heimatblätter».

Zu erwähnen ist vor allem auch die Eröffnung des neugestalteten, ausgezeichneten Museums in Langenthal, das wir in diesem Band vorstellen dürfen.

Schliesslich ist es uns ein Bedürfnis, unseren herzlichen Dank abzustatten an Autoren, Drucker, Mitarbeiter und Geschäftsstelle, vor allem auch den Lesern unseres Jahrbuchs für ihre stete Treue. Sie ist der Grund, auf dem wir weiterbauen können.

Lotzwil, im Oktober 1984

Karl Stettler

Redaktion:

Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a.d.A., Präsident

Dr. Valentin Binggeli, Langenthal, Bildredaktion

Otto Holenweg, Langenthal/Ursenbach

Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

Dr. Christian Leibundgut, Roggwil

Hans Moser, Wiedlisbach, Sekretär

Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Präsident der Jahrbuch-Vereinigung

Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

JAKOB KÄSER (1884–1969) ZUM 100. GEBURTSTAG

Gerne gedenken wir dieses Jahr des unentwegten Kämpfers für die Oberaargauer Mundart. «Mundart ist die wahre Heimat unserer Seele», sagt Simon Gfeller. Jakob Käser ist lebenslang mit reichem Gemüt und voller Kraft für die Sprache unseres Landesteils eingestanden und hat ihr massgebend zu ehrenvoller Anerkennung verholfen.

Lassen wir uns seinen Aufruf neu zu Anstoss und Verpflichtung werden: «Heit Sorg zu üser liebe, heimelige Muettersproch. Si isch's wohl wärt!»

Wir verweisen auf die einschlägigen Publikationen im Jahrbuch des Oberaargaus:

1968 Gedichte von Jakob Käser

1969 Jakob Käser (1884–1969) von Karl Stettler

1979 «Surchabis», aus «Fyrobe» © bei Verlag Sauerländer, Aarau

1981 «Der Linggsmähder vo Madiswil» in «Der Linksmähder von Madiswil» von Karl Stettler, aus «Am Dorfbach noh», Verlag H.R. Sauerländer Co., Aarau

1984 Nachfolgende Geschichte «Der Töneli» aus «Oberaargouerlüt», © 1932 bei Verlag Sauerländer, Aarau

Der Töneli

«Du, mir metzge morn!» – Es het mi düecht, i mües das öpperem avertroue, was mys Buebehärz gleitiger het gmacht z'schlo.

Der Töneli un i sy uf üsne Schlitte ghocket, un es het is gfreore, fascht zume Dräck. De Töneli i syne dünne, fadeschynige Summerhöseli inne no meh, weder mi. Er het i syni blauaglöffne, gstabelige Häng gchuuchet.

«Dir heit jo gar e kener Säu!» het er myni Wort bezwyflet.

«Waas – kener Säu?» I bi toube worde. «Viere hei mer, u zwo dervo de ganz feisse!»

«Das sy jo gar nid euer, die sy dym Götti», het der Töneli bhauptet. Är het der Ungerschied besser gwüsst, weder i sälber.

Es isch aber ou eso gsi, d'Sach het dem Götti ghört, wil mir aber by-n-ihm ghohnt hei un i dert ufgwachse bi, han i nüt andersch gwüsst, weder das u äis isch üersch.

«He jeze, dasch dank glych, wäm es syg, d'Hauptsach ischt, dass mir morn metzge,» han i gseit u afoh brichte, wie das gang, u was es do für guet Sache gäb z'ässe.

Der Töneli het do so i dä chalt Winteroben ychegstuunet, wie wenn er amen Ort, wyt, wyt ewägg öppis gsäch, wo-n-er i sym Läbe nie cha Hoffnig ha, derzue z'cho.

«Un i goh go singe», het er uf einisch gseit. «I wott dem Muetti öppis z'Wienecht choufe – e Bitz Seife – u vilicht – vilicht no ne Vierlig Gaffee.»

Mir hei no ne zytlang uf üsne Schlitte g'gütterlet, nochethär sy mer gäge heizue.

Z'morndrischt hei mer der ganz Tag Schuel gha, u das isch echly dumm gsi; dank me, we deheime gmetzget wird!

I ha der ganz Oben um d'Studen umegschlage vo wägem d'Schuel schwänze, aber do het's e kener Bire gä. Der Götti het aber en Uswäg gwüsst.

«Los Bueb, we d'de ghörscht hacke, so frogscht de d'Lehrere für hei.»

Sälbzyt het men ufem Land usse no nüt vo Fleischhackmaschine gwüsst. Mi het d'Sach uf eme Tütschi, gwöhnlia mit Handbieline ghacket, u das het schön im Takt müesse goh.

Nu guet. Vo der Schuelstuben i üsem alte, ehrwürdige Dorfgymnasium us han i schön übergeseh i Schopf, un es het mi fascht höch ufgha, dass i do hätt solle studiere, ame söttige wichtige Tag. Es het mi düecht, d'Zyt well nid ume, gäb was i zum Pfäischter usguenet ha u glost wie-n-e Häftlimacher. Eis Guete het das aber ou gha. My alti Gwanheit, für nüt u wieder nüt zu de Meitschine hingere z'luege, han i der sälb Tag ganz vergässe. I ha drum z'sälbischt d'Meitschi gar grüüseli gärn gha u de mängisch zur Strof zuene hingere müesse go hocke. Nu, Strof isch das eigetlech e keini gsi, i bi albe no gärn gange. Spöter han ne du nöje nütmech dernogfrogt. Jeze, dä Nomittag han i nume mit halbem Ohr glost, was d'Lehrere gseit het, u wo der Metzger u der Chnächt hei afoh ds Grick hacke, han i nümme müesse froge für hei. Sie het mi scho vorhär heigjagt. Aber ou das het so weneli gmacht, wie's bi de



Madiswil, Chilespycher. Federzeichnung von Carl Rechsteiner.

Meitschine hocke, u wenn i scho deheime nid vil ha chönne mache, weder dürhar im Wäg sy, so bin i mer einewäg grüüselig wichtig vorcho. Wo d'Schuel usgsi ischt u di angere Buebe wie d'Chläblüüs am Gartehag obe ghanget sy, han i zuenen übergeluegt, wie we di ganzi Sach myni wär u der Götti im beschte Fall my Lächeme. Es het mer my Hochmuet erscht wieder echly dämpft, wo der Metzger u der Mälcher hei welle go Zimis näh u s gheisse het: «So Bueb, du chascht de-n-echly luege wäge de Chatze.» Es het mer aber nachhär gradume besseret, wo mer der Metzger der Säustil gä het, i soll dä der Muetter bringe, das syg de myne. Drufache, bim Wurschte, do han i scho frey echly chönne hälfe mit Trabante zwüsche Stuben u Chuchi. Am meischte han i aber Freud gha, wo der Metzger der Teig versuecht, derzue a d'Dieli uechegluengt u d'Ouge verdrähjt het. Das isch für mi jedesmal der wichtigscht Ougeblick gsi. So im Vernachte, wo di erschte Bluet- u Läberwürscht gschwellt gsi sy, isch eim es feins Zibelegschmäckli um d'Nasen umedäselet, u do han i fascht nimm möge gwarde.

Das Gschmäckli het aber all wäg no meh Lüten i d'Nase gstoche. Im Gang usse het es afoh scharren u hueschte, u glyeinisch het es Stimmeli wie-n-es Glöggli dem Schneebürger sys Liedli gsunge, «Der Früelig isch ou scho uf d'Bärg cho».

Der Metzger het glachet, dass ihm ds Wasser über d'Backen acheglüffen ischt.

«Jo, es macht mer mytüüri grad Gattig derzue», het er gseit; «mir wei ömu ds Neujoahr afe lo übergoh!»

I ha scho ygangs gseit, es syg Wienechtwuche gsi, u sälbi Zyt isch das Singen i de Hüseren ume no so rächt der Bruuch gsi. Ume sy de für nes Rächt Wienechtslieder gsunge worde, wie «Oh du fröhliche, oh du selige», oder «Stille Nacht, heil'ge Nacht». Dasmal isch es aber der Töneli gsi, u däm isch es nid eso drufabcho, gäb es Lied zum Wätter, oder zu der Johreszyt passi. Aber singe het er chönne, der Töneli, do het's nüt gä z'rämple, u sym arme, aber rächte Müetti het er mänge Batze chönne heibringe, wo-n-er mit sym schöne Stimmeli verdienet gha het.

Jez, wie das Lied fertig gsi isch, het der Götti d'Türen ufto, u ne gfroggt, gäb er kes andersch chönn. Der Töneli het sech echly bsunne u du vüerplatzget:

«He wohl – afe ds glychlige, ume de zwe Tön töifer u de süscht no eis!»

Der Götti het richtig di gröschti Freud gha a däm ufgweckte Bürschteli. «He nu, so nimm afe ds zwöite».

Vorusse het d'Bisen um d'Huseggen ume pfiiffe u der Schnee a d'Hüüffe gwähjt. Aber wie scho gseit, isch der Töneli dert düre nid exakt gsi, u so het es z'truz der grüüselige Chelti vorusse, i däm warme Gang inne heimelig tönt: «Wie die Blümlein draussen zittern.»

Jo, die hätte fryli alli Ursach gha z'zittere bi der Mordiochelti. Der Götti het's echly zuckt um d'Muulegen ume, u wo-n-er gseh het, wie der Töneli verliebt Naselöchli macht gäge der Chuchi zue, het er ne gheissen ynecho. D'Grossmuetter het grad di erschti Soderete Bluet- u Läberwürscht präglet gha, der Gluscht het mi fascht gmorixlet, un ufem Chuchitisch änen isch es grosses Becki voll Händöpfusalat gstange.

Der Götti het es Täller abem Chuchischaft achegnoh, e Bluet- un e Läberwürscht dryto mit Zibeleschweitzi, e Storete Händöpfusalat derzue u het das zsäme dem Töneli beizt. Dä het Ouge gmacht wie chlyneri Bänneredli, un im Desumeluege isch da Schmous sy natürlech Wäg gange gsi. Wo ne der Götti frogt, weli Würscht dass ihms jez besser chönne heig, het er prompt Bscheid gä.

«Di erschti isch chüschtiger gsi, aber di zwöiti het besser gfueret.»

Jez het dr Götti erscht gseh, dass der Töneli der Händöpfusalat no allen im Täller het.

«Isch er nid guet?»

Der Töneli isch ganz verlägen uf syr Stabällen umegrütscht.

«He-m, i ha süscht d'Röschi gärn, aber die do chan i nid ässe, die isch gsuuret», het er ändlige vürebrosmet.

Wohl – het das es Goudium gä! Der Metzger het sech fascht tröhlet vor Lache, un ou d'Grossmuetter het sech nid chönnen überha.

«Dumme Bueb – das isch jo nid Röschi! – Hescht du no nie kei Händöpfusalat gha?»

Wo mer is echly erhoue gha hei, isch's is erscht ufgfalle, dass der Töneli der Chopf ufe Tisch ufgleit het u dass es ne nume so erhudlet. Ganz erschrocke het ihm der Götti der Chopf ufgha, ds Ougewasser isch däm arme Bueb ume so d'Backen abgrünelet. Mir hei nüt andersch gmeint, weder es syg wäge däm Händöpfusalat u wil mer glachet hei.

«Was hescht?»

Der Töneli het mit sym verblätzete Chuttenermu afoh abputze, u nachhär isch es cho – stoosswys:

«J-ig hätt di W-ürscht n-nid beid sollen ässe», het er vüregschnüpft. – E-eini wär gnue gsi für mi, di angeri hätt dem Müetti deheimen ou guet do».

Jez isch d'Reie für z'grännen a mir gsi, eso het mi das möge. Mir hei deheimen ou nid im Überfluss gläbt, aber doch all Tag gnue chönnen ässe u hei nid müessen erfahre, wie ds Hungerha tuet. We der Töneli nid no öppis hätt chönne mit ihm näh im Seckli inne für ds Müetti deheim, i hätt der sälb Obe nüt achebroocht, gäb was i mi gfreut ha druf.

Wie der Töneli das Seckli i de Fingere gha het, isch es wie-n-e Sunneschyn über das junge, magere Gesichtli gange.

«Vergälts Gott – hunderttausigmal vergälts Gott!» Mit däm isch er zum Loch us u gäge heizue techlet.

Merkwürdig still sy mer zum Tisch zuecheghocket. Der Metzger isch süscht e ruuche gsi, aber ou är het nid vil gseit.

Di Johr sy vorbygange, un i ha das fascht vergässe gha. Als füzähejäh-rigs, brings Bürschteli bin i i ds Waadtland yne cho. U dert – wo-n-i di erschti Wienecht elleini, halberfrozen u hungerig i nere chalte Chammeren obe ghocket bi u vor Längizyti grännet ha – dert isch mer der Töneli z'Sinn cho.

I ha nachhär no mängisch müessen an ihn danke!

Aus: «Oberaargouerlüt», © 1932 by Verlag Sauerländer, Aarau

LANDSCHAFTSSCHUTZ UND KIESABBAU AM BEISPIEL DES HOHBÜEL BEI ATTISWIL

CHRISTIAN LEIBUNDGUT

1. Einleitung

Der Kiesabbau ist ein Problemkreis, der in seinen Auswirkungen in erster Linie das Landschaftsbild betrifft. Als kiesreiche Region wird der Oberaargau durch diese Nutzung stark betroffen. Im Bestreben, den Abbau von Kies langfristig zu sichern, haben der Regionalplanungsverband Oberaargau (RPVO) und die «Interessengemeinschaft Kies» (IGK) Kieskonzepte ausgearbeitet (*Ischi M.*, 1982; IGK, 1983). Ob darin die Belange von Natur- und Landschaftsschutz genügend berücksichtigt sind, muss noch abgeklärt werden (SBN, 1983). Es kommt aber damit zum Ausdruck, dass die vielschichtige Problematik der Kiesgewinnung im Oberaargau offenbar erkannt worden ist und auch dieser Erwerbszweig im Rahmen der Gesamtplanung in der Region behandelt werden soll.

Der Abbau von Kies ist grundsätzlich mit erheblichen Eingriffen in die gewachsene Landschaft verbunden. Vorübergehende oder dauernde Beeinträchtigungen der ökologischen Verhältnisse (Naturschutz) und der ästhetischen Belange der Landschaft (Landschaftsschutz) sind dabei kaum zu umgehen. Bei der Beurteilung der Landschaft und der Auswirkungen von Abbauvorhaben richten wir uns im wesentlichen nach den Grundsätzen, wie sie in den Schriften der Schweizerischen Stiftung für Landschaftsschutz und Landschaftspflege (SSLL) und dem ORL-Institut niedergelegt sind (ORL, 1976). Ziel des Landschaftsschutzes ist es, den einheimischen Landschaftscharakter im Interesse der Allgemeinheit zu erhalten oder womöglich zu verbessern. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen formale Elemente und funktionale Einheiten der Landschaft geschützt werden. Damit soll eine ökologische und kulturelle Verarmung der Landschaft und eine solche schöner Landschaftsbilder (Trivialisierung) verhindert werden.

Im wesentlichen geht es bei der vorliegenden Frage um den umstrittenen Abbau des Höhenzuges des Hohbüel südlich von Attiswil und damit um eine



Abb. 1: Panorama-Aufnahme der Gesamtlandschaft. Sicht vom Jurahang oberhalb Attiswil in Richtung Alpen. Die Landschaft erscheint als harmonische Einheit. Der Hohbüel im Mittelfeld ist innerhalb der Gesamtlandschaft ein dominantes Element.

Beeinträchtigung des Landschaftscharakters (Abb. 1). Es sollen die Bedeutung des Gebietes und die Auswirkungen des geplanten Weiterabbaues auf die Landschaft untersucht und dargestellt werden. Bearbeitet und dargestellt werden nur die Aspekte des Natur- und Landschaftsschutzes.

Der vorliegende Fall des «Hohbüel Attiswil» musste als Einzelfall beurteilt werden. Es soll damit in erster Linie diese spezifische Situation dargestellt werden. Grundsätzliche Überlegungen und Bearbeitungen im regionalen Rahmen sind Gegenstand laufender Arbeiten.

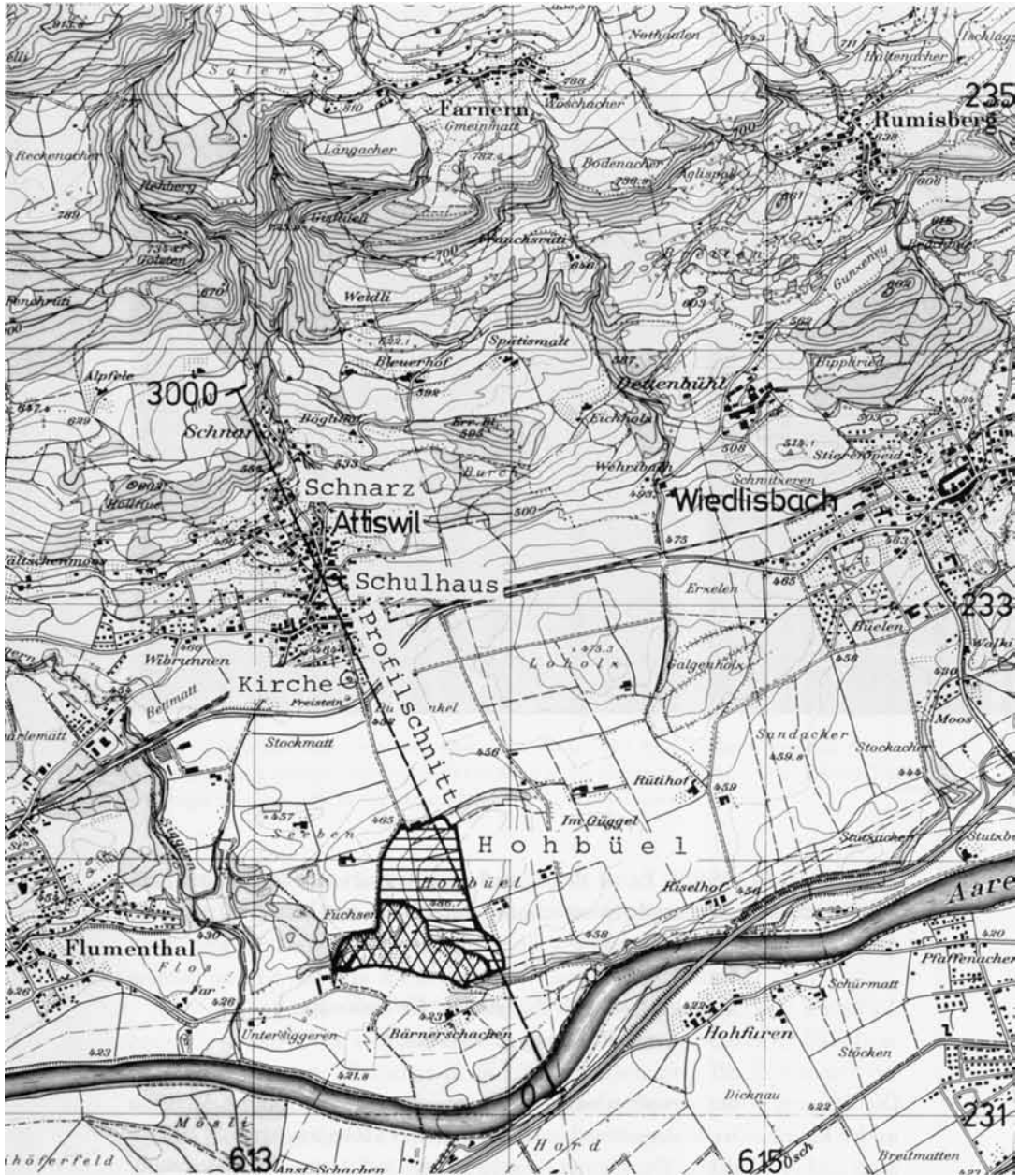
Der Aufsatz basiert auf einem Gutachten des Naturschutzvereins Oberaargau (NVO) zuhanden der Justizdirektion vom Mai 1982 (*Leibundgut Ch.*



und Reinhard H. R., 1982). Er ist damit auch ein Beispiel aus der praktischen Arbeit der «Beratungsstelle Naturschutz» zum Natur- und Landschaftsschutz dieser regionalen Vereinigung.

2. Formale Aspekte der Natur- und Kulturlandschaft und Bedeutung der Landschaft

Die Prägung seiner Gestalt erhielt das Vorland des Juras im Raume Attiswil in der Eiszeit. Der Endmoränenkranz liegt auf der Höhe zwischen Wiedlisbach und Niederbipp. Das Gebiet zwischen dem Dorf Attiswil und der Aare



liegt also bereits im inneren Teil der während der grössten Ausdehnung der Würmeiszeit bedeckten Fläche im Bereich des jüngeren Wangenerstadiums. Beim Rückzug der Gletscher kam es dabei auch zu Seebildungen. Die Grundzüge dieser ursprünglichen äusseren Prägung sind noch vollständig erhalten. Die Einheitlichkeit der Landschaft vom Jurahang in Richtung Alpen ist gewahrt und beeindruckend (Abb. 2).

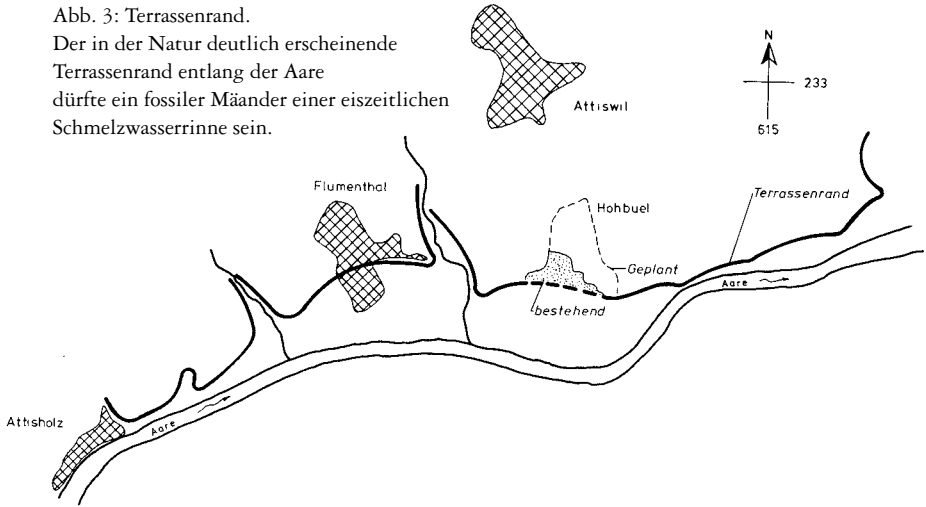
Geologisch-morphologisch ist die Landschaft zwischen Attiswil und der Aare in ihrer Entstehung nicht eindeutig bestimmt. Auf der geologischen Generalkarte (Bl. Basel-Bern, 1:200 000) ist der Hohbüel als Würm-Moränenwall eingezeichnet. In seiner W-E- bis W-ESE-Richtung passt aber der Hügelzug nicht in das jüngere Wangenerstadium. Andere Autoren bezeichnen den Hohbüel als «Moränen im allgemeinen» (*Graul*, 1962). Genauere Angaben sind in *Zimmermann H.* (1963) zu finden: «Im grossen Kieswerk Wyss am Aarerain südlich Attiswil zeigen die Niederterrassenschotter eine Erosionsoberfläche, die von 440 m im W regelmässig aufsteigt und bei 457 m in die W-Seite des Hohbüels übergeht; auf der Höhe dieses Hügels wurden sie bei einer Sondiergrabung auf 480 m wiedergefunden. Diese Erosionsfläche ist mit einer 2 bis 8 m dicken Grundmoräne überzogen, die von einem hangaufwärts fliessenden Gletscher abgelagert wurde. Unter der Kote 453 geht die Grundmoräne nach oben in eine lockere Masse gleicher Farbe über; diese ist etwas feiner, zeigt ein Korngrössenbild wie verlehmt Löss oder geröllfreie Grundmoräne, denn Komponenten über 0,5 mm sind nicht enthalten. Unregelmässig verteilt finden sich Lösskindl bis zu 3 cm. Die Bildung setzt gerade am Steilrand zur Aareebene ein und wird gegen NW immer mächtiger; in der Grube selbst sind 6–7 m aufgeschlossen. Eine 20 m tiefe Bohrung weiter im NW erreichte den Grund nicht.

Die Entstehung dieser lehmigen Masse ist unklar; das Material ist unsortiert wie echte Grundmoräne, enthält aber keine Steine und ist ungepresst, locker und durchlässig. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um einen Zungenbeckensee; durch die abnehmende Eisdicke bei fortdauernder Eisbewegung wurde die Grundmoräne nur noch in ihren obersten Teilen bearbeitet,

◁ Abb. 2: Topographische Situation und Profilschnitt. Ausschnitt aus der LK 1:25 000 mit dem bestehenden (doppelt schraffiert) und dem geplanten Abbaugbiet (einfach schraffiert) im Bereich des Hohbüel. Profillinie von der Aare (0) bis oberhalb des Siedlungsgebietes Attiswil (3000) durch das Abbaugbiet des Hohbüel mit den drei Beobachtungsstandorten Kirche, Schulhaus und Schnarz. Reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie vom 14. 9. 1984.

Abb. 3: Terrassenrand.

Der in der Natur deutlich erscheinende Terrassenrand entlang der Aare dürfte ein fossiler Mäander einer eiszeitlichen Schmelzwasserrinne sein.



so dass nur noch Feinmaterial übrigblieb. Diese Masse schmolz aus Treibeis im abflusslosen See aus und füllte ihn auf. – Später, während des Brestenbergstadiums, wurde alles von Kamesschottern überschüttet.»

Dominantes Element dieser Landschaft ist der Höhenzug des *Hohbüel*. Er steigt mit einer markanten Steilstufe aus dem Bernerschachen an der Aare (ca. 420 m ü.M.) auf. Der als flache Kuppe ausgebildete höchste Punkt liegt bei knapp 490 m ü.M. Der Hang nach Attiswil fällt etwas flacher ab und läuft gegen den Dorfrand zu sanft aus.

Von den im Kartenbild erscheinenden weiteren Hügeln in der Umgebung vermag keiner annähernd die landschaftliche Bedeutung des Hohbüel zu erreichen. Sie sind von geringerer Höhe, flacher ausgebildet und teilweise zu nahe am Jurafuss gelegen, um als eigenständiges Landschaftselement hervortreten zu können.

Im Westen wird das Gebiet des Hohbüel durch die landschaftlich reizvolle Siggern begrenzt. Diese durchschneidet den Terrassenrand, der sich von Attisholz bis Wiedlisbach in unterschiedlicher Entfernung längs der Aare dahinzieht (Abb. 3). Diese landschaftlich auffällende Geländestufe dürfte ein fossiler Mäander einer eiszeitlichen Schmelzwasserrinne sein.

Mit Ausnahme der beiden Gruben sind im Bereich des Hohbüel und dessen näherer Umgebung keine grösseren Eingriffe in die Naturlandschaft vorhanden.

Kulturlandschaftlich bietet das Gebiet des Hohbüel und dessen Vorland bis zum Siedlungsgebiet von Attiswil ebenfalls eine Einheit. Die bescheidenen Einrichtungen der beiden Sportanlagen «Fussballplatz» und «Schiessanlage» vermögen das Bild nicht nachhaltig zu stören. Durch die erfolgte Güterzusammenlegung liegt zwar kein traditionelles Muster der Parzellierung vor, doch sind die einzelnen Grundstücke dem Gelände gut angepasst. Die Siedlungshöfe sind sogar ausgesprochen harmonisch ins Gelände eingepasst worden. Das weitgehend unbebaute Gebiet liegt daher als eine für heutige Verhältnisse in ähnlichen Lagen relativ grosse Fläche freier Landwirtschaftszone vor uns.

Dorfwärts grenzt die Umfahrungsstrasse das offene Ackerland gegen die geschlossene Siedlung von Attiswil ab. Bei den Wegen im Bereich des Hohbüel handelt es sich ausnahmslos um Zubringer- und Güterwege; Durchgangsstrassen sind keine vorhanden. Der ursprünglich gewachsene Charakter der Landnutzung ist noch vorhanden.

Gesamthaft bietet das Landschaftsbild aus der Sicht von Attiswil her einen harmonischen, einheitlichen Eindruck. Aus dem Bereich des Siedlungsgebiets von Attiswil heraus in Richtung Alpen stellt der Hohbüel das dominante Landschaftselement dar (Abb. 2). Dahinter folgen nach Süden Welle um Welle der Moränen- und Molassehügelzüge bis zu den horizontbildenden Voralpen- oder Alpenketten. Wie die Abbildung 2 zeigt, haben alle diese Hügelzüge eine ganz andere Funktion im Landschaftsbild als der zur «Umgebung», zur «engeren landschaftlichen Einheit» von Attiswil gehörende Hohbüel. Beide Elemente zusammen ergeben ein Landschaftsbild von ausserordentlichem Schönheitswert und für den Blick vom Jurafuss auch eine typische landschaftliche Eigenart. In dieser Gesamtheit ist der Hohbüel ein unersetzliches Element.

Die Dominanz des Hohbüel-Hügelzuges ist nun je nach Betrachtungswinkel mehr oder weniger gross. Zur Veranschaulichung dieser Problematik wurde ein Profil von der Aare über den Hohbüel bis auf die Höhe von 600 m am Jurahang konstruiert (Situation Abb. 1). In der Abbildung 4 kommt die beherrschende Grösse des Hügelzuges «Hohbüel» im Vorland des Jurafusses zum Ausdruck. Der geplante Abbau (bis «Abbaugrenze») würde die Horizontlinie des Hohbüel entscheidend absenken. Die maximale Absenkung liegt bei rund 24 m.

Wie üblich in solchen Darstellungen musste das Profil überhöht werden, damit das Wesentliche der beabsichtigten Aussage zum Ausdruck gebracht werden kann. Die Überhöhung beträgt hier 1:10. Die Höhenverhältnisse

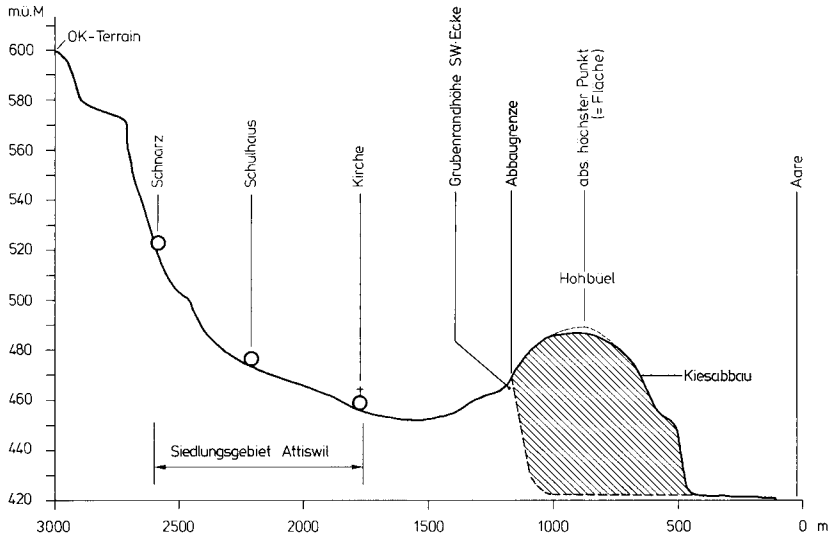


Abb. 4: Längsprofil Jurahang–Aare (10× überhöht). Die natürliche Dominanz des Hohbüel-Hügelzuges würde bei Durchführung des Abbaus (bei Abbaugrenze) gebrochen.

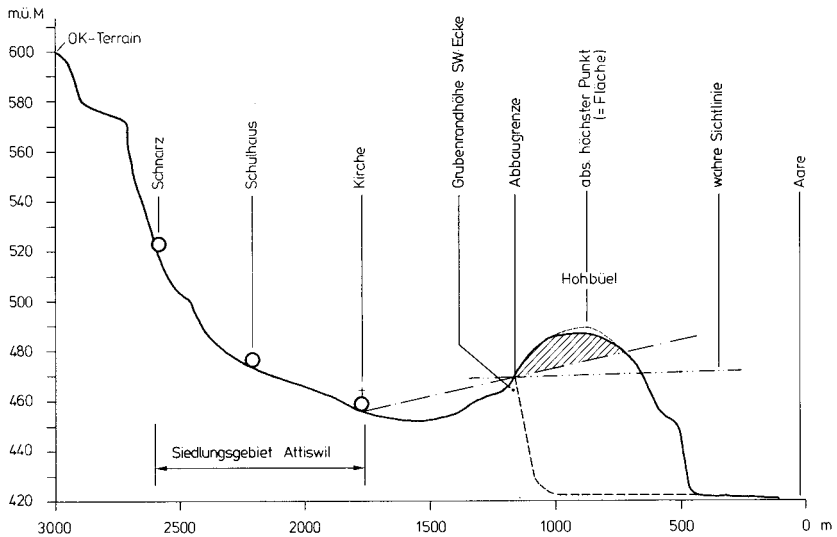


Abb. 5: Sichtlinien ab Kirche Attiswil. Die schraffierte Fläche zeigt den Einblick in die Grube (nördlich Grubenwand) bei einem Abbau bis zur Abbaugrenze.



Abb. 6: Panorama Hobbüel ab Kirche Attiswil. Der Hügelzug als beherrschendes Landschaftselement im Juravorland.

und Sichtwinkel entsprechen damit nicht denjenigen der Natur. Sie sind als schematische Darstellung zu verstehen und sind als solche auch richtig. Sie zeigen, wie bei Änderung des Sichtwinkels die eventuelle zukünftige Einsicht (sichtbare Grubenwand) in die Grube ändert, obgleich sie geringer sind als in den schematischen Profilen.

Die wahren Dimensionen sind aus den fotografischen Abbildungen ersichtlich. In den Profilen selbst sind die wahren Sichtlinien im Bereich des Hobbüel-Querschnittes als Hilfslinie (— · · — · · —) eingetragen. Die wahren Winkel ab Beobachtungsstandort ($\text{tg } \alpha$) verhalten sich entsprechend der Überhöhung wie 1:10 zu jenen in der Graphik und weisen folgende Werte auf:

Sichtwinkel ($\text{tg } \alpha$) ab Kirche	= (+) 131°
ab Schulhaus	= (–) $0,17^\circ$
ab Schnarz	= (–) $2,03^\circ$

In den Abbildungen 5, 7 und 9 sind die Sichtlinien aus den Standorten «Kirche», «Schulhaus» und «Schnarz» in das Profil eingezeichnet. Im Bereich der geplanten Grube ist die jeweils von den einzelnen Standorten aus sichtbare Grubenwand eingezeichnet (schraffiert).

Die Abbildungen 6, 8, 10 zeigen die dazugehörigen Landschaftsbilder in fotografischer Aufnahme. Während der Hobbüel ab Standort Kirche das alles beherrschende Landschaftselement ist, tritt dieses mit zunehmender Entfernung und Höhe sukzessive stärker in die übrige umgebende Landschaft zurück, bis wir am oberen Siedlungsrand ein Bild erreichen, wie es am Anfang dieses Kapitels beschrieben ist. Der Hügelzug des Hobbüel tritt zwar an Grösse, nicht aber an Bedeutung als Landschaftselement zurück.

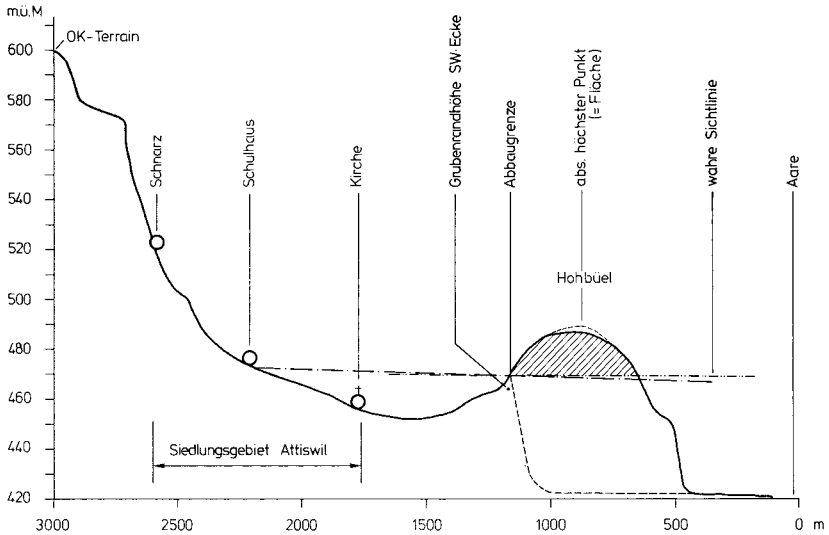


Abb. 7: Sichtwinkel ab Schulhaus Attiswil. Vgl. Legende Abb. 5.

3. Schutzziele

Das Gebiet um den Hohbüel ist nicht unter die Landschaften einzureihen, die seltene und bedrohte Lebensräume oder Lebensgemeinschaften oder einzigartige Naturschönheiten aufweisen. Die Bedeutung und der besondere Wert dieses Gebietes liegt in der *Landschaft als Ganzes*, im Vorhandensein



Abb. 8: Panorama Hohbüel ab Schulhaus Attiswil. Der Hügelzug beherrscht aus dieser Sicht die Jurafasslandschaft.

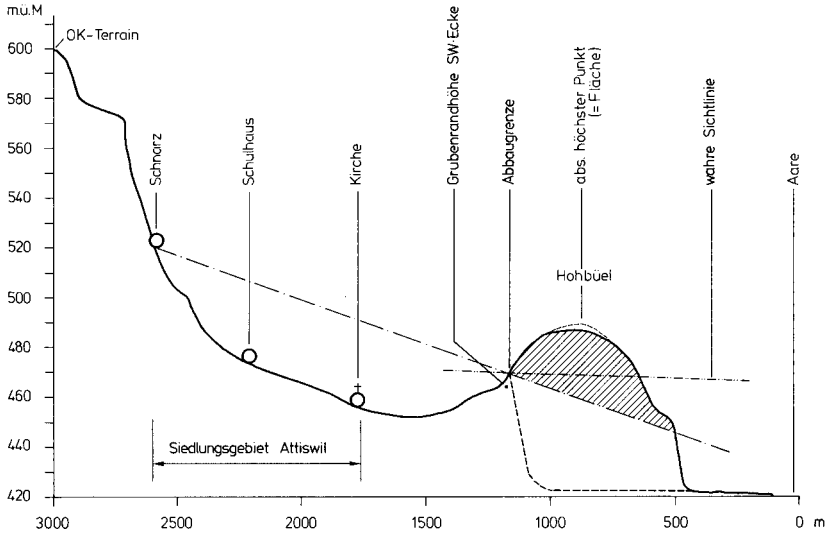


Abb. 9: Sichtwinkel ab Schnarz Attiswil. Vgl. Legende Abb. 5.

einer schlichten, intakten, zusammenhängenden Landschaft, die optisch vom Jurafuss bis zum Alpenrand reichen kann.

Gemäss der Bedeutung, die dem Höhenzug des Hohbüel in der Landschaft zwischen Attiswil und Aare zukommt, muss das Schutzziel wie folgt formuliert werden:



Abb. 10: Panorama Hohbüel ab Schnarz Attiswil. Der Hohbüel ist Teil der harmonischen Landschaftskammer vor dem Dorf und wirkt als Grenze zum weiter hinten gelegenen Aaretal.

1. Die Horizontlinie des Hobbüel darf nicht angetastet werden. Sie ist das entscheidende Element in einem Landschaftsbild von besonderem Schönheitwert. Solche Landschaften sind gemäss verschiedenen Gesetzesartikeln zu schützen (z.B. Bauverordnung, Art. 6 und 8).
2. Das Gebiet vor dem Dorfe Attiswil bis zum Hobbüel als reine Landwirtschaftszone ist in seiner intakten Form unbedingt zu erhalten.
3. Ein allfälliger Abbau von der Aareseite her darf die Horizontlinie nicht erreichen und soll in genügendem Abstand davon beendet werden.
4. Die Kaschierung der herabgesetzten Horizontlinie mit einer Grünhecke kann nur eine unbefriedigende Notlösung sein, da das Landschaftsbild doch beeinträchtigt wäre und eine Grünhecke den Einblick in das Abbauggebiet nur unvollständig verdecken würde.

4. Auswirkungen der geplanten Ausbeutung

Ein Abbau im Hobbüelgebiet im Ausmass der Voll-Variante «*Kieswerke Wyss AG*» widerspricht den aus der Bedeutung der Landschaft und den daraus formulierten Schutzzielen bezüglich des Landschaftsschutzes in allen Teilen. Die entscheidende Grenze «Horizontlinie» wird vollständig missachtet. In seinem westlichen Teil würde der Höhenzug Hobbüel fast gänzlich abgebaut. Der dadurch entstehende Knick in der Landschaft bedeutete, da auf Anhieb als landschaftliches Fremdelement erkennbar, eine weithin wirkende Störstelle. Dieser Eingriff müsste als «erheblich beeinträchtigend» im Sinne der Bauverordnung, Art. 5, bezeichnet werden. Die Abbildungen 5–13 belegen diesen Sachverhalt.

In den Abbildungen 11, 12 und 13 ist die Abbaugrenze bei Vollvariante (—) und bei reduzierter Variante (- - -) in die Panorama-Aufnahme eingetragen. Die drei Abbildungen geben wiederum die Ansicht von den drei Standorten Kirche, Schulhaus und Schnarz wieder.

Die Darstellungen zeigen mit aller Deutlichkeit die Folgen des beabsichtigten Abbaus für die Landschaft südlich Attiswil. Sie zeigen auch, dass aus allen Blickwinkeln die Projektionsfläche des Abbaus nur unwesentlich verändert ist, d.h. dass in jedem Falle ein solcher Eingriff als brutal bezeichnet werden muss.

Von der Aareseite her würde der natürliche Terrassenrand (Abb. 3) ebenfalls in übermässiger und der Landschaft unangepasster Weise zurückversetzt.



Abb. 11: Die Landschaft des Hobbüel mit einst geplantem Abbauggebiet (schraffiert) ab Kirche Attiswil. Die Darstellung zeigt, wie bei einem Abbau in diesem Ausmasse die Landschaft (vgl. Abb. 5) verändert und in ihrer heutigen Einheit zerstört würde. Die gestrichelte Linie ist die Abbaugrenze der «OLK-Variante», für welche heute die Konzession vorliegt.

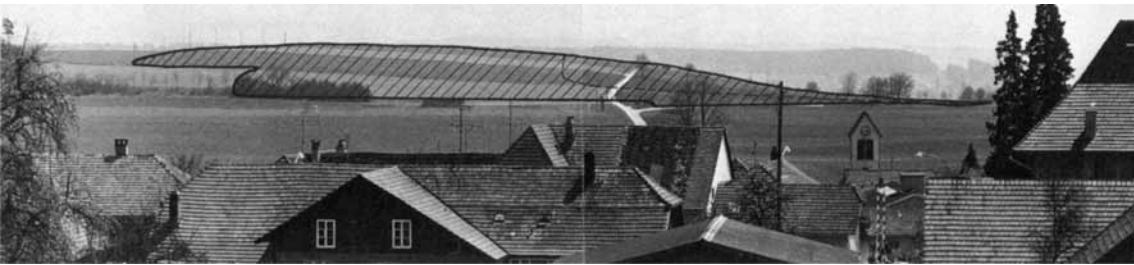


Abb. 12: Panorama Hobbüel mit einst geplantem Abbauggebiet (schraffiert) ab Schulhaus Attiswil. Vgl. Legende Abb. 11.



Abb. 13: Panorama Hobbüel mit einst geplantem Abbauggebiet (schraffiert) ab Schnarz Attiswil. Auch von weiter oben am Jurahang muss ein Abbau als starke Störung im Juravorland wirken. Infolge des höheren Beobachterstandortes wird auch bei der jetzt bewilligten Kiesausbeutung (gestrichelte Linie) eine erhebliche Veränderung der Landschaft zu erwarten sein.

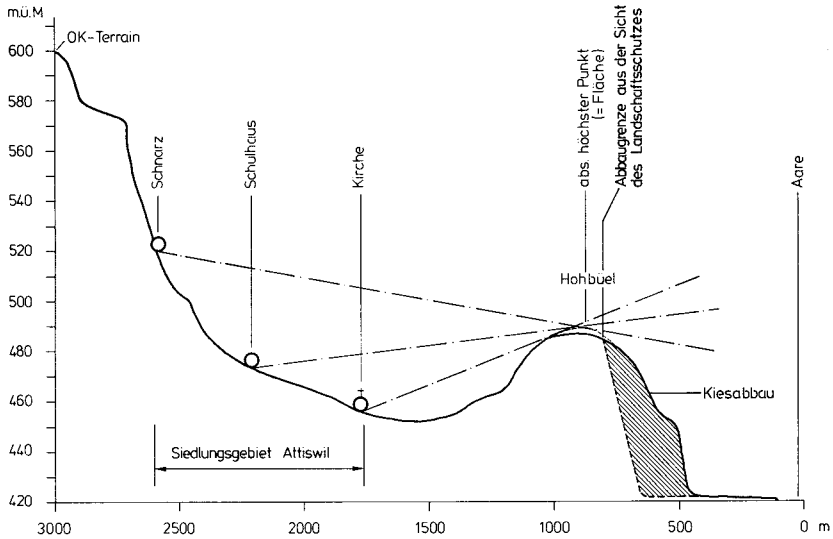


Abb. 14: Sichtlinien bei landschaftsschutz-gerechtem Abbau. Ein Kiesabbau, der tatsächlich auf die Belange des Landschaftsschutzes Rücksicht nimmt, darf die Kretenlinie des Hohbüel von der Aareseite her nicht erreichen. Die Profillinien aus den drei Standorten geben das Mass eines solchen Abbauperimeters. Mindestens vom Jurahang her bleibt so das dominierende Landschaftselement Hohbüel erhalten.

Die *reduzierte Variante* «OLK» berücksichtigt die Erhaltung der landschaftlich entscheidenden Horizontlinie, dies allerdings in unvollständiger Weise, da im westlichsten Teil das Abbaugebiet fast der Vollvariante entspricht (vgl. Abb. 12–15). Damit wäre eine Einsicht in die Grube von Attiswil doch vorhanden und die Einheit der Landschaft nicht gewahrt.

Der Abbau in dieser Form würde in seinem westlichsten Teil schlauchartig in die Terrasse hineinreichen, was nicht als naturangepasst bezeichnet werden kann (Abb. 15). In diesem Teil hat der aktuelle Abbau bereits die aus Gründen des Landschaftsschutzes zu setzende Grenze (max. Abbau) erreicht.

Zum Abbauvorhaben allgemein ist zu bemerken, dass es selbst bei sorgfältiger Planung und Überwachung des Abbaues in diesem Falle sehr schwierig sein wird, die abgebauten Flächen wieder einer normalen landwirtschaftlichen Nutzung zuzuführen. Die benötigten Mengen Auffüllmaterial sind im vorliegenden Fall riesig, wenn Hangneigungen wiederhergestellt werden sollen, die eine mechanische landwirtschaftliche Nutzung erlauben.

Die Erfahrung im Sektor Kiesabbau/Rekultivierung zeigt, dass berechnete Zweifel angemeldet werden müssen, ob diese Mengen Auffüllmaterial auch tatsächlich beschafft werden könnten. Sollte dies gelingen, wird es sich wahrscheinlich um sehr schlechtes Material handeln (Bauschutt u.ä.). Es ist leider eine weitere Erfahrungstatsache, dass es selten gelingt, Fristen der Rekultivierungsmassnahmen einzuhalten.

Da der (natürliche) Mutterboden beim Abbau entfernt werden muss und später nicht mehr vorhanden ist, eignen sich rekultivierte Flächen auch langfristig schlecht für die landwirtschaftliche Nutzung. Unabhängig vom Landschaftsschutz dürfte daher das Abbauggebiet auch langfristig in seiner angestammten Nutzung beeinträchtigt werden.

5. Lösungsvorschläge

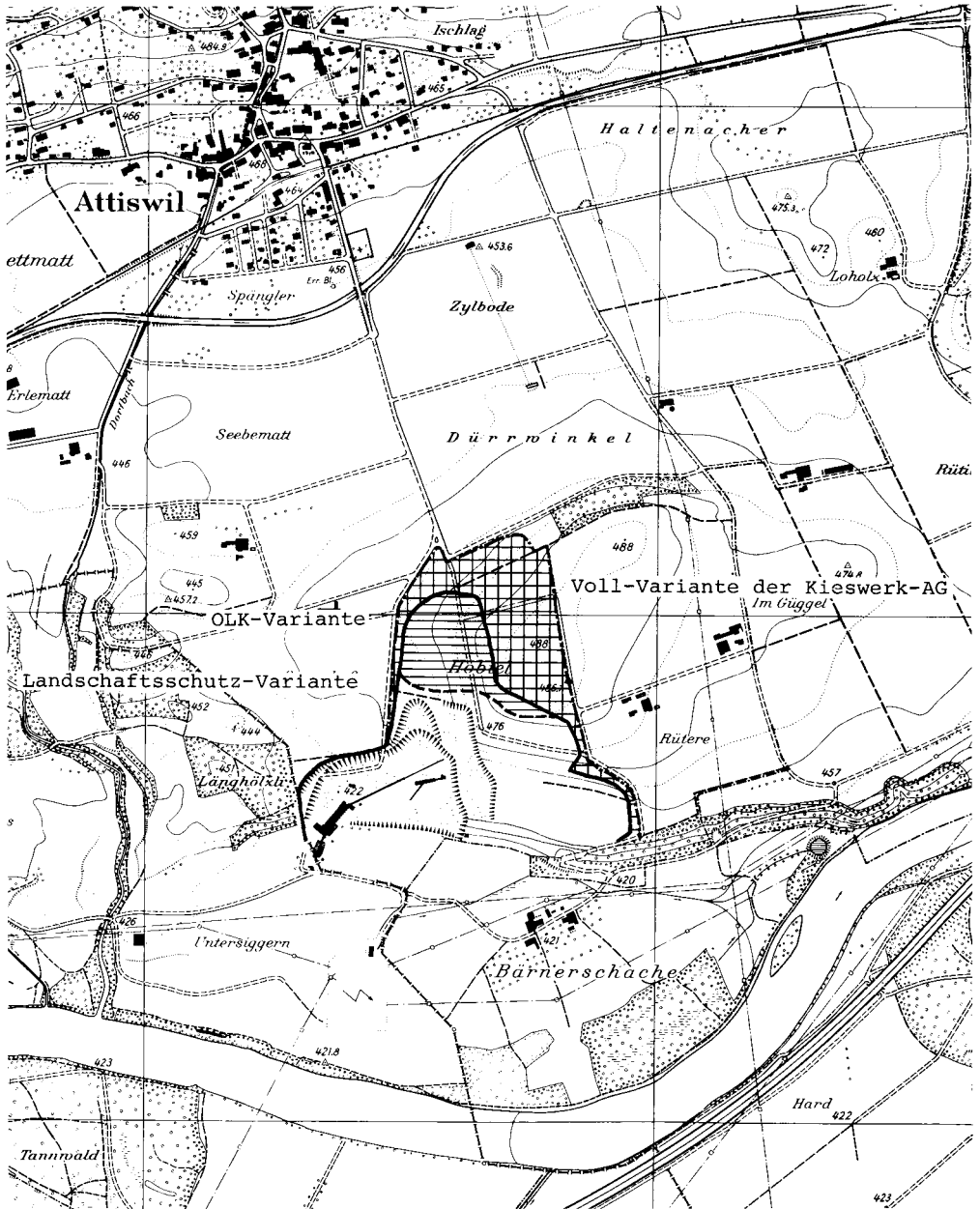
Aus der Bedeutung des geplanten Abbaugebietes Hobbüel als Landschaftselement, den daraus formulierten Schutzziele und den Auswirkungen eines möglichen Abbaues ergibt sich konsequenterweise ein Lösungsvorschlag, wie er in den Abbildungen 14 (Profil) und 15 (Plan) im Schnitt und flächenhaft dargestellt ist.

Mit dieser Variante kann sowohl der Kiesabbau in absehbarer Zeit weiterbetrieben werden als auch den Zielen des Landschaftsschutzes in seinen wesentlichsten Teilen Rechnung getragen werden. Es ist das Ausmass, das aus ethischen Gründen in der Ehrfurcht vor der Natur, der unersetzlichen Landschaft, letztlich der Bewahrung unserer Heimat, gerade noch verantwortet und zugestanden werden kann.

6. Ergebnis

Inzwischen wurde das Verfahren abgeschlossen, und die Entscheide liegen vor. Um das «Ergebnis» verstehen zu können, muss kurz auf die Geschichte des Gesuches eingegangen werden.

Im Dezember 1978 richteten die Kieswerke Wyss AG ein Gesuch um Kiesausbeutung auf Teilgrundstück Nr. 34 südlich der Wegparzelle Nr. 31A ein. Dagegen erhob der NVO im Januar 1979 Einsprache mit der Begründung, dass der Abbau der Hügelkuppe ein unverantwortlicher Eingriff in die



Landschaft darstelle. Da sich keine Einigung über eine Begrenzung des Abbaugebietes erzielen liess, musste die Einsprache aufrechterhalten werden. Nach Vorschlag der OLK wurde nach weiteren Abklärungen im Dezember 1979 von der Baudirektion des Kantons Bern einer reduzierten Kiesausbeutung zugestimmt. Der Naturschutzverein zog daraufhin die Einsprache zurück, unter Vorbehalt der Reduktion des Abbaugebietes. Gegen den entsprechenden Baumentscheid des Regierungsstatthalteramtes von Wangen (August 1981) erhob die Gesuchstellerin «Wyss Kieswerke AG» Baubeschwerde. Zur Wahrung der Interessen des Natur- und Landschaftsschutzes blieb der NVO als Partei im Beschwerdeverfahren beteiligt, wo er in der Folge in Form eines Parteigutachtens die Ansichten vertieft darstellen konnte. In Kenntnis des Inhaltes des NVO-Gutachtens zogen die Kieswerke Wyss AG im Juni 1982 ihre Beschwerde zurück. Mit diesem juristischen Schritt wollten sie offenbar einer möglichen weiteren Reduzierung des Abbaugebietes, wie es vom NVO vorgeschlagen wurde, zuvorkommen. Die Abbaubewilligung mit der OLK-Variante wurde im Juli 1982 erteilt.

Obwohl die Kieswerk AG mit ihrer Maximalvariante nicht durchzudringen vermochte, bleibt das Ergebnis aus der Sicht des Natur- und Landschaftsschutzes unbefriedigend. Die Studie über die visuelle Situation brachte klar zum Ausdruck, dass die jetzt bewilligte OLK-Variante (vgl. Kap. 4 und Abb. 15) ebenfalls zu weit geht mit dem Abbau, und dass die Schaffung eines quer zum Terrassenrand laufenden Grubenschlauches nicht erwünscht ist.

Mit diesem Beispiel wurde die eingehendere Behandlung der Aspekte des Natur- und Landschaftsschutzes im Zusammenhang mit Kiesabbauvorhaben in der Region Oberaargau aufgenommen. Es soll dies verstanden werden als ein Beitrag zur langfristigen Sicherung der Lebensgrundlage «Landschaft» im Oberaargau und als Beitrag zur Methodik der Landschaftsbeurteilung im Zusammenhang mit Kiesausbeutung. Wenn aber mehr als nur Flickwerk getan werden soll, dürfen nicht mehr einzelne Projekte isoliert für sich beurteilt werden. Wir brauchen eine Gesamtschau, in der alle grösseren Bau- und Abbauvorhaben daraufhin geprüft werden, ob sie nicht die Belastbarkeitsgrenzen einer Landschaft überschreiten.

◁ Abb. 15: Situationsplan mit den drei verschiedenen Abbau-Varianten. Vgl. dazu die verschiedenen Profile und Panorama-Aufnahmen in den Abb. 5–14. Reproduziert mit Bewilligung der Eidg. Vermessungsdirektion vom 26. 9. 1984.

Zusammenfassung

Für kiesreiche Regionen werden die Kiesausbeutungen zu einem wachsenden Umweltschutzproblem. Immissionen und Beeinträchtigungen oder sogar Zerstörung von ökologisch wertvollen Lebensräumen und ästhetisch schönen Landschaften gehören zu den Begleiterscheinungen dieses ökonomisch interessanten Wirtschaftszweiges. Am Beispiel eines Abbauvorhabens im Gebiet des Hohbüel bei Attiswil (BE) wird gezeigt, welche Folgen ein Abbau auf das Landschaftsbild haben kann. Aus der Beurteilung der formalen und funktionalen Aspekte der Kulturlandschaft werden die Schutzziele abgeleitet und daraus eine landschafts-angepasste Lösung aufgezeigt. Das zu erwartende zukünftige Bild der Hohbüel-Landschaft bei Durchführung des Abbaues wird anhand von Graphika und Panorama-Bildern dargestellt. Zum Schluss wird das Ergebnis aus der Sicht des praktischen Natur- und Landschaftsschutzes diskutiert. Um die Ressource «Landschaft» wirksam schützen zu können und neben den ökonomischen auch die Gesichtspunkte des Umweltschutzes zum Tragen bringen zu können, ist eine Bewertung innerhalb einer Gesamtschau aller grösseren Bau- und Abbauvorhaben einer Region dringend nötig.

Verdankungen

Ich danke Hansres Reinhard und Valentin Binggeli herzlich für die Mitarbeit.

Literatur- und Quellenverzeichnis

- Bauverordnung (1970): Bauverordnung (Vollziehungsverordnung zum Baugesetz vom 7. Juni 1970) des Kantons Bern.
- Graul, H. (1962): Geomorphologische Studien zum Jungquartär des nördlichen Alpenvorlandes. Heidelberger Geographische Arbeiten 9, Heidelberg.
- IGK (1983): Kiesplanung Oberaargau. Bericht der begleitenden Arbeitsgruppe, Bern.
- Ischi, M. (1980): Kiesabbaukonzept Planungsverband Region Oberaargau, Langenthal.
- Leibundgut, Ch. und Reinhard H. R. (1982): Gutachten zur Frage des Landschaftsschutzes im Gebiet des «Hohbüel» bei Attiswil, Manuskript z.Hd. der Justizdirektion des Kantons Bern.
- ORL (1976): Ausscheidung und Neugestaltung von Abbaugebieten für Steine und Erden, ORL-Bericht Nr. 36, Zürich.
- SBN (1983): Stellungnahme SBN zu Kieskonzept Oberaargau vom 7. Juni 1983, Basel.
- Zimmermann, H. (1963): Die Eiszeit im westlichen zentralen Mittelland. Diss., Zürich.

ZUR WASSERBESCHAFFENHEIT DER GEWÄSSER IM LANGETENTAL

HANSRUEDI WERNLI

Anmerkung der Redaktion: Dieser Beitrag ist ein Auszug aus einer umfangreichen Arbeit zum Thema, die an der Abteilung Physikalische Geographie-Gewässerkunde des Geographischen Instituts der Universität Bern durchgeführt wurde. Sie stellt sich in die Reihe der hydrologisch-hydrogeographischen Veröffentlichungen, die zum Teil auch im «Jahrbuch des Oberaargaus» erschienen sind.

1. Bedeutung des Gewässerschutzes

Bis heute wurden in der Schweiz über 20 Milliarden Franken für den Gewässerschutz aufgewendet, wovon allein im Kanton Bern über 385 Millionen Franken für den Bau der 78 bestehenden Kläranlagen. Entsprechend weisen heute die grossen Flüsse eine befriedigende Wasserqualität auf, kleinere Gewässer des Mittellandes hingegen sind häufig immer noch stark belastet (BUS 1983). Die Gründe dafür sind vielfältig: Ausserhalb der Ballungsräume sind oft erst Teile der Bevölkerung an eine Kläranlage angeschlossen, bei Streusiedlungen sind Anschlüsse problematisch. Für kleinere Gemeinden kann Bau und Betrieb einer eigenen Kläranlage zu unverhältnismässig hohem Aufwand führen. Hier realisieren gewöhnlich jeweils mehrere Gemeinden zusammen ein gemeinsames Projekt. Planung und Ausführung dauern hier zwangsläufig länger. Bei Gemeinden, welche in kleinen Nebentälern liegen, ergibt sich ein weiteres Problem: Die kleinen Bäche, welche hier ungeklärte oder geklärte Abwässer aufnehmen müssen, haben häufig eine im Verhältnis zur Bevölkerungszahl geringe Wasserführung, der Abwasseranteil im Vorfluter ist somit relativ hoch.

Nicht nur die Oberflächengewässer, sondern auch Grund- und Quellwässer sind einer zunehmenden zivilisatorischen Belastung ausgesetzt. Schlagzeilen macht oft das sogenannte Nitratproblem, das heisst, zu hohe Nitratkonzentrationen im Trinkwasser (EDI 1979). In den Ballungsräumen des tieferen Mittellandes stützt sich die Wasserversorgung mehrheitlich auf die

Grundwasservorkommen in den eiszeitlichen und nacheiszeitlichen Schottern der Täler (Poren-Grundwasser). Immerhin beträgt zum Beispiel in Langethal der Quellwasser-Anteil 46% (VGL 1979). Zum Vergleich: In der Stadt Bern werden nur 14% Quellwasser genutzt. Es gilt also in besonderem Masse, nicht nur zum Grundwasser, sondern auch zu unseren Quellen Sorge zu tragen. Auch Quellen, welche zur Zeit nicht genutzt werden, können eine wichtige Wasserreserve bilden. Quellen liefern überdies einen gewichtigen Beitrag zu den in letzter Zeit wieder vermehrt diskutierten dezentralen Versorgungseinrichtungen.

Bei Quellwasser besteht zudem der Vorteil, dass im Störfall die betroffenen Quellen vom Versorgungsnetz «abgehängt» werden können. Dies im Gegensatz zu den allgemein grösseren zusammenhängenden Grundwasservorkommen, wo bei einer Verschmutzung grosse Mengen auf einmal und für längere Zeit unbrauchbar werden können.

2. Die Untersuchungen im Langetental

Wie sind nun die Verhältnisse im Langetental? Diese Frage war Gegenstand einer in den Jahren 1979–1980 durchgeführten Untersuchung (Wernli, 1981a). Dabei ging es nicht nur um den Zustand der Wässer, sondern es wurde auch nach einer Methodik gesucht, welche eine Schätzung der Wasserbeschaffenheit mit Hilfe von Raumparametern erlaubt. Es ging also auch um die Frage, von welchen Raumelementen die Wasserbeschaffenheit zur Hauptsache geprägt wird. Dies mit dem Ziel, nicht nur punktuell, sondern flächendeckend und grossräumig beurteilen zu können, ohne dass der Messaufwand zu gross wird. Eine solche Beurteilung eines gesamten Raumes stellt natürlich nur einen generalisierten Überblick dar, nicht die Einzelheit ist wichtig, sondern die wesentlichen Einflüsse und Zusammenhänge.

Gemäss der Zielsetzung wurde mit den Untersuchungen eine breite räumliche Abdeckung des ganzen Langetentales angestrebt, hingegen beschränkte sich die Häufigkeit der Messungen bei den meisten Stellen auf wenige Male pro Jahr. Eine Ausnahme bildeten die im Rahmen eines grossangelegten Markierungsversuches beprobten Grundwässer in der Umgebung von Langenthal und Roggwil (Leibundgut, 1981). Hier wurden vom Februar 1979 bis zum April 1980 einzelne Stellen bis zu 32mal beprobt (Wernli, 1981a, 1981b).

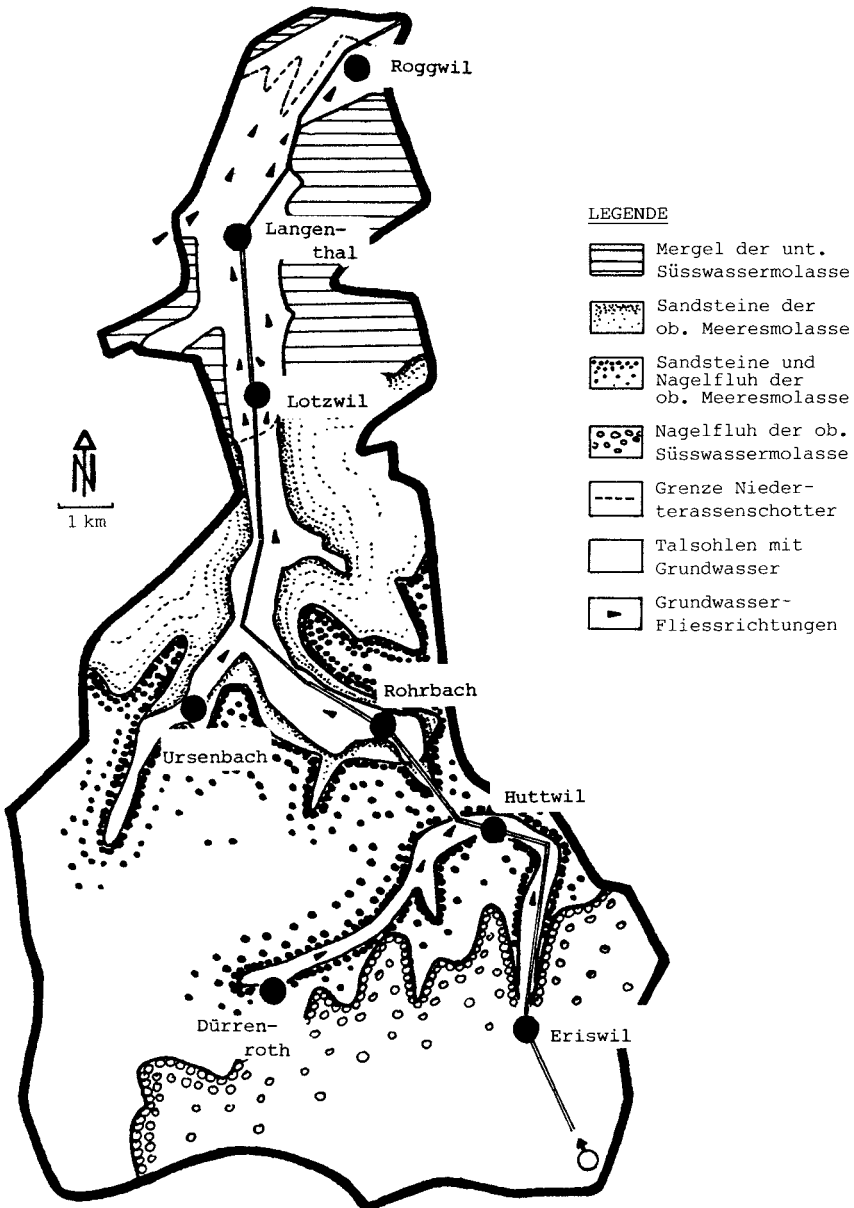


Abb. 1: Hydrogeologische Kartenskizze des Langetentales (Grundwasser-Fließrichtungen nach *Jaekeli* und *Kempf*, 1972, sowie *Leibundgut*, 1981).

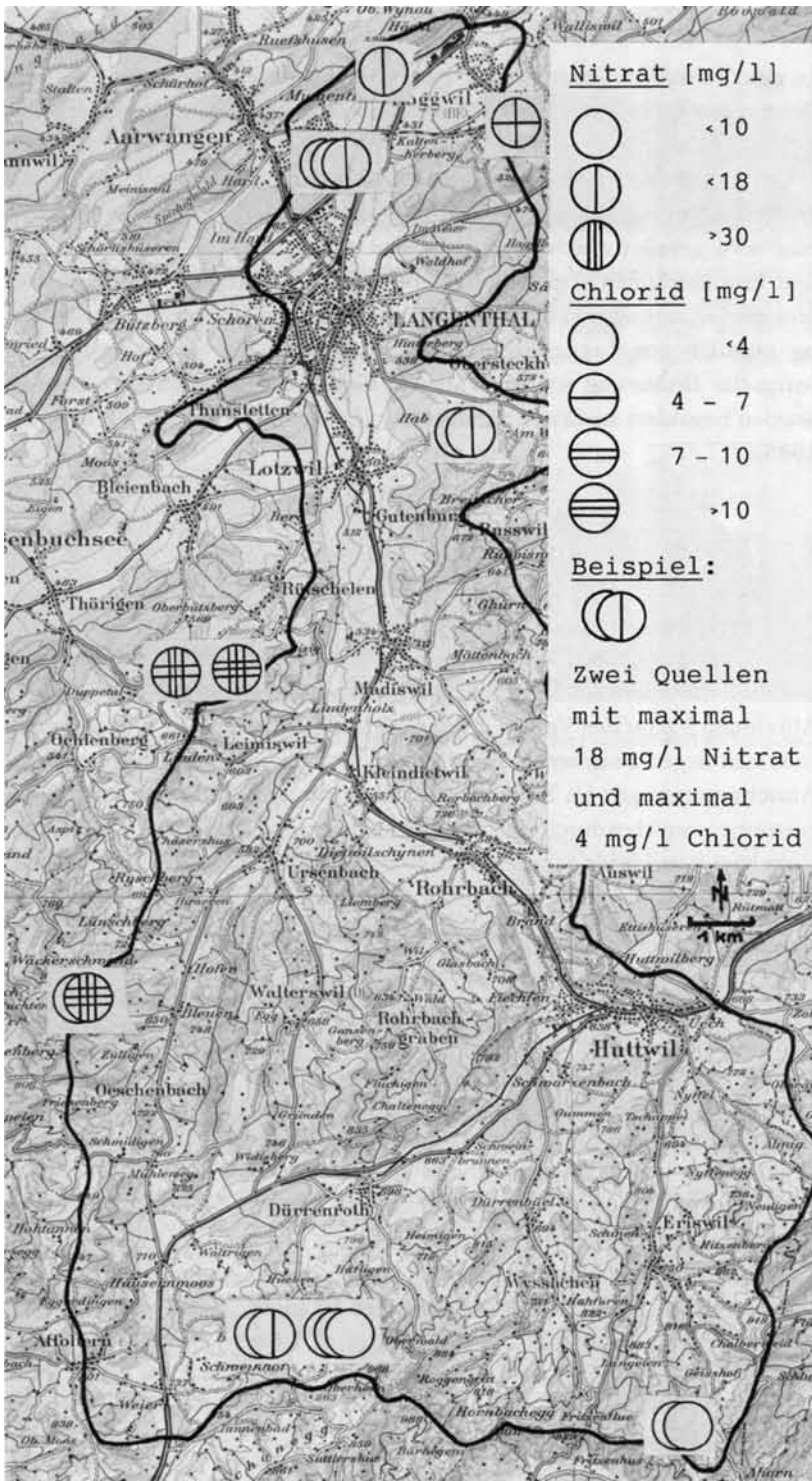
Bei den einzelnen Beschaffenheits-Beprobungen wurden jeweils neben der Temperatur die chemischen Hauptkomponenten bestimmt, dies sind die Wasserhärte (d.h. Calcium- und Magnesiumhärte), Nitrate, Chloride und Sulfate. Vor allem die Nitrat- und Chloridkonzentrationen geben deutliche Hinweise auf die zivilisatorische Belastung eines Oberflächen- oder eines Grundwassers. Dies besonders auch deshalb, weil sich im Langetental an vielen Orten die Gelegenheit ergibt, den Zustand eines Wassers von einem naturnahen Gebiet (zum Beispiel aus Wald oder extensiver Weide) und anschliessend von einem bewirtschafteten Raumabschnitt direkt zu vergleichen. Bei den Fliessgewässern wurden neben den Hauptkomponenten noch das Nitrit, Ammonium (Stickstoffverbindungen) und das Phosphat bestimmt. Weitere bestimmte Komponenten werden hier nicht besprochen, da sie sich für die angestrebte Beurteilung als weniger aussagekräftig erwiesen. Bei den Quellen wurden diese sogenannten Nebenkomponten nur stichprobenweise erfasst, da die Konzentrationen jeweils zu niedrig waren für eine Differenzierung.

3. Gliederung des Untersuchungsgebietes

Die hydrogeologische Kartenskizze zeigt uns grob drei Abschnitte (Abb. 1): Das Ahorn-Bergland im Süden besteht aus Nagelfluh der oberen Süsswassermolasse. Es war in der letzten Eiszeit (Würm) nicht vergletschert, entsprechend finden wir viele Kerbtäler, es ist ein kleinkammeriges Gelände mit vielen Kleinquellen. In diesem Gebiet finden sich auch viele walddreiche oder landwirtschaftlich extensiv genutzte Einzugsgebiete, welche erlauben, Beschaffenheits-Grundwerte von naturnahen oder wenig belasteten Gewässern zu bestimmen.

Das nördlich anschliessende Plateauhügelland besteht vereinzelt aus Nagelfluh, zum grossen Teil aber aus Sandsteinen der oberen Meeresmolasse. In

▷ Abb. 2: Nitrat- und Chloridgehalte einiger Quellen im Langetental. Niedrige Werte: Naturnah oder zivilisatorisch gering beeinflusst. Hohe Werte: Stark beeinflusst. Jeder ganze oder verdeckte Kreis stellt eine Quelle dar. Nitratgehalte von 18–30 mg/l kamen bei den beprobten Quellen nicht vor. Zeichenerklärung: < bedeutet «kleiner als», > «grösser als». (Landeskarte der Schweiz 1:100 000, Blatt 32. Reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie vom 11. Juli 1984.)



den Talsohlen finden sich kleinere Grundwasservorkommen, so zum Beispiel im Rotbachtal und im Langetental südlich von Huttwil (*Jaeckly und Kempf*, 1972).

Im tieferen Mittelland im Norden des Langetentales besteht der Felsuntergrund aus Mergeln der unteren Süsswassermolasse (Abb. 1). Das Landschaftsbild wird geprägt durch eiszeitliche und nacheiszeitliche Akkumulations- und Erosionsformen. Die Schotter über dem Molasseuntergrund enthalten grössere Grundwasservorkommen, so zum Beispiel die Niederterrassenschotter nördlich von Langenthal (*Leibundgut*, 1976). Eine Besonderheit von nationaler Bedeutung stellen in diesem Gebiet die Wässermatten dar, sie wurden besonders ausführlich untersucht (*Leibundgut*, 1976, 1980; *Binggeli*, 1983).

4. Die Quellen im Langetental

Betrachten wir als typisches Beispiel aus dem Ahorn-Bergland eine Quelle beim Chipferweidli südlich von Eriswil (Abb. 2). Ihr Einzugsgebiet beträgt etwa 0,6 Hektaren und besteht aus Wald und extensiv genutzter Weide. Abbildung 3 zeigt den Verlauf der wichtigsten Parameter. Die Nitratkonzentrationen liegen zwischen 5,5 und 7,5 mg/l. Deutlich zu erkennen sind die Ausschwemmungen im Frühjahr, sie fallen mit dem Temperaturminimum zusammen, welches durch das kalte eingesickerte und jetzt bei der Quelle zum Vorschein kommende Schneeschmelzwasser bedingt ist. Die in der Darstellung nicht eingezeichneten Chloridkonzentrationen liegen zwischen 1,2 und 2,5 mg/l. Chlorid- wie Nitratkonzentrationen sind niedrig. Es sind Grundwerte aus einem naturnahen Raum.

Ein ähnliches Bild ergibt sich für drei Quellen im Oberwald südlich von Dürrenroth (Abb. 2). Eine Ausnahme bilden hier zwei weitere Oberwaldquellen mit Nitratwerten von 11–18 mg/l. Ihre stark schwankenden Ergebigkeiten zeigten, dass direkte Einflüsse von der Erdoberfläche her bestehen müssen. Aber auch bei diesen Quellen bleibt der Chloridgehalt unter 2,5 mg/l. Andere Waldquellen im Langetental, so jene bei Obersteckholz und vier Quellen in der Nähe von Roggwil, weisen ebenfalls sehr niedrige Chloridkonzentrationen sowie Nitratkonzentrationen bis höchstens 18 mg/l auf (Abb. 2).

Quellen aus landwirtschaftlich intensiv genutzten Gebieten unterscheiden sich nun deutlich von jenen aus naturnahen Räumen. Zwei Quellen

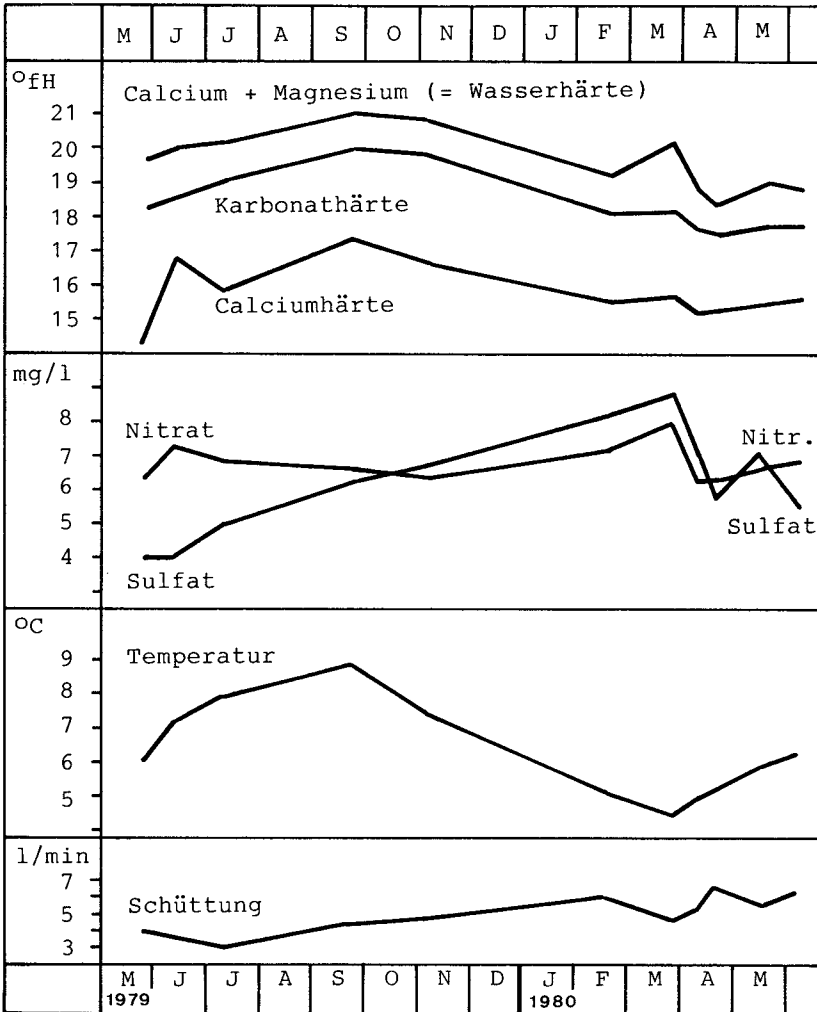


Abb. 3: Jahresverlauf einiger Messgrößen der Quelle Chipferweidli am Ahorn. Diese Quelle ist ein typisches Beispiel für eine Kleinquelle aus einem naturnahen Raum. °fH = französische Härtegrade, mg/l = Milligramm pro Liter (1 mg = 1 Tausendstel Gramm), l/min = Liter pro Minute.

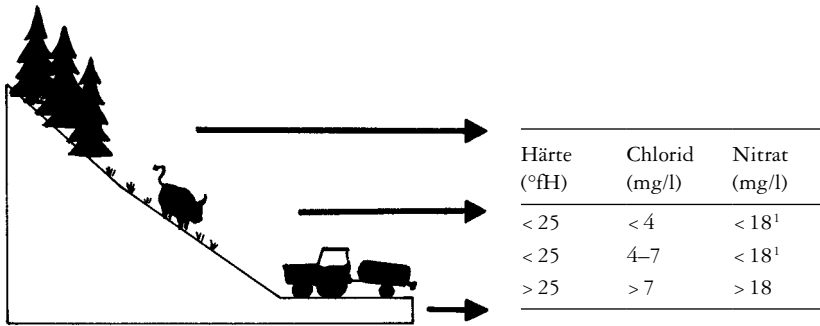


Abb. 4: Richtwerte für Quellen aus Wald, extensiv genutzten Gebieten und landwirtschaftlich intensiv genutzten Gebieten im Langetental. °fH = französische Härtegrade.

¹ Quellen mit geringen direkten Oberflächeneinflüssen, jährliche Schüttungsschwankungen besser als 1:10, haben häufig unter 10 mg/l Nitrat.

südlich von Ursenbach und zwei Quellen bei Leimiswil führten Chloridkonzentrationen von 7–13 mg/l und Nitratkonzentrationen von 25–48 mg/l. Hier zeigen sich nun deutlich die Einflüsse des Menschen, in diesem Falle die Auswirkungen landwirtschaftlicher Bodennutzung. Trotz der verminderten chemischen Qualität dieser Wässer, die Nitratkonzentrationen lagen teilweise über dem Richtwert des schweizerischen Lebensmittelbuches von maximal 40 mg/l, können auch solche Quellen einen Beitrag zur privaten Brauchwasserversorgung leisten (LMB, 1972). In öffentliche Versorgungsnetze dürfte dieses Wasser jedoch nicht eingespeist werden.

Es stellt sich noch die Frage nach dem Einfluss der geologischen Verhältnisse auf die Wasserbeschaffenheit. Vor allem in der Meeresmolasse wären höhere Chloridgehalte denkbar, handelt es sich doch bei diesem Molassesandstein um Sedimente, welche in einem ehemaligen Meeresbecken abgelagert wurden. Die Beprobung der naturnahen Quellen brachte aber keine Hinweise auf nennenswerte geologische Einflüsse bezüglich Chlorid. Zwischen Quellen aus Süßwassermolasse und Meeresmolasse bestand kein Unterschied. Diese Aussage darf natürlich nicht in Gebiete ausserhalb des Langetentales übertragen werden. Andere Wasserinhaltsstoffe wie Calcium und Magnesium (zusammengenommen: Wasserhärte) kommen zum grossen Teil aus dem natürlichen Boden und dem Gestein, wobei aber die Konzentrationen durch verschiedene zivilisatorische Einflüsse erhöht werden. Bei den

Nitratene hingegen stammt ein gewisser Grundwert-Bereich aus der Biosphäre (welche ihrerseits Stickstoff aus der Atmosphäre umsetzt), hohe Nitratkonzentrationen jedoch sind fast immer in zivilisatorischen Einflüssen begründet (Wernli und Leibundgut, 1984). Abbildung 4 zeigt eine Zusammenstellung von Beschaffenheitswerten für Quellen im Langetental.

5. Bäche und Flüsse im Langetental

Sie sind auf ihrem Weg den verschiedensten Einflüssen ausgesetzt. Nur Wald und extensiv genutztes Umland bieten Schutz, hier verändern sich die nun zu Bächen gewordenen Wässer nicht zu ihrem Nachteil (Tab. 1, Abb.). Zum

Einzugsgebiet	Bach	Chlorid	Nitrat	Phosphat
Rotbach	Flüebach Oberwald südlich Dürrenroth	1,2–2,0	5,2– 8,5	< 0,02
Rotbach	Waldbach südlich Roggengratbad/Wyssachen	1,3–1,8	8,4–12,5	< 0,02
Langeten	Flüewald Waldmatt südlich Eriswil	1,3–2,0	6,9–10,3	< 0,02

Tab. 1: Konzentrationsbereiche einiger Waldbäche bei Waldaustritt. Diese niedrigen Werte sind typisch für naturnahe Gewässer im Langetental. Werte in mg/l.

Quellwasser kommt noch oberflächlich und oberflächennah abfließendes Wasser hinzu (sogenannter Zwischenabfluss oder Interflow), besonders nach Regenfällen oder nach der Schneeschmelze. Dieses Wasser bringt etwas organische Lösefracht, gelegentlich auch eine Spur Ammonium, aber die Wasserqualität bleibt gut. Erst beim Durchfließen von besiedeltem Gebiet oder von intensiv landwirtschaftlich genutzten Flächen zeigen sich nachteilige Veränderungen: Verschmutzungsindikatoren wie Phosphat und Nitrit sowie höhere Konzentrationen von Nitrat und Ammonium treten auf. Typisch sind auch, wie wir schon bei den belasteten Quellen gesehen haben, die erhöhten Chloridkonzentrationen. Chlorid ist an sich unschädlich, eignet sich aber im Langetental mit seinen chloridarmen naturnahen Wässern als guter Indikator für zivilisatorische Einflüsse. Betrachten wir als typisches Beispiel für

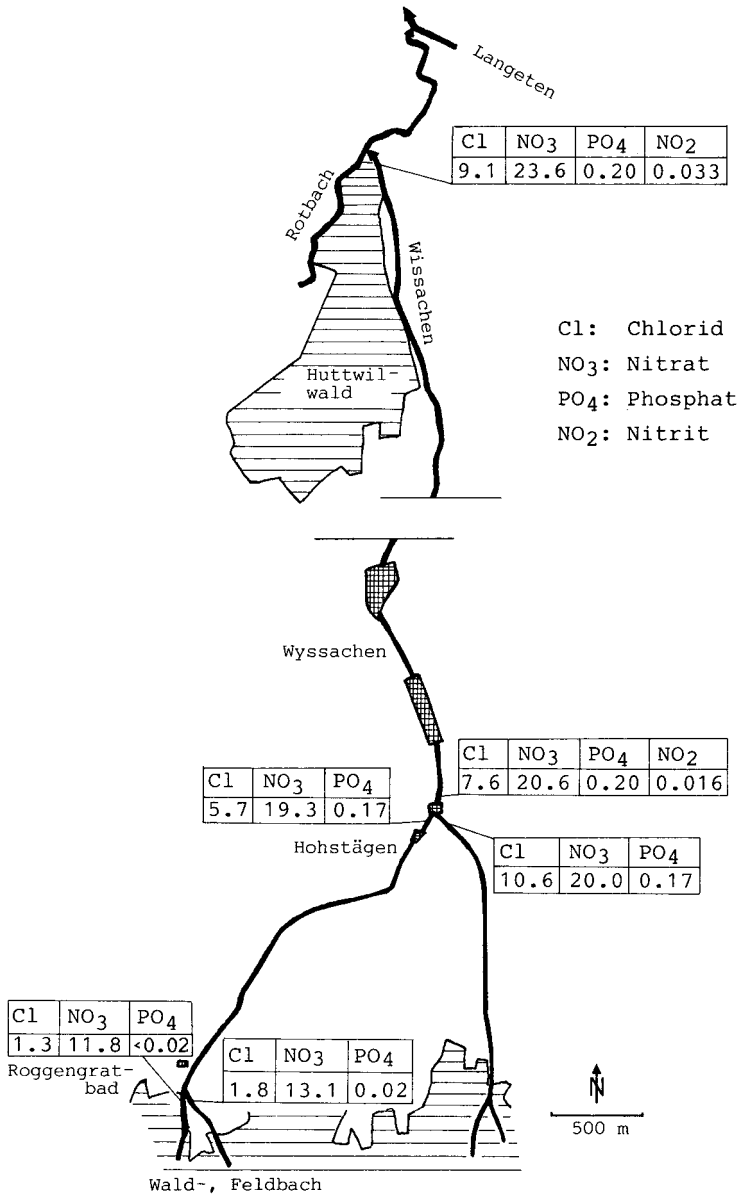


Abb. 5: Entwicklung der Wasserbeschaffenheit der Wissachen südlich von Huttwil (Beprobung vom 18. Februar 1980): Vom Quellgebiet im Süden bis zur Mündung in den Rotbach nehmen die Konzentrationen deutlich zu. Alle Werte in mg/l.

die Entwicklung der Wasserbeschaffenheit den Bach Wissachen, welcher von der Gemeinde Wyssachen herkommend bei Huttwil in den Rotbach mündet (Abb. 5).

Man sieht in dieser Kartenskizze wieder die niedrigen Konzentrationen beim Waldbach südlich des Roggengratbades. Der Feldbach weist geringfügig höhere Konzentrationen auf. Danach nimmt die Lösefracht bis zur Mündung der Wissachen in den Rotbach zu, nur das Phosphat bleibt gleich. Dazu ist zu bemerken, dass Gewässer eine gewisse Selbstreinigungskraft aufweisen, zudem wirken oberirdische und unterirdische Zuflüsse aus naturnahen Abschnitten, besonders aus Waldgebieten, verdünnend auf die Verschmutzungen. Besonders gut sehen wir dies an einem anderen Beispiel, dem Rotbach (Abb. 7). Der Rotbach ist nördlich von Weier bei Affoltern stark belastet: Eine Abwassereinleitung von Affoltern her führt im Rotbach zu sehr hohen Phosphatkonzentrationen bis zu 2,6 mg/l. Seitenbäche aus landwirtschaftlich genutzten Flächen belasten den Rotbach zusätzlich mit Nitraten, die Konzentrationen betragen im Rotbach bis 34 mg/l. Die Chloridkonzentrationen liegen mit bis zu 17 mg/l ebenfalls weit über den Werten von Waldbächen.

Auf seinem weiteren Lauf in Richtung Huttwil erholt sich der Rotbach etwas von seiner Last. Zwar wird diese Verbesserung seines Zustandes gemindert durch die Abwässer von Dürrenroth, andererseits nimmt der Rotbach auch wenig belastete Seitenbäche auf, welche die Abwasserfracht verdünnen. Bei Huttwil, vor der Mündung in die Langete, ist der Rotbach mit Phosphatkonzentrationen um 0,5 mg/l zwar immer noch deutlich belastet, aber sein Gesamtzustand ist doch merklich besser als in seinem Ursprungsgebiet (Tab. 2).

Anders bei der Langete. Sie ist in ihrem Quellgebiet am Ahorn nicht oder nur schwach belastet, die Belastung nimmt aber gegen Huttwil laufend zu (Abb. 7, Tab. 2). Dies, obwohl von der Gemeinde Eriswil über 60% der Einwohner an die Kläranlage Rohrbach angeschlossen sind (Stand 1980). Dieses Beispiel zeigt auch, dass trotz Kläranlagen die Probleme beim Gewässerschutz noch keineswegs gelöst sind.

Zwischen Huttwil und Roggwil nimmt nun die Belastung der Langete nicht etwa ab, sondern zu (Tab. 2). Vom Häberenberg nordwestlich von Huttwil bis und mit Langenthal sind knapp 80% der Einwohner an eine Kläranlage angeschlossen. Die Belastung der Langete heisst nun aber nicht, dass die Kläranlagen (Rohrbach, Lotzwil, Langenthal) wirkungslos wären.

	Phosphat mg/l	Chlorid mg/l	Nitrat mg/l	
Rotbach, Weier bei Affoltern	1,5–2,6	2,5–16,3	18,3–33,6	↓ Abnahme der Belastung
Rotbach vor Mündung	0,3–0,7	8,8–10,0	21,0–24,2	
Langete vor Eriswil	0,06–0,12	4,6–6,4	13,9–17,4	↓ Zunahme der Belastung
Langete nach Huttwil	0,4–0,65	8,3–11,3	19,2–21,8	
Langete nördlich Häberenberg	0,4–0,6	7,5–10,8	20,0–21,8	↓ Zunahme der Belastung
Langete Roggwil	0,65–1,1	1,7–14,0	22,5–25,0	

Tab. 2: Entwicklung der Wasserbeschaffenheit von den Quellgebieten der Langete bis Roggwil. Die nicht angeführten Werte für die Langete vor Huttwil sind fast gleich wie jene nach Huttwil (Wertebereich für ganze Untersuchungsperiode 1979/80, Werte in mg/l).

Ohne diese Anlagen wäre die Langete zweifellos noch wesentlich stärker belastet. – Wenn wir bisher von «Belastung» gesprochen haben, so waren damit die Zivilisationsindikatoren Phosphat, Nitrat, Nitrit, Ammonium und Chlorid gemeint. Zu tatsächlich negativen Folgen führt unter diesen Stoffen im Langetental das Phosphat. Das Phosphat ist ein wichtiger Nährstoff für Pflanzen und führt schon in geringsten Mengen, je nach den übrigen Bedingungen ab etwa 0,1 mg/l, zu Algenwachstum und bei höheren Konzentrationen schliesslich zur Verschlammung und Verkrautung eines Gewässers. Phosphate kommen aus der Landwirtschaft (Dünger) sowie aus Siedlungsabwässern. Im Langetental haben die Untersuchungen gezeigt, dass der Anteil aus Siedlungsabwässern gegenüber jenem aus der Landwirtschaft überwiegt. Bei Bächen aus landwirtschaftlich genutzten Einzugsgebieten mit geringer Siedlungsdichte (Weiler, Einzelhöfe) blieben die Phosphatkonzentrationen unter 0,3 mg/l, Gewässer aus Siedlungsgebieten zeigten meistens höhere Konzentrationen.

Ein interessantes Detail sind die Zunahmen der Phosphatkonzentrationen in der Langete kurz vor Langenthal. Hier zeigt sich der Einfluss der geklärten Abwässer der Kläranlage Lotzwil. Bei mechanisch-biologischen Kläranlagen gelangen nämlich immer noch 45–65% der Abwasserphosphate in den Vorfluter, erst zusätzliche Reinigungsstufen (Fällungen oder Ausflockung und Filtration) führen zu einer weitergehenden Phosphatreduktion (BUS 1983b). Die Kläranlagen im Langetental sind nicht mit solchen Reinigungsstufen ausgerüstet.

Die Untersuchungen zeigten aber auch, dass nicht nur einzelne grössere Verschmutzungsquellen wie zum Beispiel Abwassereinleitungen die Gewässer belasten. Auch die Summe vieler kleiner, im einzelnen kaum merkbarer Einflüsse führt schliesslich zu einer deutlichen Belastung. Massnahmen zur Verbesserung der Gewässergüte wollen wir am Schluss dieses Beitrages betrachten.

6. *Das Grundwasser*

Eine Übersicht über die Grundwasserströme in den Schottern der Talebenen gibt Abbildung 1. Diese Grundwässer besaßen in der Untersuchungsperiode mehrheitlich eine genügende chemische Wasserqualität, auch hinsichtlich einiger ergänzend untersuchter Schwermetalle (Blei, Cadmium, Chrom, Eisen, Kupfer, Mangan, Nickel, Zink). Nicht untersucht wurden die Wässer auf organische Verbindungen, welche allgemein zunehmend Probleme bei der Gewässerreinigung verursachen. Nun gibt es aber deutliche Unterschiede zwischen einzelnen Grundwasservorkommen («Grundwasserprovinzen»). So weist das Grundwasser des Pumpwerkes Fiechten bei Huttwil eine relativ niedrige Lösefracht auf (Abb. 7). Eine ähnlich niedrige Fracht fand sich nur noch an zwei Stellen in den Wästermatten zwischen Langenthal und Roggwil (Abb. 6). Es ist zu beachten, dass auch diese tiefsten im Langetental gefundenen Werte höher sind als bei naturnahen Molassequellen, es bestehen im Langetental keine zivilisatorisch unbeeinflussten Grundwasservorkommen. So wiesen von 47 Messstellen nur deren 10 gelegentlich Nitratwerte von etwas unter 20 mg/l auf, bei den meisten Stellen lagen die Werte zwischen 25 und 30 mg/l, vereinzelt auch darüber.

Auffallend hohe Nitratkonzentrationen weist das Grundwasser von Madiswil auf mit Jahresmittelwerten von 32–36 mg/l (1977–1981). Im Jahre 1954 wurde hier die extensive Bewässerungswirtschaft zugunsten des Ackerbaus aufgegeben, ab 1961 stiegen die Nitratmittelwerte, damals 23 mg/l, fast stetig an. Ein Zusammenhang mit dem Nutzungswandel im Einzugsgebiet dieses Grundwassers drängt sich geradezu auf.

Die Beschaffenheit der verschiedenen Grundwässer ist also recht unterschiedlich, innerhalb eines Grundwasserstromes ergeben sich aber einander ähnliche Wertebereiche oder bestimmte Abfolgen. Mit Hilfe der Wasserbeschaffenheit konnten die Grundwasserefelder von Lotzwil sowie von Lan-

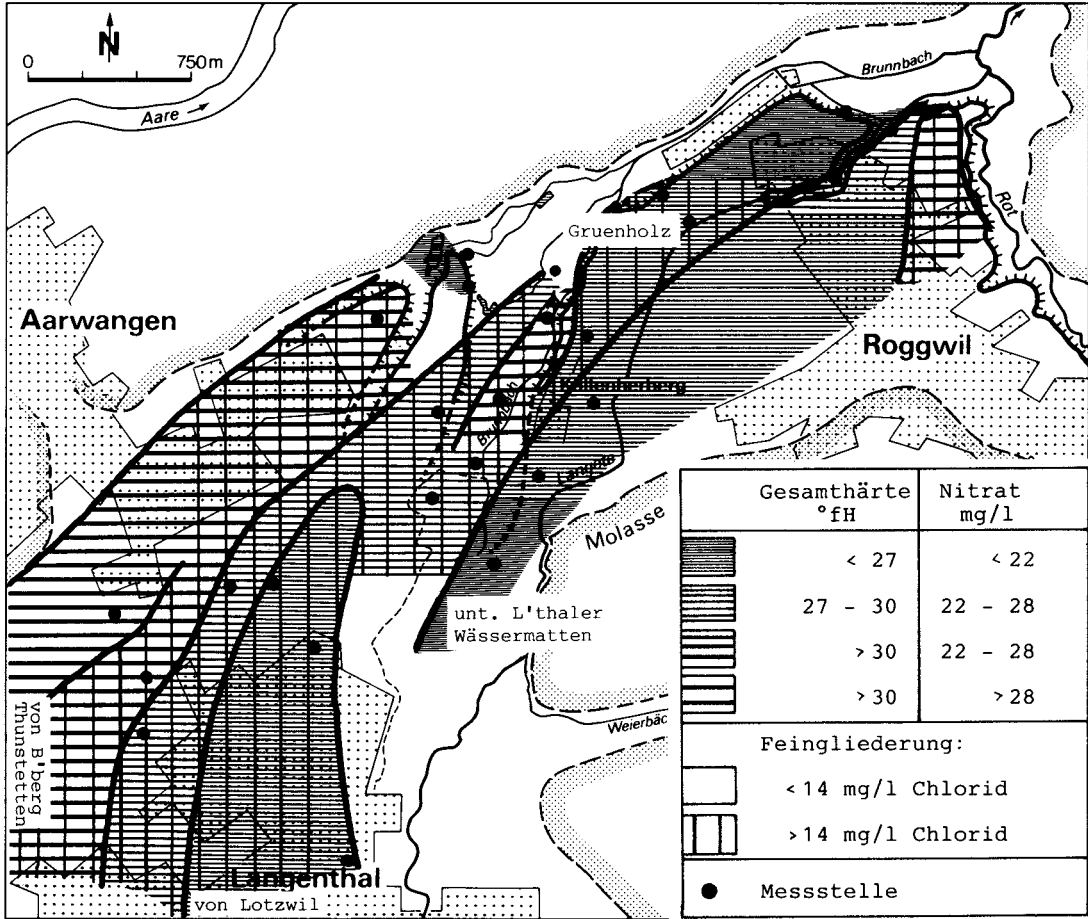


Abb. 6: Abgrenzung verschiedener Grundwasserzonen mit Hilfe von chemischen Parametern.
°fH = französische Härtegrade.

genthal bis Roggwil in einzelne Provinzen unterteilt werden; als Kriterien dienten die Gesamthärte und das Nitrat, für eine verfeinerte Unterteilung zusätzlich das Chlorid (Abb. 6. Wernli, 1981b).

Als Beispiel soll die Zonierung von Langenthal bis Roggwil erläutert werden (Abb. 6). Die Abbildung zeigt im Westen einen von Bützberg und Thunstetten kommenden Grundwasserstrom mit relativ hoher Lösefracht,

bei ihm wird bereits in seinem Ursprungsgebiet der Boden intensiv landwirtschaftlich genutzt. In der Mitte der Kartenskizze erkennt man eine von Lotzwil her über Langenthal nach Norden führende Zone, welche sich wie ein Keil ins übrige Grundwasserfeld hineinschiebt. Auf diesem Weg wird die Wasserbeschaffenheit kaum verändert, nur die Chloridkonzentrationen liegen bei Langenthal um 3–4 mg/l höher als in Lotzwil. Die Auswirkungen des Siedlungszentrums auf die chemischen Hauptkomponenten im Grundwasser sind also gering.

Bei den östlichen Grundwasserprovinzen findet man die niedrigste Lösefracht in den unteren Langenthaler Wässermatten (Abb. 6), welche zwar an der Beprobungsstelle nicht mehr bewässert wurden, aber immer noch vorwiegend als Grasland dienten. Die Wässermatten stellen eine besondere Form der halbnatürlichen Grundwasseranreicherung dar, dabei wird nach alten Regeln («Kehrordnung») Wasser der Langete über extensiv bewirtschaftetes Grasland geleitet, dieses Wasser versickert rasch ins Grundwasser (*Leibundgut*, 1976). Wichtig ist dabei, dass die Schmutzstoffe der Langete schon in den obersten Bodenschichten gefiltert werden; bis jetzt gelangte nichts ins Grundwasser. Positiv wirkt sich zudem der Umstand aus, dass die Langete bei den chemischen Hauptkomponenten trotz der zivilisatorischen Belastung eine genügend niedrige Lösefracht aufweist, um verdünnend auf das Grundwasser wirken zu können. Ausserhalb der Wässermatten nehmen dann die Konzentrationen im Grundwasser zu. Wir sehen dies beim Grundwasserstrom, welcher von den unteren Langenthaler Wässermatten nach Roggwil führt (Abb. 6). Eine Bestätigung für die relativ niedrigen Lösefrachten in den Wässermatten finden wir im Gruenholz: Hier wird das von Südwesten her kommende Grundwasser in den Wässermatten verdünnt und führt somit im untersten Teil des Gruenholzes eine niedrigere Lösefracht.

7. Übersicht über die Wasserbeschaffenheit im Langetental

Wir müssen nun, um zu einem Gesamtbild zu gelangen, die Ergebnisse von Quellen, Fliessgewässern und Grundwässern auf einer Kartenskizze zusammenfassen (Abb. 7). Tabelle 3 zeigt die Beurteilungskriterien, welche nicht für alle Wasserhaushaltsglieder gleich ausfallen. Die Grenzen zwischen den einzelnen Beschaffenheitskategorien wurden so gewählt, dass sich eine differenzierte Gliederung der Wässer nach zivilisatorischer Beeinflussung ergibt.

Die Beurteilungen sind somit relativ und können nur zum Teil mit anderen Untersuchungen verglichen werden.

	Quellen		Fliessgewässer			Grundwasser	
	Chlorid	Nitrat	Chlorid	Nitrit	Phosphat	Härte	Nitrat
natürliche Grundfracht	< 4	< 18	< 4	< 0,005	< 0,1	–	–
schwach beeinflusst	4–7	< 18	4–7	< 0,01	0,1–0,2	< 27	< 22
mittel beeinflusst	–	–	7–10	0,01–0,1	0,2–0,8	> 27	22–28
stark beeinflusst	> 7	> 30	> 10	> 0,1	> 0,8	> 30	> 28

Tab. 3: Beurteilung des zivilisatorischen Einflusses auf Wässer im Langetental mit Hilfe ausgewählter chemischer Parameter. Werte in mg/l, Härte (Wasserhärte) in französischen Härtegraden.

Zunächst fällt in Abbildung 7 auf, dass nur noch wenige Gewässer zivilisatorisch schwach beeinflusst sind oder gar eine naturnahe Grundfracht aufweisen. Andererseits sind die starken Beeinflussungen ebenfalls auf wenige Gebiete beschränkt, gerade im südlichen Langetental, in ländlichen Gebieten ohne Kläranlagen, liegen Gebiete mit starken Einflüssen (Siedlungen und intensive Landwirtschaft) und Gebiete mit geringen Einflüssen (Wald, Weide, wenig Ackerbau, geringe Siedlungsdichte) nahe beieinander. Alle Bäche fliessen der Langete zu und führen hier, zusammen mit anderen Zuflüssen inklusive geklärter und ungeklärter Abwässer, zu mittleren Werten.

Dass die Abwässer der Siedlungszentren entlang der Langete nicht zu grösseren Belastungen führen, ist den Kläranlagen zu verdanken. Immerhin können die Kläranlagen zu punktuellen Beeinflussungen führen, wie wir bereits bei der Langete vor Langenthal gesehen haben. Diese punktuellen Einflüsse wirken sich aber nur auf kurzen Strecken merklich aus, so dass die Langete bei Roggwil in der mittleren Beeinflussungskategorie bleibt. Dabei ist zu beachten, dass die Beurteilungen auf Mittelwerten basieren, in Wirklichkeit schwanken die Werte natürlich im Jahres- und oft auch im Tagesverlauf; gemessene Schwankungsbreiten sind in Tab. 2 angeführt.

Wie bereits gesagt wurde, handelt es sich bei unserer Übersicht um relative Beurteilungen. In Einzelfällen, bei den tiefsten und den höchsten Konzentrationen an Belastungsstoffen, können aber durchaus Beurteilungen vorgenommen werden, welche sich mit jenen anderer Untersuchungen ver-

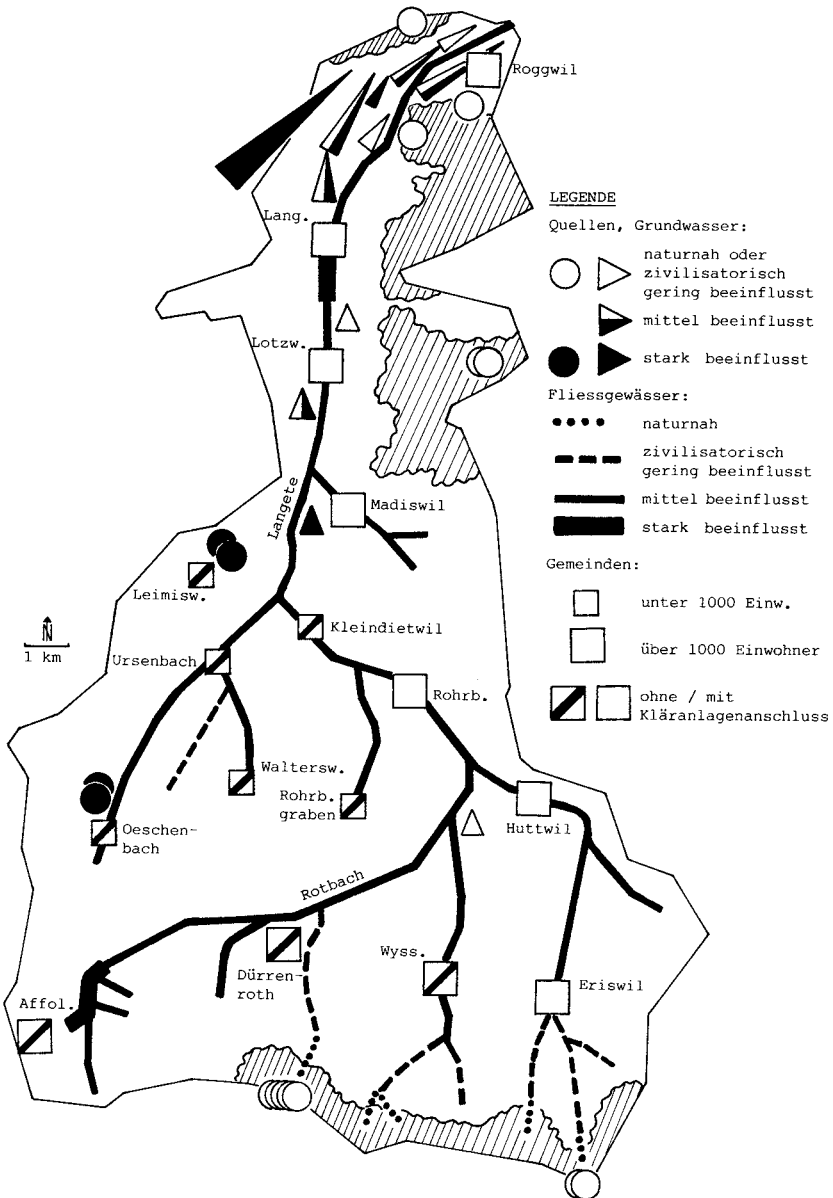


Abb. 7: Zivilisatorische Beeinflussung von Quellen, Grundwasser und Fliessgewässern nach Messungen der Jahre 1979/80. Die Kriterien für die einzelnen Beeinflussungs-Kategorien sind in Tabelle 3 zusammengestellt.

gleichen lassen. So ist die Langete auf ihrer ganzen Strecke zwischen Huttwil und Roggwil als «deutlich belastet» anzusprechen, wenn man Beurteilungskriterien des *Bundesamtes für Umweltschutz* anwendet (BUS 1983a). Der Rotbach ist bei Weier (östlich Affoltern) nach den gleichen Kriterien als «stark belastet» zu beurteilen, die Waldbäche sind «unbelastet». Im Juli 1984 ergab eine Stichprobe bei der Langete nach Roggwil, wo sich die Summe aller Einflüsse des Langetentales zeigt, immer noch die gleiche Beurteilung wie 1979/80, es hat sich also nichts Wesentliches geändert.

Wie Abbildung 7 zeigt, sind auch beim Grundwasser und bei den Quellen alle Kategorien in fast allen Teilen des Langetentales zu finden. Im Gegensatz zu den Fliessgewässern, wo eine starke zivilisatorische Beeinflussung meistens einer Verschmutzung gleichkommt, ist dies bei den unterirdischen Wässern nicht der Fall. Eine starke zivilisatorische Beeinflussung bedeutet hier wegen der intensiven Raumnutzung vorerst einmal ein erhöhtes Risiko einer Verunreinigung. Betrachtet man die Kartenskizze, so lässt sich für die Grundwasserzone bei Madiswil und für den Grundwasserstrom von Bützberg und Thunstetten her ein erhöhtes Risiko folgern. Ob eine solche Folgerung zutrifft, lässt sich leider oft erst im Nachhinein sagen.

8. Massnahmen zur Verbesserung der Wasserqualität

Wir haben gesehen, dass im Langetental nur noch wenige oberirdische und unterirdische Wässer vorhanden sind, welche zivilisatorisch nicht oder wenigstens nur gering beeinflusst sind. Bei der Fliessgewässerbelastung gilt dies übrigens auch für viele andere Täler, zum Beispiel Oenz, Rot, Wigger (BUS, 1983a). Es stellt sich natürlich die Frage, ob eine Verbesserung der Verhältnisse überhaupt erreicht werden kann, nachdem im Langetental bereits 70% der Bevölkerung an eine Kläranlage angeschlossen sind. Diese Frage kann bejaht werden, sofern man Massnahmen im Bereich des Landschaftsschutzes mit einbezieht:

- Erhaltung der zivilisatorisch gering beeinflussten Bäche, Quell- und Grundwässer: Diese Wässer wirken verdünnend auf die Abwasserfracht anschliessender Gewässer. Die Erhaltung der Wasserqualität der noch relativ sauberen Gewässer setzt einen Schutz der umgebenden Landschaft voraus. Werden nämlich Bäche begradigt und vernässte Uferbereiche melioriert, so führt dies meistens zu einer höheren Gewässerbelastung, da



Abb. 8: Gewässeruntersuchung an der jungen Langete unterhalb von Nyffel zwischen Eriswil und Huttwil. Foto Val. Binggeli, Langenthal.

dann eine intensive Bodenbewirtschaftung mit Dünger- und Jaucheeinsatz bis zum Bachufer möglich wird. Ober- und auch unterirdische Abschwemmungen in den Bach sind dann kaum zu verhindern. Ähnliches gilt für das Grundwasser der Wässermatten, dieses Wasser wirkt verdünnend auf höher mineralisierte Grundwasserabschnitte. Die Erhaltung naturnaher Gebiete ist nicht eine Forderung von Romantikern, sondern dringend notwendig, damit sich der Zustand der übrigen Gewässer nicht verschlechtert und weitere Fortschritte beim Gewässerschutz nicht wieder zunichte gemacht werden. Landschaftsschutz, Gewässerschutz und die Sicherstellung guter Trinkwasserreserven hängen zusammen.

- Eine fachgerechte Düngung der Felder wird wohl von vielen Landwirten bereits durchgeführt, andererseits gibt es immer noch Jauchegruben mit zu geringem Fassungsvermögen, so dass im Frühjahr auf Schnee gedüngt werden muss. Dies führt bei der Schneeschmelze zu Abschwemmungen in die Bäche und auch ins Grundwasser. Sanierungshilfen der öffentlichen Hand kämen hier kostengünstiger zu stehen als eine vielleicht einmal notwendig werdende chemische Aufbereitung des Trinkwassers. Ökonomie und Ökologie brauchen kein Widerspruch zu sein.
- Realisierung einer höheren Anschlussquote an die Kläranlagen: Wegen der Streusiedlungen im südlichen Langetental werden allerdings nie alle Häuser mit vertretbarem Aufwand erfasst werden können. Die maximale Anschlussquote wird im Langetental von heute 70% auf maximal 80–85% gesteigert werden können. Dies zeigt deutlich die Notwendigkeit weiterer Massnahmen.
- Ein Phosphatverbot für Waschmittel könnte die Phosphatbelastung der Gewässer deutlich senken, etwa die Hälfte des Phosphates in häuslichen Abwässern stammt aus Wasch-, Reinigungs- und Spülmitteln (BUS, 1983c). Abklärungen über die Unbedenklichkeit von Phosphatersatzstoffen sind noch im Gange.

Weiter zu nennen wären zum Beispiel die Einschränkung im Gebrauch chemischer Hilfsstoffe im Haushalt sowie eine bessere Entsorgung von Sonderabfällen, welche nicht in den Abguss gehören (Lösemittel, Fritieröle usw.). Solche Massnahmen kommen aber erst langfristig zum Tragen, da sie ein Umdenken erfordern. Wir sehen also, dass Kläranlagen eine wichtige Grundlage im Gewässerschutz darstellen, dass sie allein aber nicht genügen. Es bleibt zu hoffen, dass weitere Massnahmen, auch im Bereich des Landschaftsschutzes, in Zukunft auf mehr Verständnis stossen.

Zusammenfassung

In den Jahren 1979–1980 wurde im Langetental bei verschiedenen Quellen, Fliessgewässern und Grundwässern der zivilisatorische Einfluss auf die chemische Beschaffenheit untersucht. Die Ergebnisse sind heute noch gültig. Es zeigte sich, dass nur in Waldgebieten und extensiv genutzten Flächen ein geringer Einfluss auf das Wasser besteht. Bei den Fliessgewässern besteht mehrheitlich eine deutliche zivilisatorische Beeinflussung, oft schon im Oberlauf. Deutliche Einflüsse sind auch bei den meisten Grundwasserzonen erkennbar, eine Ausnahme bilden die Grundwässer der Wässermatten. Für eine Verbesserung der Verhältnisse ist neben weiteren Massnahmen zur Abwasserreinigung auch eine Erhaltung der extensiv genutzten Flächen notwendig, da das Wasser aus diesen Gebieten die Lösefracht der belasteten Wässer verdünnt. Landschaftsschutz und Gewässerschutz gehören also zusammen.

Literatur

- Binggeli (1983): Geografie des Oberaargaus, Sonderband 3 des Jahrbuchs des Oberaargaus, Langenthal.
- BUS (1983a): Der Zustand der Schweiz. Fliessgewässer. Bundesamt für Umweltschutz, Schriftenreihe Umweltschutz Nr. 19. Bern.
- BUS (1983b): Abwasserreinigung und Gewässerzustand. Bundesamt für Umweltschutz, Schriftenreihe Umweltschutz Nr. 20. Bern.
- BUS (1983c): Waschmittelposphate. Bundesamt für Umweltschutz, Schriftenreihe Umweltschutz Nr. 14. Bern.
- EDI (1979): Nitrat im Trinkwasser, Lagebericht. Eidg. Departement des Innern. Bern.
- Jaekli und Kempf (1972): Hydrogeologische Karte der Schweiz 1:100 000 – Bözberg–Bermünster. Schweiz. Geotechnische Kommission. Bern.
- Leibundgut (1976): Zum Wasserhaushalt des Oberaargaus und zur hydrologischen Bedeutung des landwirtschaftlichen Wiesenbewässerungssystems im Langetental. Beiträge zur Geologie der Schweiz – Hydrologie, Nr. 23. Bern.
- Leibundgut (1980): Wässermatten und Grundwasserspeisung – Hydrologische Folgen einer Nutzungsänderung. Jahrbuch des Oberaargaus 1980. Herzogenbuchsee.
- Leibundgut (1981): Tracerhydrologische Untersuchungen im Langetental - Zusammenfassung der Markierungsversuche. In: Steirische Beiträge zur Hydrogeologie 1981. Graz.
- LMB (1972)- Schweiz. Lebensmittelbuch. 2. Band. Kapitel 27A, Trinkwasser. Bern.
- VGL (1981): Lehrerdokumentation Wasser. Schweiz. Vereinigung für Gewässerschutz und Lufthygiene. Zürich.
- Wernli (1981a): Wasserbeschaffenheit und Raumfaktoren. Diplomarbeit Uni Bern, unveröffentlicht. .

- Wernli (1981b): Tracerhydrologische Untersuchungen im Langetental – Chemische Untersuchungen. In: Steirische Beiträge zur Hydrogeologie 1981. Graz.
- Wernli und Leibundgut (1984): Zum Wasser- und Nährstoffhaushalt im Flachweiher Erli-moos. Publikation Gewässerkunde Nr. 46 Geographisches Institut, Universität Bern.

ÄUSSERES WASSERAMT UND OBERAARGAU IN DEN ÄLTESTEN MARCHBESCHREIBUNGEN UND GRENZPLÄNEN

OTHMAR NOSER

Grenzen stellen nichts Unumstössliches dar. Dass jahrhundertealte Grenzschränken fallen, können wir auch heute noch erleben. Manchmal kommt es vor, dass mitten durch geschichtlich gewachsene territoriale Einheiten und Gebilde Grenzen oder sogar Grenzmauern gezogen werden.

Im Rahmen eines kurzen tour d'horizon sollen im folgenden lediglich skizzenhaft einige Probleme und Ereignisse aufgezeigt und illustriert werden, die mit dem Fragenkomplex historischer Grenzbereinigungen in der Region des äusseren Wasseramts zusammenhängen.

Die Untersuchung ist in zwei Teile gegliedert: der erste handelt über solothurnisch-burgdorfische beziehungsweise solothurnisch-bernische Grenzprobleme im Wasseramt aus der vorkartografischen Zeit mit ihren durchwegs nur lokalen Marchbeschreibungen. Im zweiten Teil wenden wir uns den ums Jahr 1700 einsetzenden Grenzplänen zu, für welche jeweils immer auch separate, in Worte gefasste Beschreibungen der Grenzverläufe, sogenannte Verbale, angefertigt wurden. Diese sind bis heute erhalten geblieben. Bei einer solchen Gliederung würde man vielleicht erwarten, dass im ersten Teil keine Planreproduktion erscheint – an zwei, drei Stellen drängte sich jedoch eine Illustration auf und zwar vor allem aus Beleggründen, etwa zur Verifizierung eines Flurnamens.

Anhand der solothurnischen Blätter des Topographischen Atlases der Schweiz (entstanden 1870–1900) seien orientierungshalber die in unsere Arbeit einbezogenen Ortschaften kurz genannt. Es sind dies Äschi, Burgäschi, Bolken; eine etwas spezielle Rolle wird die solothurnische Exklave Steinhof spielen. Im weiteren berücksichtigen wir die Dörfer Heinrichswil und Winistorf. Von den oberraargauischen Ortschaften sind zu erwähnen Seeburg, Hellsau und Höchstetten sowie das mit Ausnahme der Hochgerichtsbarkeit bis 1665 solothurnische Hermiswil (vgl. Abbildungen 1 und 2).

In einem ersten Abschnitt stellen wir uns die Aufgabe, aus der vorkartographischen Zeit an einem – wie uns scheint typischen – Beispiel aus dem

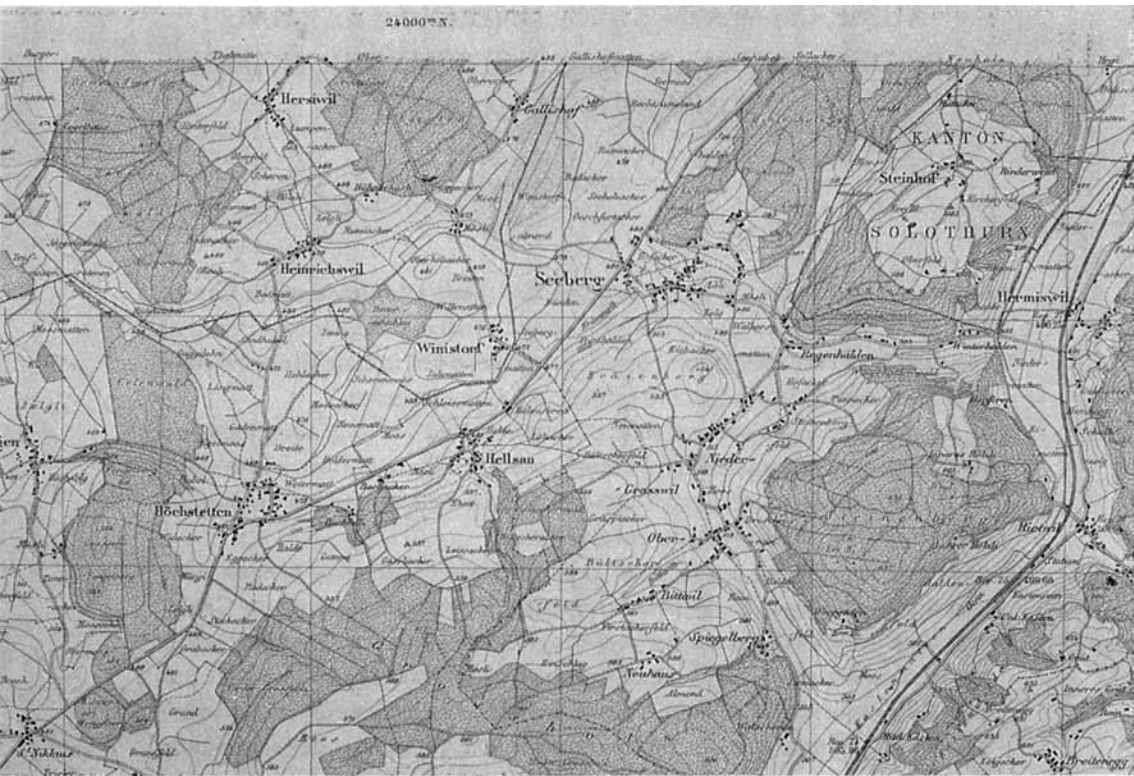


Abb. 1: Topographischer Atlas der Schweiz, Blatt 129, Ausschnitt.

äussern Wasseramt bedeutsame Aspekte historischer lokaler Grenzziehungen vor Augen zu führen. Zu den interessanteren Quellen aus dem Bereich alter Grenzproblemregelungen und Grenzbeschreibungen zählen neben den eigentlichen Grenzverbalen vor allem die ihnen vorausgehenden Akten mit den Verhandlungen und Grenzbegehungsprotokollen: sie lassen uns die Dynamik einigermaßen nacherleben, welche solchen Konfliktbeilegungen eigen war. Neben den rein territorialgeschichtlichen Aufschlüssen geben nämlich solche Akten auch mannigfache Informationen her über Orts- und Flurnamenbestand, sie enthalten Interessantes und zuweilen auch Amüsantes nicht zuletzt für den Volkskundler und Familienforscher, und sie beleuchten

▷ Abb. 2: Topographischer Atlas der Schweiz (1:25000), Blatt 127, Ausschnitt.

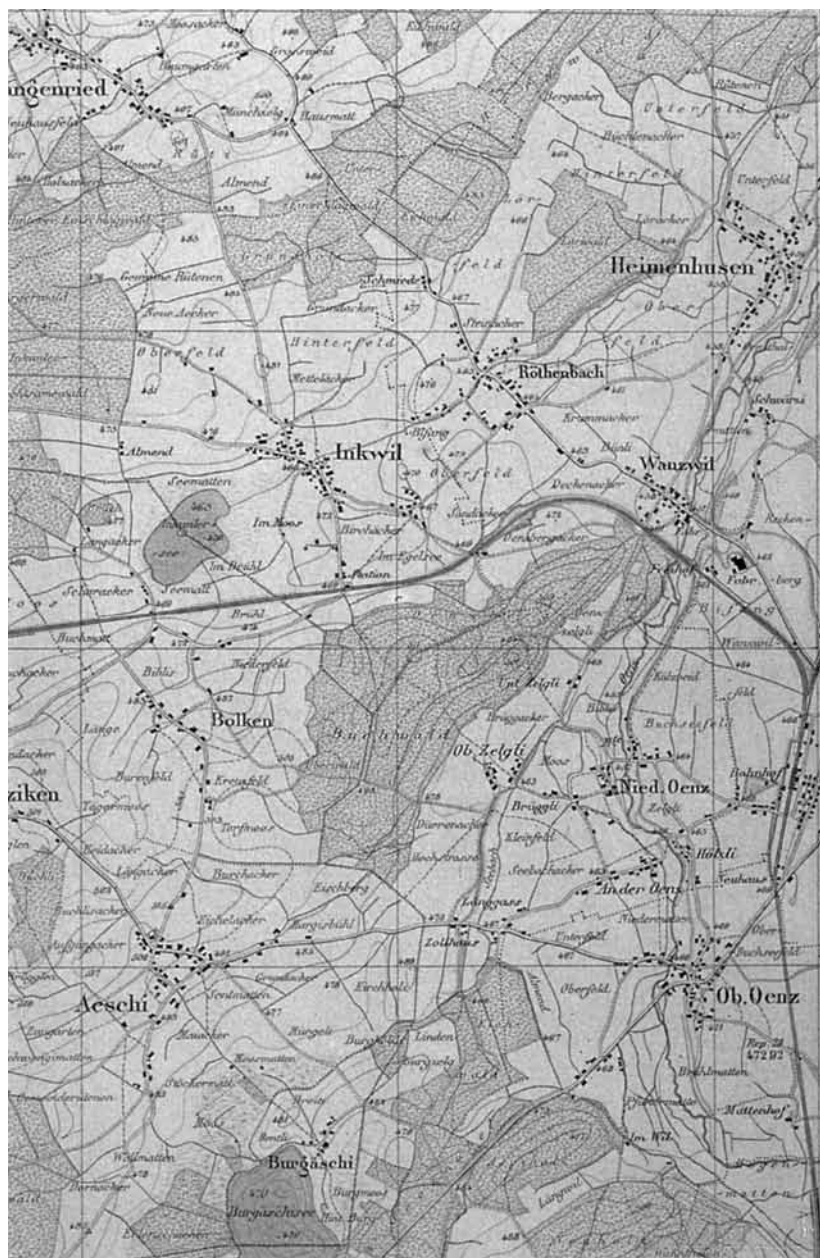




Abb. 3: An den bekanntermassen selten einmal natürlichen, sondern auch im Wasseramt recht verzwickten und verzackten Solothurner Grenzen, begegnen wir manchen steinernen Zeugen alter Grenzziehungen: seien es nun ansprechende Gebilde von künstlerischer Qualität wie dieser Stein am Erlenwald zwischen Aeschi und Gallishof –

▷ Abb. 4: – oder eher nüchterne (Ersatz-) Stücke aus den letzten Jahrzehnten: ein Exemplar am Burchacker zu Aeschi.

zudem mehr oder weniger das Rechtsempfinden und die Mentalität der jeweiligen Zeit.

Unter diesen Aktenstücken hat sich nun auch eine ganze Reihe von sogenannten «Kundschaften» bis in unsere Zeit erhalten: man könnte den Ausdruck «Kundschaft» etwa umschreiben als Anhörung ehrbarer, ortskundiger Vereidigter, die anlässlich von Grenzbegehungen an Ort und Stelle auszusagen hatten, was ihnen über den Verlauf einer bestimmten strittigen Grenze vom Hörensagen oder aus eigener Erinnerung und Erfahrung bekannt war. Nicht vorenthalten möchten wir dem Leser als Beispiel die vielleicht älteste das Gebiet des äusseren Wasseramtes berührende Ortskundigeneinvernahme aus dem Jahre 1479¹. 13 Jahre nach der politischen Angliederung des Wasseramts an Solothurn sehen wir uns in diesem Aktenstück mit einem Streit zwischen Solothurn und Burgdorf konfrontiert, der als Zankapfel den Grenzverlauf zwischen *Steinhof* und *Seeberg* zum Gegenstand hatte. Der Streit sollte nicht weniger als gut hundert Jahre unerledigt bleiben ...

Die Solothurner behaupteten damals, die Grenze des Hofes zum Stein erstreckte sich zwischen Seeberg/Grasswil bis zum «Fronaltar», das heisst zum *Hochaltar* der Pfarrkirche von *Seeberg*. Zur Pfarrei Seeberg gehörten im solothurnischen Wasseramt bis zur Reformation auch Heinrichswil und Winis-



torf und eventuell sogar Hersiwil, während Steinhof, Bolken, Etziken, Äschi, Burgäschi und Hermiswil der Pfarrei Herzogenbuchsee angegliedert waren. Die Kundschaft von 1479 enthält die Namen von 15 Kundschaftsrednern; sie lässt allerdings im Unterschied zu einer 26 Jahre später in der gleichen Streitsache aufgenommenen Kundschaft nur den Standpunkt Solothurns erkennbar werden. Für den Lokal- und Familienforscher von Interesse sein dürften die Geschlechter, denen die Vereidigten angehörten. Wir lesen da Namen wie Kummer, Lehmann, Schilling, Zum Stein, Zum Bach, Stassburger: diese letztgenannte Familie hat sich im Jahre 1471 mit drei Vertretern, nämlich einem Heini, einem Ulli und einem Peter in der Stadt Solothurn eingebürgert².

Über den im Jahre 1479 nicht beigelegten Twinggrenzenstreit kam es wie angerönt 1505 zu einer erneuten Kundschaftsaufnahme und diesmal werden nun auch die Voten der burgdorf-bernischen Interessenvertreter greifbar³. Während wir auf solothurnischer Seite unter den Zeugen zum Teil Angehörige der schon 1479 feststellbaren Familien finden, erscheinen 1505 unter den insgesamt 16 ortskundigen Vertretern der Herrschaften Wangen und Burgdorf etwa ein Clewi Rosenast und ein Clewi Rosenstil von Bettenhausen oder ein Hans Zurkinden von Niederönz. Solothurnischerseits sind neu die

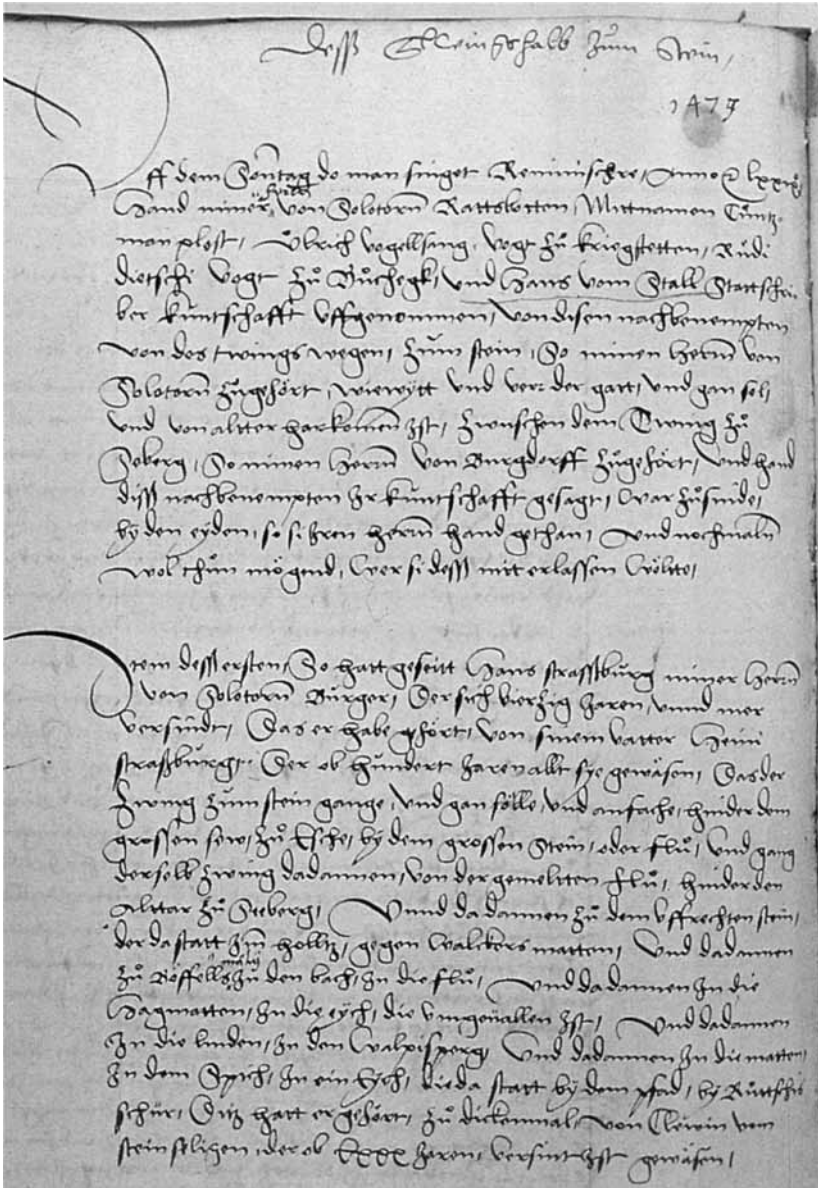


Abb. 5: Erste Seite aus der Kundschaft von 1479 betreffend den strittigen Grenzverlauf zwischen Seeburg und Steinhof.

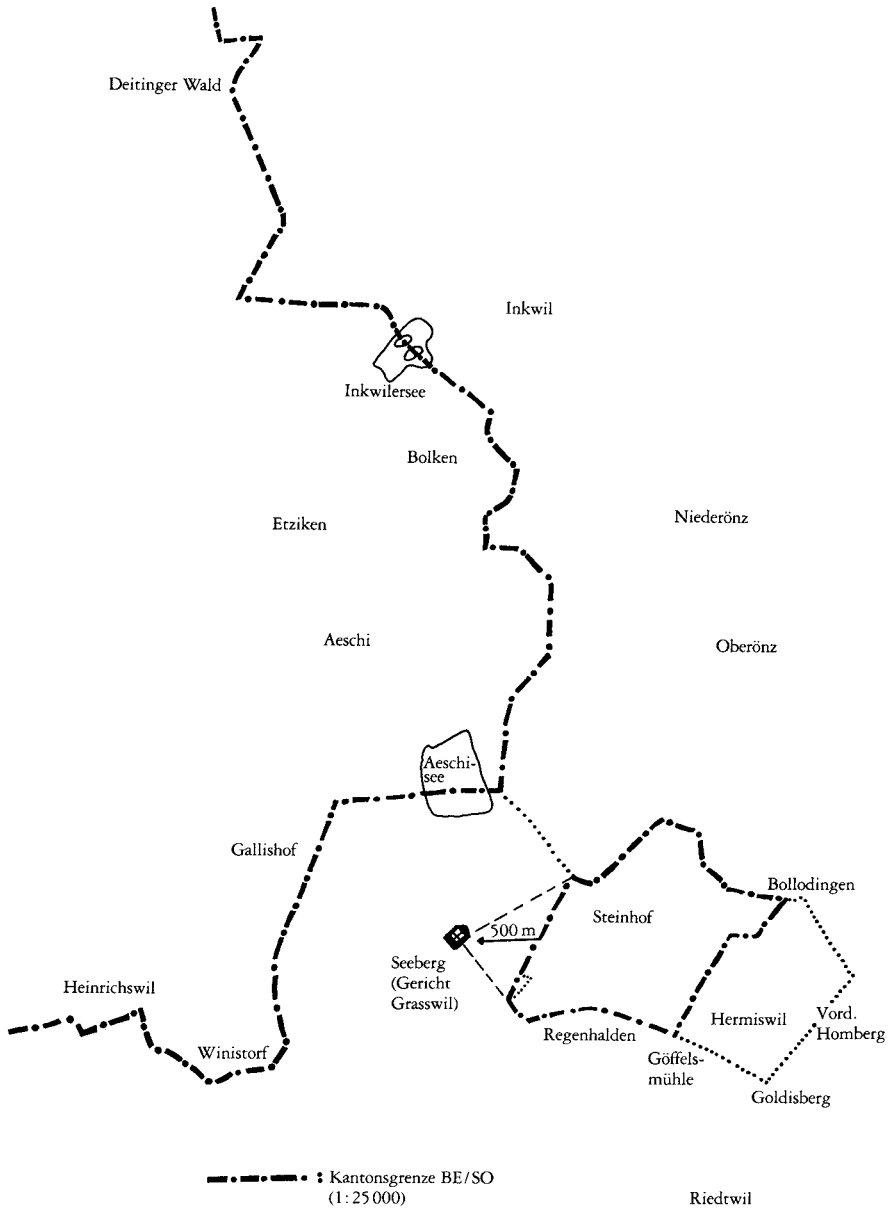


Abb. 6: So etwa dürfte sich Solothurn den Grenzverlauf zwischen Steinhof und Seeberg einst vorgestellt haben – auf jeden Fall das Tälchen (ehemals «Grasweilmoos») überquerend.

Namen Glutz, Graf, Gottgeber und Späti. Üblicherweise waren bei solchen Anhörungen auch die politisch massgeblichen Behörden der betroffenen Städte und Ortschaften anwesend: finden wir 1479 etwa den bekannten Hans vom Stall und den Kriegstetter Vogt Ulrich Vogelsang, so begegnen uns in der Kundschaft von 1505 die Repräsentanten beider Streitparteien: von Burgdorf (Bern) Hans Schnider, Ammann zu Seeberg, Hans Kumber (Kummer) von Grasswil; von Solothurn Seckelmeister Benedikt Fry und der aus der Schlacht von Dornach (1499) bekannte und berühmte Benedikt Hugi. Mit dieser Kundschaft von 1505 kommt nun offensichtlich ein neuer Grenzpunkt ins Spiel, die sogenannte *Nageleiche*. Ihr einstiger Standort lässt sich wohl nicht genau lokalisieren, muss aber irgendwo zwischen der Seeberger Walkermatte und der Kirche Seeberg gelegen haben. Es zeichnet sich also auf solothurnischer Seite ein Zurückstecken der wohl bescheiden zu nennenden territorialen Ansprüche ab: mindestens zwei Solothurner Zeugen lassen jedenfalls den Hochaltar von Seeberg fallen und begnügen sich mit der Nageleiche. Über Eichen als Grenzmale wird weiter unten noch kurz in Wort und Bild zu handeln sein. Die Burgdorfer Seite tendierte dahin – und dies zeigt sich in den späteren Aktenstücken deutlich – die Grenze entlang dem Rain von Steinhof gegenüber dem Seeberger Unter- und Hinterholz als die einzig richtige und akzeptable Trennungslinie der beidseitigen Machtsphären festzulegen.

Kuriositätshalber dürfen wir an dieser Stelle wohl ein in beiden Kundschaften enthaltenes, aber in zwei verschiedenen Versionen überliefertes, namentlich für den Volkskundler pikantes Detail herausheben: wir haben gelesen, wie Solothurn mit dem Hochaltar von Seeberg liebäugelte. Ein Kundschaftsredner mit Namen Uli Kummer, 30jährig, gab 1479 folgendes zu Protokoll: einige Burschen von Kriegstetten führten einmal hinter der *Kirche von Seeberg* in seiner, Kummers Anwesenheit, ein Preiskegeln durch, oder, wie es im Wortlaut der Kundschaft heisst, sie haben «ein plümen usgeben ze keglen»⁴. Die jungen Männer liessen dabei die Bemerkung fallen, sie befänden sich, was den Kegelplatz betreffe, auf Solothurner Boden. Niemand widersprach dieser Aussage. So Uli Kummer. Die Version in der Kundschaft von 1505, zu Protokoll gegeben von einem Hans Kummer von Heinrichswil, ist ausführlicher⁵. Kummer erinnert sich, wie sein Vater und andere damals an diesem Kegelspiel Beteiligte erzählten, es sei bei dieser Keglete zu einer Handgreiflichkeit zwischen zwei Burschen gekommen: der schuldige Schläger, ein Solothurner, aus Furcht, im bernischen Grasswil verhaftet und



Abb. 7: Auf der Anhöhe im Hintergrund die Seeberger Kirche von Steinhof aus gesehen.

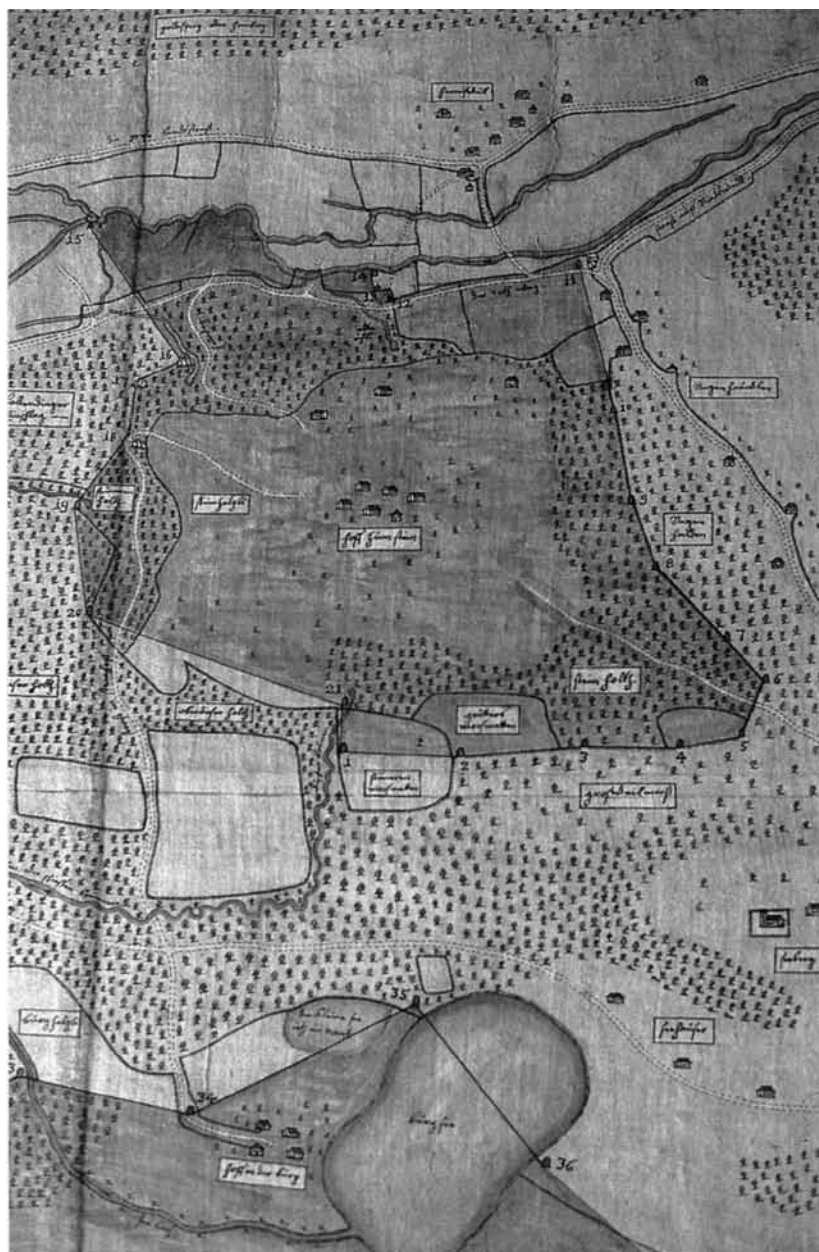
bestraft zu werden, habe sich hinten hinab «zum Thürli» gerettet und gesagt, jetzt stehe er auf Solothurner Boden, oder wie der Originaltext sagt «uff miner Herren von Solothurn Twing». Tatsächlich habe dann bernischerseits niemand gewagt, Hand an den Schuldigen zu legen. Diese Kegelgeschichte erzählten hierauf noch zwei andere Kundschaftsredner. Wenn wir nun das «Schweizerdeutsche Wörterbuch» («Idiotikon») unter dem Stichwort «Kegeln» beziehungsweise «Kirchhof» aufschlagen, dann finden wir darin unter anderem auch den Nachweis, dass für die Volksbelustigung des Kegeln früher nicht selten Friedhöfe benützt wurden, was auch entsprechende Verbote mit sich brachte ... Friedhöfe waren zwar häufig Freistätten, wo Verhaftung als unstatthaft galt – aber vielleicht war man dessen in Seeberg nicht so sicher ...

Der Grenzstreit Steinhof/Seeberg sollte wie gesagt die Solothurner, Burgdorfer und Berner Gemüter noch bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts beschäftigen. Offensichtlich konnten weder Solothurn noch Burgdorf ihre Ansprüche mit eindeutigen Rechtstiteln belegen, sonst hätte es ja einer derart langwierigen Prozedur mit Kundschaftsaufnahmen und Korrespondenzen nicht bedurft.

Allerdings hatte einst nicht nur das umstrittene Gebiet zwischen Steinhof und Seeberg, sondern die ganze Herrschaft Grasswil/Seeberg und mithin auch der Landstrich zwischen Seeberg und Winistorf-Äschi nach Solothurn gehört – doch nur für ein Vierteljahrhundert, nämlich von 1370 bis 1395: Hans *Junker* (oder Jungherro), ein Krämer, Bürger von und wohnhaft in Solothurn, hatte 1370 die Herrschaft Grasswil mit Seeberg aus der Hand der Gräfin Anastasia von Kyburg und Hartmanns, Landgraf von Burgund, um 400 Gulden käuflich erworben. «Ungeschickt» aus solothurnischer territorialpolitischer Perspektive war nur, dass eine Tochter Hans Junkers, namens Agnes, die Hand zum Ehebunde einem Berner mit Namen Enz (Vinzenz) Matter reichte und ihm die Herrschaft Grasswil in die Ehe brachte: die beiden verkauften auf Berns tüchtiges Betreiben hin 1395 diesen Besitz an die Stadt Burgdorf⁶. Vielleicht hat der eine oder andere Kundschaftsredner von 1479 oder 1505 von dieser Solothurner Epoche, einer eigentlichen Territorialerwerbsschance, noch direkte Kenntnis gehabt, zumal ja ein Zeuge bei seiner Anhörung daraufhinwies, seine Aussage stütze sich auf einen 130 (!) Jahre alten Mann namens Cüntzi im Gäu – diese Altersangabe lässt sich im Originaltext nicht anders lesen, von ihrer Stimmigkeit mag man allerdings halten, was man will.

Am 22. Mai 1592 kam es dann zur endgültigen Beilegung des Grenzstreits⁷. Ohne näher auf die in der Zwischenzeit produzierten Akten einzugehen, halten wir nur fest, dass der Grenzvertrag von 1592 unter anderm die klare Feststellung enthält, man habe mit diesem Marchbrief wohl die *Landes- und Beholzungsgrenze* fixiert, aber die *gemeinsame Weide* des Viehs («Feldtfahrt und Trättote») sowie der gegenseitige (grenzüberlappende, bäuerliche) Güterbesitz würden davon nicht tangiert: grenzüberlappende Verknüpfungen und Überschneidungen wirtschaftlicher Natur bestanden hier also weiter, was durchaus nichts Besonderes darstellt⁸. Grundsätzlich mag hier daran erinnert werden, dass die Staatswesen des Mittelalters ja noch nicht durchwegs auf einem geschlossenen Staatsgebiet mit einem dazu gehörenden Volk basiert hatten: primär charakterisierten sie sich durch eine Herrschaft, welche

▷ Abb. 8: Die Steinhofgrenze, wie sie 1592 festgelegt worden war: auf einem Plan von Johann Melchior Erb aus dem Jahre 1714 ist sie deutlich erkennbar. Beginnend bei Grenzstein Nr. 1, der die ehemalige bernische Vogtei Wangen, die Vogtei Grasswil und die Gemeinde Steinhof scheidet, verläuft die Grenze durchs «Grasweilmoos» nach Seeberg an die Regenhalde und von da zur Göffelsmühle. Plan STAS A 72.



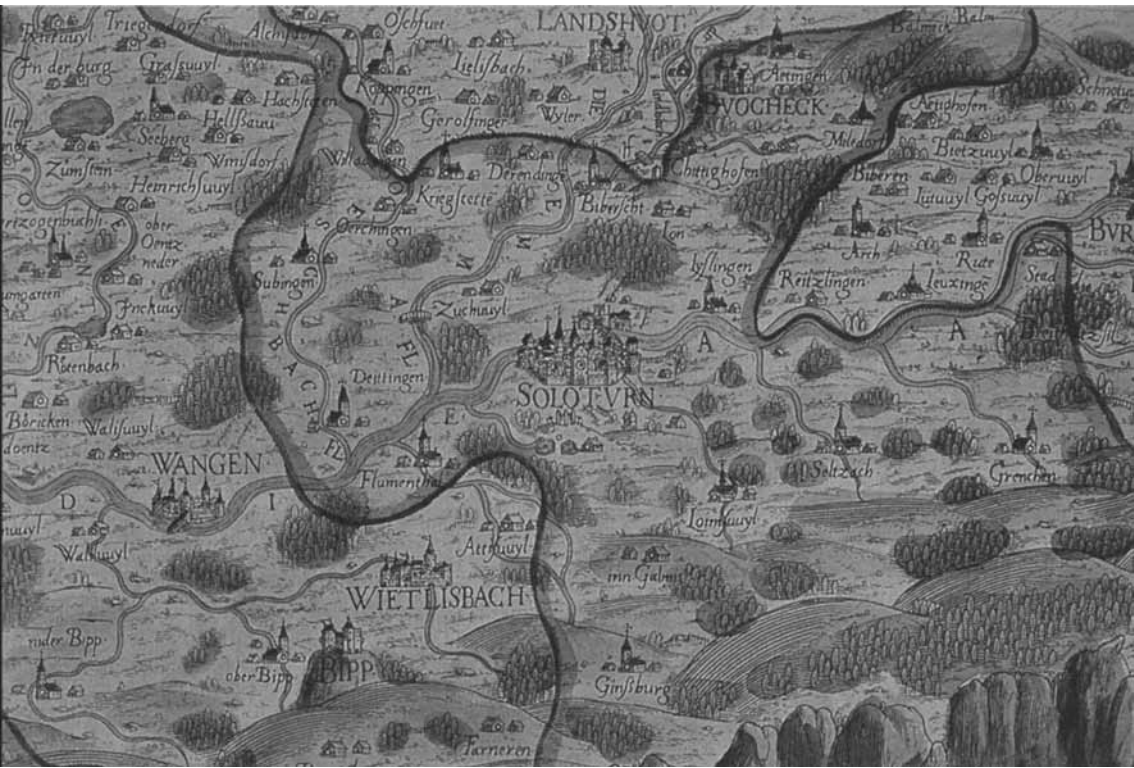


Abb. 9: Ausschnitt aus Blatt 15 der Karte des bernischen Staatsgebietes 1577/78 von Thomas Schoepf (Aufnahme aus Faksimileausgabe Josef Stocker, 1970, mit Genehmigung).

Rechte ganz verschiedener Natur umfasste; dabei waren personale und lokale Überschneidungen die Regel. Gerade im 16. Jahrhundert, vor allem aber seit der Reformation, haben unsere Staatswesen derartige Kompetenzüberschneidungen zu beseitigen versucht. So hat Bern gegenüber Solothurn bei Differenzen um Standesgrenzenverläufe zusehends mehr das Kriterium der *Landeshoheit* oder Landesherrlichkeit als *die* ausschlaggebende Komponente in die Waagschale geworfen⁹. Die definitive Ausscheidung der beidseitigen Hoheitsgebiete erfolgte dann im Jahre 1665 durch den sogenannten Wynigervertrag. Er ist das letzte Glied einer ganzen Kette von Verträgen über die bernisch-solothurnischen Rechtsverhältnisse. Auf diese Verträge, etwa jene von 1516 oder 1539 mit ihren Bestimmungen über Austausch von Ausbür-

gern und Eigenleuten, über Abtretung von Gerichtskompetenzen, Abtausch von Pfarrpfundbesetzungsrechten oder den Verlauf von Twingmarchen soll hier nicht eingegangen werden¹⁰.

Wir gehen nun über zum zweiten Teil unserer Untersuchung, zu den ältesten Grenzplänen des äusseren Wasseramtes: unter Inkaufnahme eines kleinen Stilbruchs betrachten wir vorerst nicht einen eigentlichen Grenzplan, sondern einen Ausschnitt aus der Landkarte des bernischen Staatsgebiets um 1577/78, wie sie der damalige Berner Stadtarzt Thomas Schoepf (gestorben 1577 an der Pest) geschaffen hat. Die Schoepfsche Karte ist im Original unkoloriert. Solothurn dürfte, was seine Grenzen betrifft, über diese Karte nicht sonderlich glücklich gewesen sein, schlägt doch Schoepf einige Bucheggberger Dörfer herzhafte zum bernischen Staatsgebiet und die gleiche «Unbill» widerfährt den sogenannten Drei Höfen Heinrichswil, Hersiwil und Winistorf, sowie Aeschi und Steinhof, die übrigens geographisch falsch plziert sind. Selbst wenn sich Schoepf bei seiner kartographischen Aufnahme an den bernisch-solothurnischen Hochgerichtsbarkeitsgrenzen hätte orientieren wollen, wäre es unerfindlich, warum dann nicht auch andere Dörfer, wie etwa Mühledorf oder Ättingen im Bucheggberg zum Bernbiet geschlagen sind. Sodann lässt Schoepf den Oenzfluss unbedenklich durch den Inkwilsersee fliessen.

Wohl das älteste planähnliche Erzeugnis, das im Staatsarchiv Solothurn liegt, haben wir in einer Faustskizze aus dem Jahre 1573 zu sehen: sie hält in groben Zügen den Grenzverlauf um das bis 1665 solothurnische Dörfchen *Hermiswil* fest: die Skizze gehört zu einem Marchbegehungsprotokoll von 1573, das die Grenzen von Subingen bis und (zum Teil) mit Steinhof beschreibt (vgl. Abbildung 10). Sie zeigt unter anderem, wie auch Kreuze als Grenzmal an Eichen angebracht wurden; so lesen wir von «Kreuzzeichen» oder «gekrüzgotten» Eichen¹¹. Sicher nicht zuletzt wegen ihrer Langlebigkeit eignete sich die Eiche vornehmlich als Grenzmarkierungsträger.

Die ersten kartographischen Aufnahmen, die vermessungstechnisch die Bezeichnung Plan oder Grenzplan verdienen und die auch im Auftrag des Solothurner Rates von einem einheimischen Geometer erstellt wurden, stammen aus der Zeit um 1700. Wir haben bereits ein Beispiel davon gesehen. Der Wert von Plänen und Karten als praktisches Hilfsmittel der Verwaltung scheint damals in Solothurn und andernorts vermehrt erkannt worden zu sein. Neben verschiedenen andern Stücken von Geometer Melchior *Erb* besitzen wir auch sein Planwerk über die ehemalige Vogtei Kriegstetten im

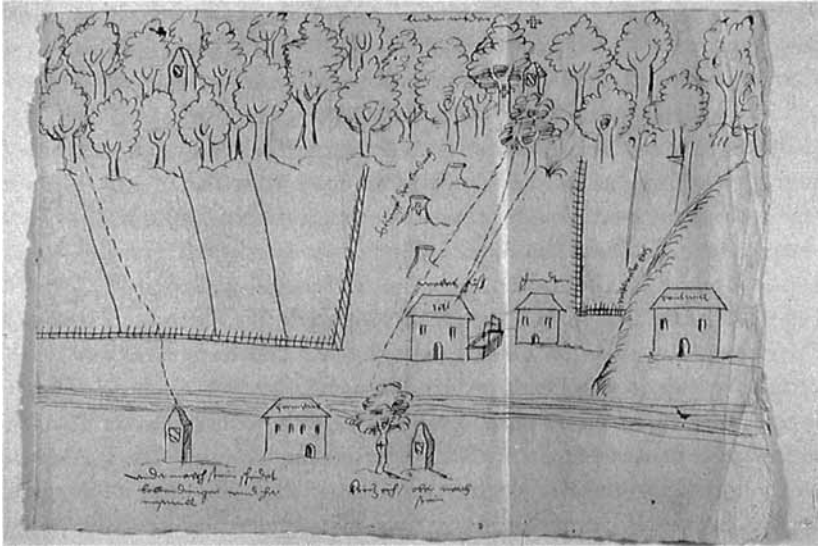


Abb. 10: Faustskizze der Hermiswiler Grenze aus dem Jahre 1573 (vgl. Anm. 11).

Originalmassstab von ca. 1:10000, datiert vom Jahre 1713 (vgl. Abb. 14). Im Auftrag der Gnädigen Herren des Rates von Solothurn hat hier Feldmesser Erb das Wasseramt mit seinen Grenzen zeichnerisch zwar etwas dilettantisch, aber vom Standpunkt der Vermessungskunst aus für die damalige Zeit gut wiedergegeben. Vor allem hat er mit grosser Sorgfalt die einzelnen Grenzmarken eingezeichnet und nummeriert. Eine ausführliche Beschreibung des Grenzverlaufs wurde separat angefertigt. Es gilt hervorzuheben, dass diese Beschreibung – auch Verbale genannt – erstmals die kriegstetisch-bernische Vogteigrenze als Ganzes beschreibt und nicht nur stückweise, wie bis dahin. Wir erhalten im Verbale Auskunft über Nummern der Steine, Distanzen zwischen ihnen, ferner über ihr Alter, ihre Wappen und ihren Zustand. Es fehlen nicht Angaben über Flur-, Strassen- und Gewässerbezeichnungen, und wir bekommen oft auch Informationen etwa über Waldbestände, Holzarten und Fischereirechte¹².

Eine Betrachtung einiger Ausschnitte aus dem in Bern befindlichen Planwerk des Geometers und Artillerieleutnants Samuel Bodmer empfiehlt sich nun aus Gründen des Vergleichs und der Ergänzung. Bodmer hat im Auftrag des Berner Rats ungefähr gleichzeitig mit Erb ein grosses Planwerk über die



Abb. 11: Dieser fast archaisch anmutende Zeuge aus Stein dürfte ins Jahr 1573 zurückgehen. Er steht mitten in gestrüppbewachsenem Gelände im Steinhofwald zwischen Bolldingen und Steinhof. Die älteste erkennbare Nummer auf dem Stein ist die arabische 19, die andern Nummern entsprechen den Grenzrevisionen von 1713 und 1764.



Abb. 12: Derselbe Stein aus einem andern Blickwinkel; er steht im ehemaligen «Lämmelisbrunnen», einem kleinen Bachlauf, und er ist einer von 24 rund um die Gemeinde Steinhof heute noch stehenden Grenzsteinen. Siehe Abb. 8, bei Stein Nummer 19.

gesamte bernische Landmarch von St. Maurice und Coppet bis Aarburg geschaffen; die Vermessungen fanden in den Jahren 1705–1710 statt und das Resultat war ein dreibändiges Marchenbuch zusammen mit einem Kommentarband. Bodmer hat mit einfachen Winkelmessungen gearbeitet, er gibt Distanzen in Schritten und Schuhen an, wobei 1 Schritt ca. 75 cm, 1 Schuh ca. 29 cm misst. Oft unterlaufen dem in Vogelperspektive darstellenden Feldmesser auch Fehler, so etwa, wenn er die solothurnischen Dörfer Äschi und Subingen miteinander verwechselt (vgl. Abb. 15). Bodmer unterlässt es auch nicht, dort, wo es ihm aus bernischer Sicht nötig scheint, auf die besondere Wichtigkeit einzelner Grenzpunkte hinzuweisen; ein diesbezügliches treffendes Beispiel findet sich allerdings im Wasseramt nicht, wohl aber im Grenzgebiet zwischen der Vogtei Flumenthal und dem bernischen Bipperr-

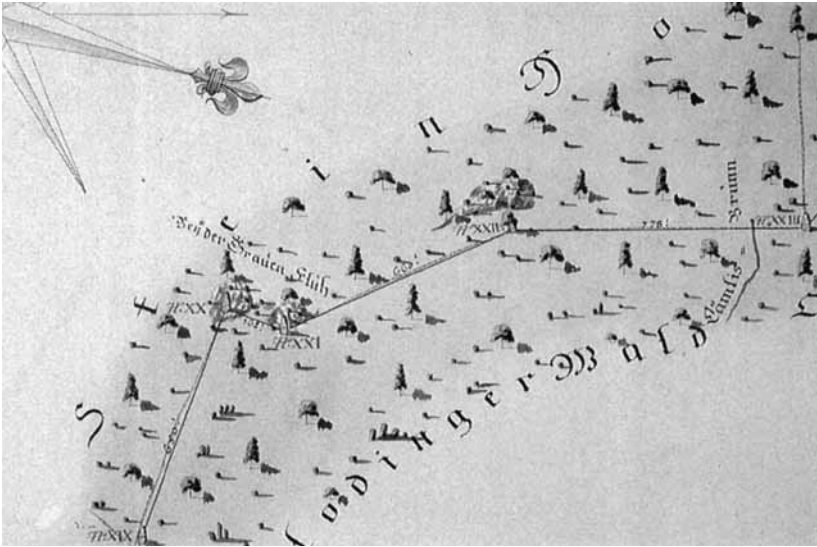


Abb. 13: Der «Lämmli Brunnen» auf einem Plan von Geometer Derendinger, zweite Hälfte 18. Jahrhundert. Plan STAS A 2,40.

amt: Bodmer vermerkt da etwa bei Stein Nummer 7 am Scharlenwald zwischen Hubersdorf und Attiswil (in einem separaten Kästchen), es gelte, zu diesem Stein besonders Sorge zu tragen, da er den Solothurnern «sehr im Wäg liegt». Soviel zu Bodmer.

Wenn Grenzsteine reden könnten, wüsste wohl mancher etwas zu erzählen, zum Beispiel etwa der mit der stolzen Jahrzahl 1694 versehene, prachtvolle, heute noch an der Strasse zwischen Heinrichswil und Höchstetten stehende Zeuge (vgl. Abb. 18). Von 1692 bis 1694 wurde nämlich zwischen diesen beiden Ortschaften, beziehungsweise von ihren Oberherren, den Städten Bern und Solothurn, ein Grenzstreit ausgefochten: in einer Art Zwängelei hatte damals der Landvogt von Thorberg verlangen wollen, das Areal, genannt im «Bodmet», sei in «vorderes Holz» umzubenennen und, was für Solothurn schlimmer war, die Berner Gnädigen Herren verlangten einen geradlinigen Verlauf der Grenze im Bodmetwald mit Zuschlagung des ganzen sogenannten Zwingackers an Bern. Hätte sich Bern in diesem Streit durch-



Abb. 14: Ausschnitt aus dem Planwerk von Feldmesser Melchior Erb über die ehemalige Vogtei Kriegstetten, 1713. Massstab 1:10000. Erkennbar u.a. die Drei Höfe, Gallishof und der zum Teil die Kantonsgrenze bildende Krümmelbach. Plan STAS K b 5.

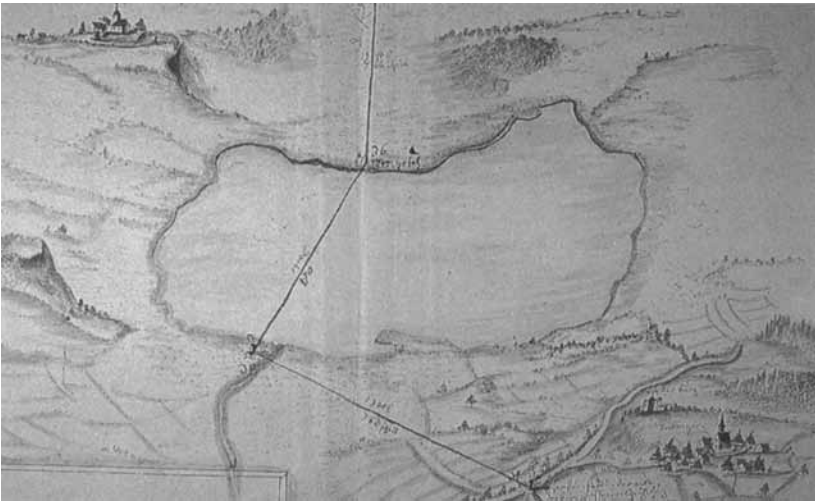


Abb. 15: Aeschi und Subingen verwechselt – Samuel Bodmer, Marchenbuch, Blatt 90/91. STAB Atlanten (Bodmer), 1–4.

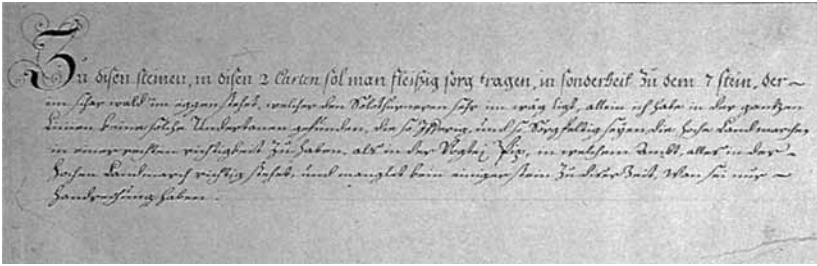


Abb. 16/17: «Zu disen Steinen, in disen 2 Carten sol man fleissig Sorge tragen, in Sonderheit zu dem 7. Stein (...).» STAB Marchenbuch (Bodmer), Blatt 98/99.

gesetzt, wären den Heinrichswilern etwa 3 Hektaren vom Zwingacker (oder Twingacker) verloren gegangen. Die Situation ist seitens Solothurns von Geometer Erb und seitens Berns von Geometer Pierre Vuillomet auf instruktiven Plänen festgehalten (vgl. Abb. 19 und 20). Als Beweisstück für die Zugehörigkeit des strittigen Areals zu Solothurn führten einige solothurnische Kundschaftsredner das Argument ins Feld, sie seien jeweils von den (solothurnischen) Landvögten gestraft worden, wenn sie es sich herausnah-



Abb. 18: Grenzstein von 1694
an der Strasse von Heinrichswil
nach Höchstetten.

men, an katholischen Feiertagen auf dem Zwingacker zu ernten oder zu Acker zu fahren. Deshalb hätten sie an den Feierabenden «die Pflüeg auf bernische Grund unndt Boden geführt», wo sie also offensichtlich auch Ackergrund besaßen.

Im übrigen gab ein Höchstetter unumwunden zu, die Bauern von Höchstetten hätten dem Ammann von St. Niklaus bei Koppigen ein ansehnliches Trinkgeld versprochen für den Fall, dass er sich mit Erfolg für eine Zuschlagung des ganzen Zwingackers ans Bernbiet einzusetzen verstehe¹³.

Ärger hatte man in Solothurn 1729 auch mit einem Hans Gasche von Höchstetten. Er hatte sich die Kühnheit herausgenommen, zwischen Grenzstein 40 und 41 dem teilweise die Landesgrenze bildenden Krümmelbach ein anderes Bachbett zu graben. Hätte man dies hingehen lassen, so wäre Solothurn um ein Areal von 690 Quadratschuh gekommen, oder wie das Ratsprotokoll sagt, dem solothurnischen Hoheitsgebiet wäre eine Fläche von 690 Schuh «entnommen» worden. Der Kriegstetter Vogt erhielt den Befehl, Gasche gehörig zu bestrafen¹⁴ (vgl. Abb. 21).

Mit einer Episode aus dem Raum des *Inkwilersees* wollen wir unsere kleine «Grenzstreitgeschichte» abschliessen. Im schon erwähnten Jahre 1694 geriet man sich auch hier für zwei Jahre wegen Rechten an den Grenzen in die

Haare. Die Bolkener und die Inkwiler stritten damals wegen ihrer Fisch- und Krebsfangrechte¹⁵. Solothurns Obrigkeit gab zwar zu, diese Rechte seien eindeutig bernische Lehen. Da aber die Hoheitsgrenze mitten durch den Inkwilersee verlaufe, behalte man sich in Solothurn das Krebsfangrecht für die Untertanen in Bolken insofern vor, als die Bolkener fangberechtigt sein sollten, sobald die Krebse auf trockenem Land in der Bolkener Einung erschienen. – 1775 hat man sich an diesem kleinen Gewässer auch über Wildentenjagd gezankt¹⁶. Doch nun genug der Streitereien.

Genau 200-jährig ist jener den Oberaargau betreffende Eintrag in Johann Friedrich *Ryhiners* Berner Regionenbuch von 1784, der besagt, der Äschisee gehöre gegenwärtig ganz Solothurn, wogegen ein anderes «stilles Wasser» ganz Berner Besitz sei, nämlich der Inkwilersee. Ryhiner stützt seine Feststellung auf eine Abtauschurkunde – indessen klappt in Ryhiners Regionenbuchtext dort, wo das Tauschurkundendatum hineingehörte, eine grosse Lücke¹⁷... Wir brauchen also nicht mehr zu prozessieren.

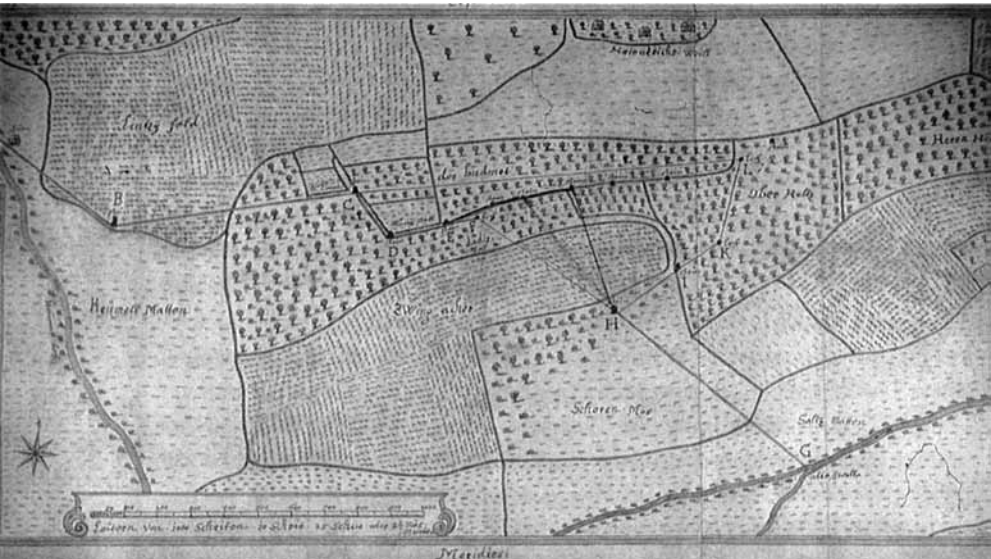


Abb. 19: Plan von Melchior Erb zum Grenzstreit von 1692/94 zwischen Heinrichswil und Höchstetten. STAS A 71 a.

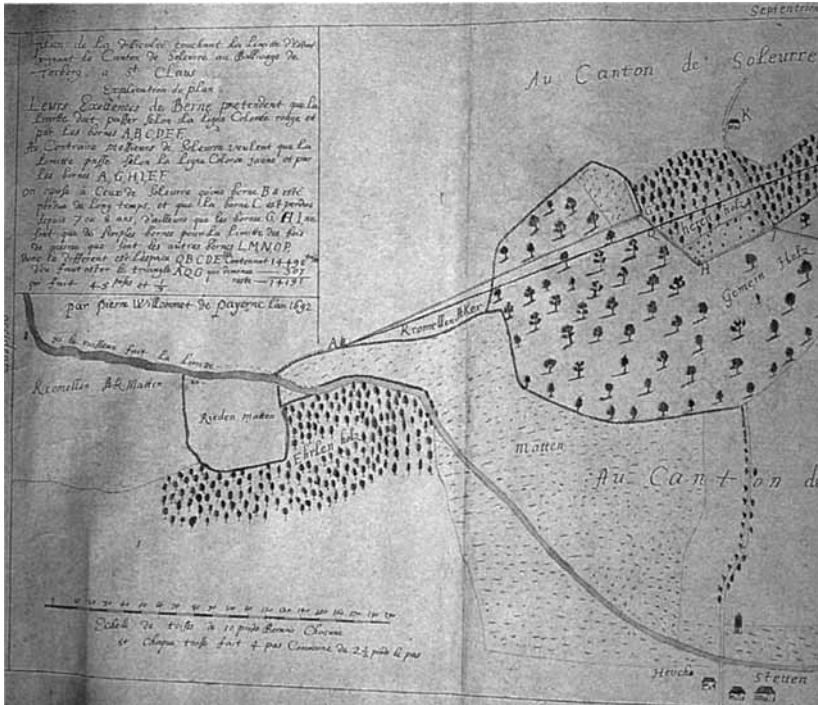


Abb. 20: Und wie der Berner Geometer Pierre Vuillomet 1692 den Streit dokumentierte. STAB AA VI, Solothurn 5. KKK (= Kantonaler Karten- und Plankatalog Bern) 375.

Anmerkungen

Abkürzungen:

STAB = Staatsarchiv Bern

STAS = Staatsarchiv Solothurn

RQ = Rechtsquellen

RM = Ratsmanual

¹ STAS, Bern-Buch I, Sign. AF 2, 66. fol. 70v–72v.

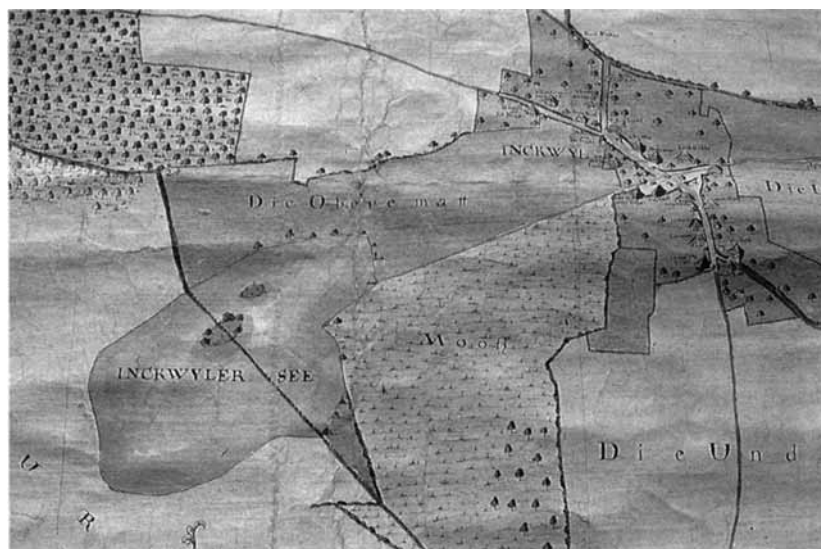
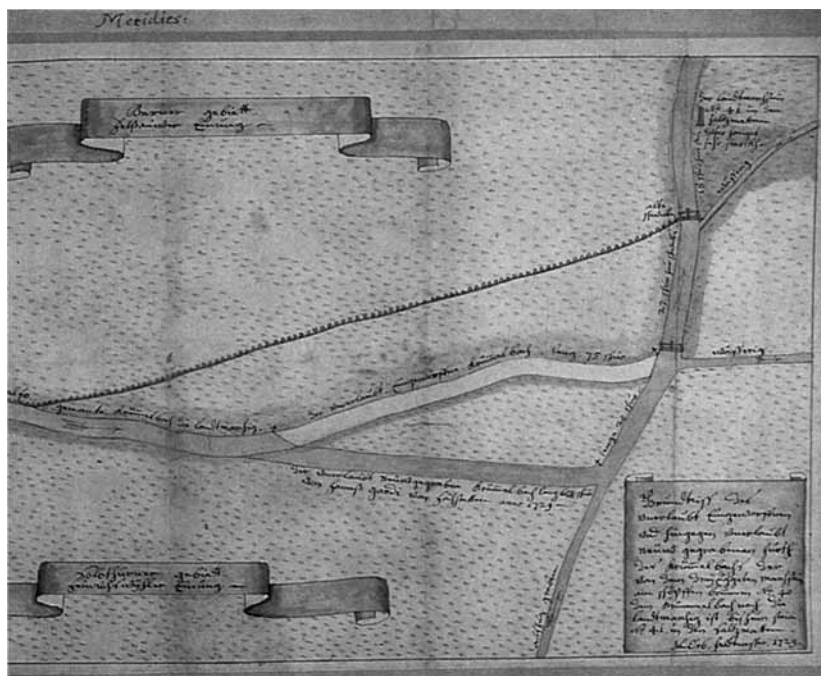
² Bürgerbuch Solothurn I, S. 48.

³ STAS, Bern-Buch I (s. Anm. 1), fol. 73–76.

⁴ Ebd. fol. 72.

⁵ Ebd. fol. 74v–75.

⁶ Bürgerarchiv Burgdorf, Urkunden 1370, April 23. und 1395, November 24. Regestiert in



◁ Abb. 21: Hans Gasche von Höchstetten verletzt die Hoheitsgrenze am Krümmelbach – 1792. Plan von Johann Ludwig Erb, Sohn Melchior Erbs. STAS A 71 b.

▽ ◁ Abb. 22: Man stritt auch am Inkwilersee, etwa wegen Fischen, Krebsen und Wildenten. Ausschnitt aus «Plan der Herrschaft Inckwyl samst denen darin gelegenen Waldungen, Feld und Mattlandes, auch deroselben Herrschaft March» von J. A. Rüdiger aus dem Jahre 1719. STAB AA IV, Wangen 9. KKK 320.

Archiv d. Hist. Vereins Bern Bd. 20, 1912, S. 220f. sowie ausführlich behandelt bei Flatt, Karl H. Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau. Sonderdruck aus dem Archiv des Hist. Vereins des Kantons Bern, Bd. 53, 1969, in: Jahrbuch des Oberaargaus, Sonderband I, 1969, S. 223 f. 287 7 STAS, Urkunde 1592, Mai 22.

- ⁸ Was die Zehntrechte im äussern Wasseramt anbetrifft, so gehörten diese seit 1539 dem Stande Bern, nachdem sie für kurze Zeit, nämlich vom 27. April 1528 bis zum Jahre 1539 infolge eines voreiligen Verkaufs (Reformation!) seitens des Besitzers, des Abtes von *St. Peter im Schwarzwald* (namens seiner Propstei Herzogenbuchsee), in Solothurns Hände übergegangen waren. Endgültig gelangte dann Bern, seit 1406 Kastvogt der Propstei Herzogenbuchsee, am 21. Juni 1557 käuflich in den Besitz nicht nur der sankt-peterschen Zehntrechte im Wasseramt, sondern sämtlicher Rechte dieses Klosters in Herzogenbuchsee und dessen Umgebung. Im Zusammenhang mit den sankt-peterschen Zehnttransaktionen ist stets von 8 Zehnten des Schwarzwälder Klosters die Rede: es handelt sich um jene von Äschi, Etziken, Bolken, Hermiswil, Burgätschi, Steinhof, Heinrichswil und Winistorf. Diese Zehnten waren bis zu ihrer Ablösung um die Mitte des 19. Jahrhunderts ins Schloss Wangen z.Hd. des Staats Bern zu liefern. Es ist indessen festzuhalten, dass der Zehnt von *Burgätschi* im Wynigervertrag von 1665 (wieder) an Solothurn fiel und zwar tauschweise gegen den halben Zehnt von Schnottwil im Bucheggberg (vgl. Wynigervertrag, Druck

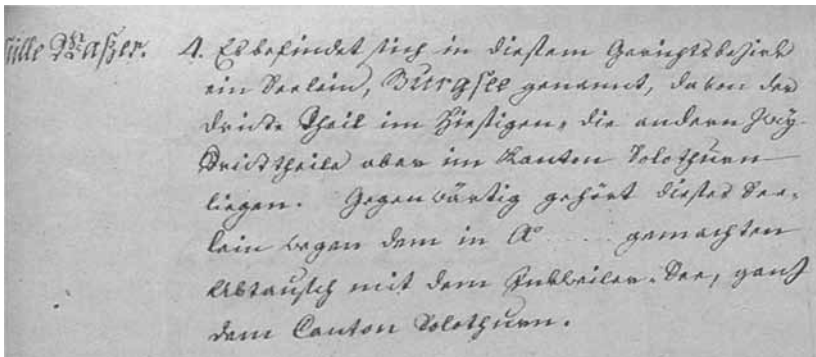


Abb. 23: Johann Friedrich Ryhiner über «stille Wasser» im Oberaargau in seinem Regionenbuch 1784. STAB (vgl. Anm. 17).

1667, S. 319f., ferner Miscellanea IIII, 1738/69, S. 512, 514). Der Burgäschi-Zehnt gehörte zuletzt der Stadtgemeinde *Solothurn*: noch im Jahre 1825 kam es zur Aufnahme eines diesbezüglichen Zehntplans durch Geometer J. J. Racle. Gesamtareal des Dorfes Burgäschi: 149¼ Jucharten, davon 70/2 Jucharten Ackerland. Plan im Bürgerarchiv Solothurn, Sign. D9, 25. – Über die Geschichte des Obergeraargaus bis zur Reformation vgl. Flatt, Karl H. (Anm. 6).

⁹ Vgl. dazu etwa. Sigrist, Hans. Solothurnische Geschichte Bd. II, 1976, S. 432 ff.

¹⁰ RQ Bern IV¹, Nr. 148q, 1516, Juni 16.

RQ Bern IV², Nr. 197c (1539, Mai/Nov. 20.) bis d.

¹¹ STAS, Verhandlungen mit Bern wegen Landmarchen (1406–1700), Nr. 25 (I), nach S. 135. Ebenda das Begehungsprotokoll S. 132 ff., 332 ff. Vgl. ferner: Acta Kriegstetten I, 343 ff. (Kundschaft von 1541), RM 1559, Bd. 65, S. 77; RM 1571, Bd. 75, S. 107, 138; RM 1590, Bd. 94, S. 610, 795; RM 1591, Bd. 95, S. 765; RM 1592, Bd. 96, S. 287. Concepten Bd. 49, S. 107 ff. (1590/91). ;

¹² Das Verbal von 1714 abschriftlich u.a. in: Verhandlungen mit Bern wegen Landmarchen Nr. 25 (I), s. oben Anm. 11. Dazu Urkunde von 1714, März 9./Sept. 19.

¹³ Acta Kriegstetten II, Nr. 46, S. 305 ff. (Grenzstreitakten Heinrichswil/Höchstetten) und Urkunde 1694, Febr. 16./26.

¹⁴ RM 1729, S. 978.

¹⁵ Acta Kriegstetten II, S. 317 ff.

¹⁶ Id. IV, S. 675 ff.

¹⁷ STAB, Regionenbuch Johann Friedrich Ryhiner, 1784, Bd. Obergeraargau, S. 471.

Fotonachweis: Abb. 2 und 6: Foto Faisst, Solothurn; Abb. 5, 9, 13, 19, 21: W. Adam, Zentralbibliothek Solothurn; übrige vom Verfasser.

Die vorliegende, keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebende Untersuchung, stellt ein überarbeitetes Referat dar, das anlässlich der Jahresversammlung des Historischen Vereins des Kantons Solothurn am 27. Mai 1984 in Äschi SO vom Verfasser als Lichtbildervortrag gehalten wurde.

WALLISWIL-BIPP – VOM HOF ZUM DORF UND VON DER SCHULE

HANS MÜLLER-RUPP

In einer Rodungsinsel des Längwaldes liegt Walliswil-Bipp auf der Niederterrasse (431 m) über dem linken sonnigen Aareufer gegenüber der grösseren und älteren Siedlung Walliswil-Wangen. Am nördlichen Dorfrand ziehen sich die Moränenwälle der letzten Eiszeit; in der Kiesgrube treten denn auch immer wieder Findlinge des Rhonegletschers zu Tage.

Ein Grabhügel im Kirchwegbann nördlich Punkt 481 gehört zur Gruppe der früheisenzeitlichen Tumuli (Hallstatt) von Bannwil-Niederbipp. Aus der Jüngeren Eisenzeit (La Tène) fanden sich auf Gemeindegebiet der Rest einer Knopffibel aus Bronze und – anlässlich des Kanalbaus um 1900 – im Aarekies 15 vierkantige, sich beidseits verjüngende Eisenmasseln.

Noch zur Reformationszeit war Walliswil-Bipp eine blosser Hof- oder Weilersiedlung. Der Ortsname dürfte daher im Hochmittelalter vom grösseren Dorf Walliswil-Wangen aufs Aarenordufer übertragen worden sein: er deutet mit dem Suffix *-wil* auf eine Benennung anlässlich der zweiten alemannischen Siedlungswelle (wohl des 7./8. Jh.) hin, bezeugt aber, dass damals hier noch Galloromanen = Walen/Walchen wohnten. – Ums Jahr 1050 stifteten Ulrich von Biberist und Ulrich von Ursenbach dem Kloster Einsiedeln Güter im Oberaargau und Buchsgau, u.a. in Rufshausen und eine halbe Hube *«in villa Vuallaswiler»*. Der Bezug auf eines der beiden bernischen Walliswil ist unsicher, kann es sich doch dabei auch um den Weiler Walliswil östlich der Murg zwischen Roggwil und Murgenthal gehandelt haben.

Bis heute gehört Walliswil-Bipp zur *Pfarrei Niederbipp*. Kirchensatz und Zehntrechte standen als froburgische Stiftung 1322 bis 1579 der Abtei St. Urban zu, wobei der Bezug des Kleinzehnts, des Zehnts am Berg ob den Höfen und desjenigen von Walliswil dem Pfarrer von Niederbipp zukam.

Auch politisch teilte Walliswil seit dem Mittelalter das Schicksal der *Herrschaft Erlinsburg*, später Gericht Niederbipp in der Landvogtei Bipp: von den Froburgern kam es 1332 als Pfand, 1366 als Eigen an die Grafen von Neuenburg-Nidau, aus ihrer Erbschaft 1375–1379 ans Haus Thierstein,

1379–1385 (und später für kurze Zeit noch einmal) an die Kyburger, schliesslich an die Herrschaft Österreich. Nach der Jahrhundertwende gebot hier als Gläubiger des verschuldeten Adels der Basler Zunftmeister Konrad von Laufen. Nach fünfzigjähriger gemeiner Herrschaft Solothurns und Berns ging die ganze Vogtei 1463 endgültig an Bern über.

Bereits 1329 bekannte Ritter Johann von Aarwangen, dass er nebst der Brücke von Aarwangen und dem Zehnt von Farnern auch das *Gut Waloswile* vom Grafen von Neuenburg-Nidau zu Lehen trage. Im Zinsrodel des Ritters von 1331 und in seinem Testament von 1339 werden die beiden Schupossen (kleine Bauerngüter) mit einer Zinsleistung von 24 Schilling (halb auf Johanni, halb auf Andreastag) erneut erwähnt. 1522 betrug die Verpflichtung ins Schloss Aarwangen bloss noch 12 Schilling, dazu aber 2 Viertel Hafer, 2 alte und 4 junge Hühner.

Laut Urbar Wangen von 1580 waren die Güter von Walliswil-Bipp aber auch zinspflichtig:

- dem Kornherrenamt Solothurn: 2 Plappart (Münze), 2 Hühner
- der Abtei St. Urban (bis 1579?): 8 Schilling, 2 Hühner
- der Propstei Wangen, nach 1528 dem Schloss Wangen:
9 Schilling, 1 Viertel Dinkel, 4 Hühner
- dem Schloss Bipp: 2 Pfund, 3 Mütt Korn, 9 Hühner, 60 Eier

Die Zinsleistungen an St. Urban waren der Abtei laut Jahrzeitbuch von Ritter Conrad von Deitingen (Vogt von Wangen?) und Conrad Sartor (Schneider) von Niederbipp vergabt worden.

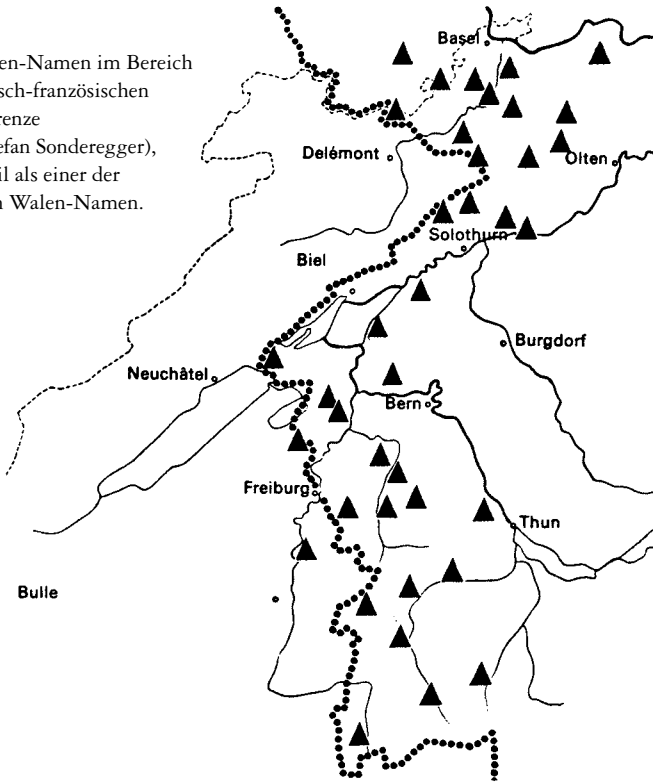
Als *Inhaber der Güter* werden 1464 Hans und Heinz Plüss und Peter Walch(!) genannt, 1518–1558 Conrad Plüss. Mit einem von Walden und einem von Rufhausen erscheint Hans Plüss 1504 unter den acht Beisitzern des Gerichtes Niederbipp. Als sich zwei Jahre später die Eigenleute der Herrschaft Bipp freikaufen, sind unter Niederbipp auch der alt Plüss, Cuni und Michel Plüss, wohl von Walliswil, verzeichnet.

Der Hof zählte zur Reformationszeit 21½ Jucharten Ackerland und 4½ Maad Wiesland. Er gehörte 1580 mit Haus und Hofstatt unter dem Weg Bendicht Müller und Hans Frei als Vogt seiner Schwiegermutter Anna Winiagerin. Neben ihnen hatte sich Mathys Zaggeneu niedergelassen (bysen an Kilchwäg, fürhin an Gass nach Banwyl); er verfügte aber bloss über Haushofstatt, 2 Jucharten und 1½ Maad, ein «Täunersgickli».

In der Folgezeit erfuhr Walliswil eine *starke Zuwanderung*, sodass durch *Rodung im Längwald* neues Acker- und Mattland gewonnen werden musste.

Dazu gehörte 1660 aber auch ein Schachen von 3 Jucharten bei der Mühle, rings von der Aare umflossen. Damals werden als Grundbesitzer Jakob und Ueli Born, Hans Jakob und Hans Kaspar Dättwyler, Hans Gruner, ferner die Auswärtigen Hans Bernhard von Staad (heute Stadtfeld zwischen Wiedlisbach und Wangen) und alt Bürgermeister Hans Anderegg von Wangen – Besitzer der Mühle – genannt. 1666 kamen dazu: der Müller Hans Gruner, Bartlome Reinmann, Hans Hartmann und Klaus Geiser. Die Bewohner der 7 Häuser bebauten 144 Jucharten Ackerland und 63 Maad Mattland. So erstaunt es kaum, wenn der Landvogt 1606 die von Walliswil und Oberbipp wegen Übernutzung der Schweinemast (Acherum = Eichel- und Bucheckernweide im Wald) büsste, wenn er 1609 dem Jakob Hartmann von Walliswil einen Allmendeinschlag bewilligte und 1613 den Hausarmen von Niederbipp und Walliswil im Längswald Land aussteckte.

Die Walen-Namen im Bereich
der deutsch-französischen
Sprachgrenze
(nach Stefan Sonderegger),
Walliswil als einer der
östlichen Walen-Namen.



1603 wird erstmals *die Mühle* erwähnt: stösst südlich an die Aare, bergs an die Strass, oberwinds an die Bleiki. Die Gemeinden Wiedlisbach und Oberbipp tauschten 1619 mit dem Mühlenbesitzer Adam Müller ein Stück Land, wofür er den Unterhalt des Weges und der Brücke zu Willerswil (Bleike) in der Nähe der Mühle übernahm. – Als Müller werden in der Folge Hans Wullschegel, 1643/1653 Urs Strasser, 1666 Hans Gruner, als Besitzer 1660 alt Bürgermeister Hans Anderegg (Wangen) erwähnt. In der ersten Hälfte des 18. Jh. wirkten die Brüder Urs und Jakob Günther (von Bannwil) als Müller. Samuel und Daniel Gyga erhielten im Jahre 1800 von der Regierung die Bewilligung, 20 Schritte neben der Mühle einen dritten Mahlhauften errichten zu dürfen.

Obwohl Walliswil als abgelegene Siedlung sich in der Gemeinde Niederbipp längst als eigener Nutzungsverband verstanden hatte, entwickelte es sich erst im 18. Jh. *allmählich zur eigenen Gemeinde*. Zwar weigerten sich 1711 zehn von fünfzehn Steuerpflichtigen, etwas zur Kirchnerweiterung beizutragen. Aber bereits 1701 hatte man von Attiswil um 400 Pfund ein Stück Längwald (oder zumindest Nutzungsrecht darin) erworben; laut Plan von 1724 besass Walliswil einen Anteil von 110 Jucharten.

Wie die Leute von Rufshausen und Schwarzhäusern (bis 1821/1822) galten die von Walliswil bis 1740 als *äussere Bürger von Niederbipp*. Sie führten zwar selbst die Gemeindebücher; bei der Wahl von Vierern und Bannwart sprach aber Niederbipp mit; ebenso bezog es die Hälfte der Einzugs gelder von Neuburgern. Wegen des starken Zuzugs nach Walliswil erschreckt, erwirkte Niederbipp 1740 vom Landvogt folgende Sönderung: «dass es furohin und zu allen Ziten denen von Walliswil ohne der Gemeind Niederbipp Begrüssung und Bewilligung frey stehen solle, nach ihrem Gutdünken Äussere und Fremde zu Burgeren zu Walliswyl anzunehmen und die Bürger gelder einzig für sie zu erheben und zu beziehen. Vom Tage des Vergleichs hinweg sollen sie aber verarmte Bürger allein ohne der Gemeinde Niederbipp Beitrag erhalten» (Freudiger, S. 176). – Folge davon war es, dass die neue Dorfgemeinde ein *eigenes Armengut* anlegen musste und sich das Bedürfnis nach einer eigenen Schule (in Niederbipp ist ein erster Schulmeister schon 1580 bezeugt) einstellte.

1757 zählte das Dorf in 22 Haushaltungen 87 Seelen. 1764 hatte sich (laut Pfarrbericht) die Zahl der Feuerstätten auf 19 vermindert; aber es wurden 97 Bürger und 12 Hintersässen verzeichnet. Das bebaute Land bezifferte sich nach Meinung des Pfarrers auf ungefähr 190 Jucharten, der Wald auf 90 und die Allmend auf 20 Jucharten.

Es ist nicht bekannt, wann die Walliswiler erstmals einen eigenen *Schulmeister* anstellten. Seit 1769 ist als solcher Hans Gruner-Roth erwähnt, in den Achtzigerjahren bis 1791 abgelöst von Johann Jakob Roth. Ihnen folgten 1791 Johann Ulrich Gruner und 1801–1826 Hans Gruner-Rütti bzw. -Bichsel. – Jedenfalls stellte die Gemeinde, unterstützt von Pfarrer und Landvogt, im Hungerjahr 1771 an die Regierung das Gesuch um einen Finanzbeitrag zur *Verbesserung des Lehrerlohns*.

Der Schulmeister bezog nebst der Befreiung von allen Gemeinwerken im Winter – aufgrund der Steueranlage auf dem Land (54 Maad und 130 Jucharten) einen Jahreslohn von 8 Kronen, «für welche er die Schule verrichten und noch die Behausung dazu geben muss». Dafür halte er auch noch an ungefähr 20 Halbtagen im Sommer Unterricht. «Unser Schulmeister aber, mit Hinzutun der Behausung, bei dem täglichen Anwachs der Schulkinder, da solche sich um die Hälfte vermehrt haben und von 15–20 angewachsen, sich der geringen Bezahlung erklagt: als flehet die Gemeinde ganz ergebenst und demütigst Euch gnädige Herren um eine Beisteuer an, von welchem jährlichen Abtrag man hernach den Schullohn zu verstärken gesinnet wäre. Da nun Euer Gnaden, wie uns in wüssen, zur Aufnahme der Schulen als dem edelst und vornehmsten Pflanzgarten der Jugend eine beständige grossmütige rühmlichste Liebe beweisen – so bitten wir samt unsern Nachkommen um das Wohlwollen Eur Gnaden um eine Beisteuer.» Das Gemeindegut betrage bloss 270, das Armengut 90 Kronen.

Auch der Pfarrer bezeugte, die eine Stunde von der Kirche abgelegene Gemeinde sei arm, mit Schulden und sonst beschwert. In 19 Haushaltungen zähle sie 81 Seelen. «Unerkanntnuss und Mangel der Heilsbegierde» seien fast allgemein. Aber mit diesem geringen Lohn könne man keinen tüchtigen Schulmann gewinnen. – Auf Antrag von Seckelmeister und Vennern entsprachen die Räte dem Gesuch und wiesen den Landvogt an, ein Kapital von 50 Talern auszurichten, wenn sich die Gemeinde verpflichte, den Jahreszins von 5% für Schulzwecke zu verwenden.

Auch andere Gemeinden erhielten in jenen Jahren Beiträge zur Verbesserung des Schuldienstes (wobei unsere Liste nicht vollständig ist): Rumisberg 1757, Wolfisberg 1759, Schwarzhäusern 1784, Kleindietwil 1788, Farnern und Untersteckholz 1790; ferner wurde 1755 der Schulhausbau von Ursenbach subventioniert.

Aus der *Enquête*, die der helvetische Unterrichtsminister Stapfer 1799 durchführte, geht hervor, dass der 45jährige Schulmeister Hans Ulrich Gru-

ner, Tagelöhner, in seiner Gemeinde 30 schulpflichtige Kinder hatte, von denen winters 21 erschienen. Im Sommer hielt er nur von Zeit zu Zeit Schule. Aufgrund von Namenbüchli, Heidelberger Katechismus, Psalmenbuch und Neuem Testament unterrichtete er in Buchstabieren, Lesen, Schreiben und Singen. Die Schulstube befand sich im zweiten Gemach eines gemauerten Stocks. Nebst dem Holz für den Schulofen erhielt der verheiratete Gruner (samt 2 Kindern) einen Lohn von Fr. 55.50, woran die Gemeinde Fr. 39.05 und das Schulgut (Fr. 329.—) Fr. 16.45 beitrugen. Davon hatte er Fr. 7.40 Hauszins zu zahlen. Vergleicht man mit andern Gemeinden, hatte Gruner die niedrigste Besoldung im Amt. Etwas besser gestellt waren die Lehrer in Farnern, Thunstetten, Wolfisberg, Oschwand, Heimenhausen, Walliswil-Wangen und Graben. Die höchsten Löhne zahlten Wiedlisbach mit Fr. 285.— und Langenthal mit Fr. 311.—.

Den *Schultabellen des Amtes Wangen* von 1806 ist zu entnehmen, dass das Dörfli in 16 Häusern 24 Haushaltungen und ungefähr 100 Einwohner zählte. Von den 37 Schülern besuchten 28 bis 30 die Schule regelmässig, die der 32jährige Weber Johann Gruner im gleichen Stil wie sein Vorgänger hielt.

Laut des Berichts von Pfarrer Gebner dauerte die Schulpflicht vom 6.–16. Altersjahr, wobei die ältesten Schüler bloss die Repetierschule besuchten. Für die Absenzen gibt er Arbeit bei Haus und bei den Armen, auch Mangel an Kleidern als Grund an. Lehrbücher und Lehrmethode sind die in einer Landschule üblichen. Eine Klassenabteilung dränge sich nicht auf. Die Schulzucht werde mit gütlicher Ermahnung, wo nötig auch durch Züchtigung mit der Rute aufrecht erhalten. Der Lehrer selbst sei ein braver, ordentlicher Mann, «gegen dessen Sittlichkeit und Denkungsart nichts einzuwenden ist ... Als Schullehrer in etwas schwach und unerfahren, doch willig und lernbegierig.» Nicht nur das Schuleinkommen war bescheiden, sondern auch Unterhalt und Einrichtung des Schulhauses: ... «könne kaum schlechter und in alle Weg unzweckmässiger seyn».

Mit zwei Hinweisen beschliesst der Pfarrer seinen Schulbericht: «Die Schulmeister beklagen sich hier allgemein, dass es oft allzulange anstehe, bis ihnen ihr assignierter Schullohn eingereicht werde. Sie wünschten bei dem Anwachs der Jugend und ihrer vermehrten Arbeit auch bessere Besoldung. Es wäre auch sehr zu wünschen, dass die Landschulen im Sommer und im Winter möchten fortgesetzt werden, da die Jugend den Sommer hindurch unverantwortlich vernachlässigt wird ... Allerdings, man bemerkt dies auf-

fallend, dass die fleissigen Schüler auch die gesitteteren und eingezogeneren seyen und weniger Rohes an sich haben. Und was die Schule auf die Moralität der Jugend vermag, siehet man deutlich daraus, dass sobald sie einmal der Schulaufsicht entronnen, dann spürbar in kurzem darauf die Epoque ihrer mehrern Roheit und Verwilderung anfängt.»

*

Die helvetische Regierung hat nicht nur Erhebungen über das Schulwesen veranstaltet, sondern uns auch andere Daten hinterlassen: so geht aus dem Verzeichnis der eidpflichtigen Männer von 1798 hervor, dass in Walliswil damals 9 Reinmann, 6 Andres, 6 Gruner, 3 Günther, je ein Egger und Thommen wohnten. Es gab unter ihnen durchaus auch *vermögliche Leute*: so zahlte Samuel Gygax, Müller aus Riedtwil, gleich wie der Niederbipper Weibel Hans Ulrich Reber 20 alte Franken Vermögenssteuer. Sie wurden darin nur von Färber Rudolf Schaad in Schwarzhäusern übertroffen, dem reichsten Mann der Pfarrei. Ausser Hans Gruner von Walliswil entrichtete nur ein Niederbipper noch 16 alte Franken; auch Hans Gruner, Hansen, lässt sich mit einer Steuerleistung von 10 alten Franken durchaus sehen.

Im bernischen *Regionenbuch* von 1783 wird Walliswil als Dörfli mit Mühle und 2 Häusern beim Fahr beschrieben. War das *Fahr* wohl mit dem von Berken identisch, das bereits 1518 im Urbar der solothurnischen Vogtei Falkenstein, 1749 und 1772 (mit Pintenschenrecht, heute Gasthof Löwen in Niederberken) erscheint? Eine Fähre zwischen den beiden Walliswil ist mindestens seit 1844 bezeugt, als in der Nähe ein Schiffsunglück stattfand. Vor der Erteilung der definitiven Betriebsbewilligung für das EW Wangen bereinigte der Regierungsrat 1908 die Konzession und machte dem Werk die Auflage, anstelle der Aarefähren von Walliswil und Berken wenigstens gleichwertige Verkehrsbedingungen zu schaffen. In der Folge wurden der Fussgängersteg zwischen den beiden Walliswil und die Fahrbrücke von Berken erstellt. – Der Bau des Oberwasserkanals für das Elektrizitätswerk liess übrigens um 1900 die Bevölkerung in Walliswil-Bipp um rund 120 Personen auf den Rekordstand von 333 Einwohnern ansteigen (Zuwachs in Walliswil-Wangen: 70); 1910 fiel sie dann auf 192 zurück.

Eine genaue *Beschreibung des Dorfes* gibt uns 1838 C. Durheim in seinem Werk über «Die Ortschaften des eidgenössischen Freistaates Bern»: «Kleines Dorf am linken Ufer der Aare mit einer Primarschule, südlich von Nieder-

bipp (50 Min.) östlich von Wangen (30 Min.); Getreidemühle mit einem Neben-Mahlhaufen, Hanfreibe-Gebäude und einer Scheune, westlich von Walliswil (10 Min.).» Am Weg nach Bannwil nennt er ferner 3 Häuser in der Matten (15 Minuten östlich von Walliswil) und 2 Häuser mit Fähre im Fahr (18 Min.), endlich am Abhang über diesem Weg 3 Häuser im Guschel (10 Min.) und Kohlershüsli, ein Haus und Gut 16 Minuten östlich des Dorfes.

Zählte man 1666 sieben Häuser, so waren es um 1800 etwa 14–16, im Zeitraum 1860/1920 ungefähr 30, zur Zeit des 2. Weltkrieges knapp 40. Zur Zeit des Bauernkrieges gab es erst 6 Haushaltungen, im Zeitraum 1757/1809 waren es 19–26, 1850 bereits 42, 1900/1920 ungefähr 45 und 1950 etwas über 60 Haushaltungen.

Bevölkerungsstatistik

1757	87	1888	214
1764	99 (109?)	1900	333
1771	81	1910	192
1818	143	1920	220
1827	140	1930	231
1846	200	1941	240
1850	204	1950	223
1860	226	1960	206
1870	230	1970	175
1880	214	1980	197

Quellen und Literatur

Akten im Staatsarchiv Bern: Ämterbücher Bipp, Urbarien Amt Wangen, Regionenbuch V, Schultabellen 1806.

Freudiger Hans, Die politisch-wirtschaftliche Entwicklung des Amtes Bipp. Diss. Bern 1912.

Flatt Karl H., Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Obergeraargau. Diss. Bern 1969.

Leuenberger Johann, Chronik des Amtes Bipp. Bern 1904.

Morgenthaler Hans, Beiträge zur Geschichte der Herrschaft Bipp. Bern 1928.

Die Textredaktion mit Ergänzungen besorgte Karl H. Flatt.

DURS INGOLD VON HEIMENHAUSEN WAGNER IN HARTMANNSWEILER

Wanderung aus dem Oberaargau ins Elsass im 17. Jahrhundert

DENIS INGOLD

Über die Ursprünge der Oberaargauer Ingold

Die Ingold sind ein altes Oberaargauer Geschlecht. Ihr Stammort scheint das Dorf Inkwil zu sein, in welchem sie sich urkundlich belegt bis 1389 zurückverfolgen lassen. In der benachbarten Stadt Solothurn trat ein «Henricus Ingolt» bereits 1252 als Bürger und Ratsherr in einer Urkunde auf. Da die Inkwiler Ingold lange Zeit in engster Beziehung zur Stadt Solothurn standen, ist es durchaus möglich, dass sie diesem um 1360 verschollenen Stadtbürgergeschlecht entstammten.

1458 wurden die Gebrüder Hänslin und Hans Ingold, «Ruotschman Ingoltz Süne», von beiden Städten Bern und Solothurn von der Leibeigenschaft losgesprochen. Ihr Vater war offenbar ein Leibeigener des St. Ursenstifts. Laut einem Solothurner Steuerrodel aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts arbeitete er eine Zeitlang auf dem dem Stift gehörigen Wilihof bei Luterbach; die Söhne aber gehörten der Herrschaft Bipp «mit der Eigenschaft» zu (vermutlich weil ihre Mutter aus dem Bipperamt stammte, vielleicht aus Wiedlisbach, wo Rutschman Ingold 1464 ein zinsbares Gut besass) und standen deshalb beiden Städten Bern und Solothurn zu, welche damals die Herrschaft gemeinsam innehatten.¹ Nach ihrer Lossprechung gehörten die zwei Brüder und ihre Kinder wieder dem Solothurner Stift als «freie Gotteshausleute» zu. Laut Tellrodel von 1465 wohnte einer vorübergehend in Wangen (vielleicht weil er in Inkwil von den Burgdorfer Vögten beständig mit Steuern belästigt wurde, wie aus einer Bittschrift von Solothurn an Bern hervorgeht); der andere war in Röthenbach zu Hause. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren die Nachkommen dieser «Sanktursenleute» in Inkwil, Röthenbach, Subingen und Heimenhausen wohnhaft. Einer von ihnen, Urs Ingold «von Wangen» wurde 1516 Chorherr des St. Ursenstifts von Solothurn.² Als der Prädikant von Herzogenbuchsee Kirchenbücher zu führen begann (1570), war «Ingold» schon der weitverbreitetste Familienname in

der Kirchgemeinde: in Röthenbach wimmelte es buchstäblich von Trägern dieses Namens!

Die Bevölkerung von Heimenhausen um die Mitte des 17. Jahrhunderts

Im Jahre 1510 verkauften «Peter Ingold gesessenn zuo Hemmanhusen im Gericht zuo Hertzogenbuchse und Hans Ingold sinr Bruoder» dem Schultheissen Byss von Solothurn eine Gült von 4 Pfund auf dem Zins von dem Gut, das Andres Ingold, ihr Bruder von Röthenbach, bebaute. Sechzig Jahre später wohnte nur noch eine Familie Ingold in Heimenhausen, laut Taufrodel (Andres Ingold und Anni Born, 1571). Nach 1590 zogen noch zwei Röthenbacher Ingold ins Dorf: Jungpeter und Kuni. Um die Mitte des folgenden Jahrhunderts führte die Mehrzahl der Einwohner von Heimenhausen den Namen Ingold: von 32 Hausbesitzern, welche 1657 zur Besoldung des Schulmeisters von Herzogenbuchsee beisteuerten, hiessen 19 Ingold! Die übrigen Geschlechter des Dorfes waren: die Burgunder, Ursenbacher, Münch, Schwab, Moser, Brunner, Rickli, Vogel und Zumstein. Die Ingold führten fast alle Beinamen, damit man sie voneinander unterscheiden konnte. Neben einem «Hans Ingold, sonst Peyerhans genannt», gab es einen «Hans Ingold, des Jungpeters Hans genannt», einen «Hans Ingold den Gerwer» (dessen Nachkommen wenigstens ein Jahrhundert lang den Zunamen «des Gerbers» trugen!), einen «Hans Ingold in der Riedgassen», einen «Kleinhans Ingold», einen «Schaffhans» und einen «Burghans», welcher auch «Heimehuserhans» genannt wurde, nachdem er nach Buchsi gezogen war (1654). Neben «Cunis (D)urs», Sohn des Conrad oder Cuni Ingold, lebten «Urs Ingold uff der Schwertzi» (auch «Schwertzidurs» genannt) und «Schudurs», also «Urs Ingold der Schuhmacher». «Andres Ingold, der Roht Angerli genannt» (1673) war offenbar rothaarig, wie auch «der Rote Josep» («des Roten Josep Ingold zu Heimenhusen ... Bübli», 1668)! «Cunis Ulis» Sohn Conrad, welcher sich 1654 um die Schulmeisterstelle bewarb, nannte man «Cuni den Stültzen», anscheinend weil er ein Stelzbein hatte oder weil er hinkte ...

Laut Feuerstättenverzeichnis von 1657 bestand die Bevölkerung von Heimenhausen aus 7 Bauern-, 5 Halbbauern- und 19 Taunerfeuerstätten. Die «Buren» waren Voll- oder Grossbauern, wie z.B. Hans Ingold der Gerber, welcher bei seinem Tod 1680 über ein Vermögen von nahezu 5000 Gulden verfügte. Die «Halbburen» waren Kleinbauern, wie z.B. Andres Ingold, des-

sen Vermögen sich auf 2240 Pfund (1120 Gulden) belief (1680). Die «Tauer» waren Tagelöhner, welche im Taglohn bei den Bauern arbeiteten und meistens nur ein paar «Bünden» oder Hanfländer und einen Teil eines Hauses oder gar kein Haus besaßen. «Hans Ingold genant der G'husman», welcher 1651 «mit Steinen beworfen» wurde, als er «an einem Sambstag z'nacht von der Sichleten (= Ernteschmaus) us des Hans Ingolts Beyerhans genant hus nach heimet welle» (Chorgerichtsmanual), war offenbar ein Tagelöhner, der bei dem Grossbauern Beyerhans arbeitete und kein eigenes Haus besass («Gehausmann» = «Mieter»)³.

Die Auswanderung aus dem Dorf Heimenhausen im 11. Jahrhundert

Die verhältnismässig grosse Anzahl von Taunerfeuerstätten, wie auch die beträchtliche Vermehrung der Ingold-Familien geben zu erkennen, dass Heimenhausen um die Mitte des 17. Jahrhunderts überbevölkert war. Das Dorf muss um 1660 zwischen 150 und 200 Einwohner gezählt haben.³ In der ersten Hälfte des Jahrhunderts erlaubte Bern der Gemeinde, mehrere Grundstücke aus der Gemeinweide, der «Zytzelg», ja sogar aus dem Hochwald auszuscheiden, einzuhegen und unter den Einwohnern zu verteilen. 1647 wurden z.B. drei Jucharten (ca. 1 ha) Ödland, die Jüchlen genannt, «alwo die alda zusammengeworffnen Steinen vergraben», «zue Bünden» ausgeteilt: zwölf «Gemeindtsgenossen» erhielten jeder einen Teil davon. Bald blieb kein freies Land zum Verteilen übrig und die Bevölkerung des Dorfes nahm weiter zu: die jüngeren Schichten der Bevölkerung hatten dann keine andere Wahl mehr als auszuwandern. Manch ein armer Kleinbauer oder Tagelöhner von Heimenhausen zog es vor, in fremde Dienste zu treten, eher als daheim ein kümmerliches Dasein zu führen. 1694 vertraute z.B. Samuel Burgunder sein «Gütchen» seinem Freund Conrad Anderegg an, weil er «widermahls Vorhabens und gesinnet» war, sich «in frantzösische Kriegsdienst zu begeben» und Anderegg schon in seiner «vormahligen frantzösischen Reis und Abwesenheit der Verwalter seines Güttlins gewesen» war. Samuels Vater, Christian Burgunder, ein Zimmermann von Beruf, hatte selbst sein Heimatdorf verlassen, um sein Brot im benachbarten Städtchen Wangen zu verdienen: 1694 erteilten ihm Urs Ingold der «Vier» und Peter Ingold der «Bahnwart» einen «bürgerlichen Schein» oder «beglaubte Zeugnus des allhier zu Heimenhusen habenden Dorff- und Burgerrechts».

Mehrere Heimenhauser zogen in das sogenannte «Niederland» (das Elsass, Baden, die Pfalz), wo sie bessere Verhältnisse fanden als daheim.⁴ 1668 zogen Andreas und Isaac Ursenbacher ihr Vermögen aus der Vogtei Wangen ab. Isaac hatte sich 1667 in Strassburg mit einer Landsmännin, Anna Bärchte von Weissenbach im Simmental, verheiratet und im benachbarten Bischweiler niedergelassen. Sein Bruder Andres heiratete 1668 in Offendorf, also in unmittelbarer Nähe: er starb zu Anfang des Holländischen Krieges im Hause seines Bruders in Bischweiler (1673). Auch ein Joseph Ursenbacher wurde später in Bischweiler ansässig. 1680 zog er sein «Mannrecht» hinweg und erhielt fegenden Brief vom Landvogt von Wangen:

Mannrecht und Schein zugunsten Joseph Ursenbachers

Ich Beat Fischer des Grossen Rahts der Statt Bern und dieser Zeit Landvogt der Graffschafft Wangen in dem Oberen Ärgöuw in Lob. Eydtnosschafft Bernischer Jurisdiction thun kund menigklichen hiemit, das vor mir erschinen ist der bescheidne Joseph Ursenbacher von Heimhausen, meiner Ambtheÿung, gebürtig, vorbringende, was massen er sich nun eine geraume Zeit in Übung seines erlerneten Leinweberhandwercks zu Bischwÿler aufgehalten, auch Vorhabens seÿe sich vollends alldorten in Burgerrecht einzulassen, derowegen er nicht nur sein Mannrecht von hinnen weggzezeuchen, sondern Schein seiner ehelichen Gepurt, freÿen Herkommens und ehrlichen Verhaltens halber begehre. Wan dan Wahrheits Zeÿgnus niemanden versagt und durch den ehrwürdigen und wohlgelehrten Herren Johann Heinrich Meüsli, Pfarrherren des Kirchspils Hertzogenbuchsee, Tauffrodel, Zeÿgsamme vorgewisen worden, das er Joseph Ursenbacher auf d. 7ten Hornung 1647 in der Kirchen zu gesagtem Hertzogenbuchsee ehrlich getaufft, Ulrich Ursenbacher, sein Vatter, und Eva Ingold, seine Mutter, denne Urs Schwab, Hans Ingold und Elisabeth Gerber, seine Patten und Tauffgezeügen gewesen; als hab ich ihme sein Begehren nicht abschlagen wollen. Bezeüge hiemit, das ermelter Ursenbacher von ehelichen erlichen Elteren gezeüget, eine freÿe Persohn und keiner Lÿbeigenschafft noch nachjagendem Herren underworffen, er auch und die seinigen aufgegebene Zeÿgnus vorgedachten Hn. Pfarrherrens (massen mir auch anders nichts vorkommen) allzeit fromm und ehrlich verhalten, also das menigkliche(n) ein gutes Vernüegen mit ihme und den seinigen getragen. Langt derowegen mein respective Dienst und fründliches Willen an menigklichen, sonderlichen aber an die Lob. fürstliche Regierung zu Bischwÿler, allwo er Ursenbacher sich heüslich zusetzen Vorhabens, ihne wegen seiner ehrlichen freÿn Herkunft und Wohlverhaltens halber in Gunsten und guter Befürdernus zuhaben, das stehe ich nach Standsgespür in dergleichen oder anderen Zutragenheiten zu verschulden. Des alles zu wahrem Urkund hab ich ihme Ursenbacher diesen Mannrechtsbrieff mit meinem hierundergetruckt angewohntem Secret Insigel (mir, meinem Ambt und Erben jedoch ohne Nachteÿl) verwahrt zugestellt. Dat. 7/17 Wintermonats 1680» (Notariat Wangen, Attestationenbuch)

Andreas (geb. 1638), Isaac (geb. 1639) und Joseph (geb. 1647) waren die Söhne des Tauners Ulrich Ursenbacher: sie waren alle drei Leinweber von Beruf. Ein paar Jahre später erhielt ein anderer Handwerksbursche von Heimenhausen seinen «Geburtsbrief» vom Landvogt: Ulrich Ingold, der jüngste Sohn des Urs Ingold auf der Schwärzi, ein Hutmacher von Beruf; auch er wanderte wahrscheinlich aus.

Die Amtsrechnungen des Landvogts erwähnen noch folgende Auswanderer, welche ihr Vermögen ins Ausland zogen und deswegen dem Landvogt den sog. «Abzug» (je 5% des Kapitals) entrichteten: Anna Lienhart, Jacob Ingolds Hausfrau (20 Kronen, nach Westhofen im Unterelsass, 1669), Jacob Moser (30 Kronen, 1669), Uli Burgunder (20 Kronen, 1675/76), Hans und Rudi Burgunder (2 Pfund Abzugsgeld, 1677/78), Joggi Ingold (6 lb 13 s 4 d Abzugsgeld, 1677/78) und Andres Ingold (3 Gulden Abzug, 1678/79). Aus keinem anderen Dorf in der Vogtei Wangen hoben so viele Auswanderer ihr Vermögen ab wie aus Heimenhausen!

Auch in den Notariatsprotokollen treten Auswanderer aus Heimenhausen auf: 1672 borgte Jungpetershans 30 Kronen von Adam Ingold, Vormund des Hans Rickli von Heimenhausen, «nunmehr aber in Franckrych wohnende». 1659 hatte Rickli das Haus und die Güter seines verstorbenen Vaters an Klaus Jenzer von «Stauffen» verkauft. 1686 quittierte Adam Ursenbacher, «dismahl in der Marggraffschafft von Durlach sich aufhaltend», seinen Bruder Hans von Heimenhausen «umb ... 12 G und 5 Bz als mütterliche Erbgut». 1696 erhielt Hans Schwab einen Pass vom Landvogt, weil er sich nach «Leutersdorf» in Brandenburg begeben wollte, wo sich seine Eltern schon niedergelassen hatten. Die Auswanderung der Heimenhauser setzte sich im folgenden Jahrhundert fort: 1725 zog Andreas Ingold «ins Brandenburgische», 1736 Durs Ingold nach «Lüterdorf» (ebenda?), 1747 Andreas Ingold nach Sundhofen bei Colmar im Oberelsass, usw.⁵

Manche Auswanderer arbeiteten nur eine Zeitlang im Ausland und kehrten dann wieder in ihre Heimat zurück, wo oft ihre Frauen und Kinder auf sie warteten ... oft aber nicht immer: als Niclaus Jenzer 1655 «us dem Nederland» heimkehrte, erfuhr er, dass ihn seine Frau mit Urs Bind von Niederönz («in der leidigen Rebellionszyt ein benanter Rebell»!) während seiner Abwesenheit betrogen hatte und schwanger war!

Die Auswanderer selbst vergassen manchmal, dass sie eine Frau in ihrer Heimat zurückgelassen hatten: Conrad Kaufmann von Herzogenbuchsee ar-

beitete eine Zeitlang im Oberelsass bei einer Witwe von Sulzmatt, welcher er «die Ehe versprach uns zusagte», obwohl er schon verheiratet war. Als er wieder nach Hause kehren wollte, nahm er ihr einen Esel ab, «darbey fürgebend das er in zehen Tagen drunden wider sy welle». Da er nach sechs Monaten immer noch nicht zurückgekommen war, entschloss sich die Witwe, nach Herzogenbuchsee zu reisen, um wenigstens ihren Esel zurückzuerhalten: ihr Betrüger hatte aber inzwischen das Tier veräussert, weil man ihn bei seiner Rückkehr ausgelacht hatte.

Rosina Malers Ehemann, Hans Bösiger von Wanzwil, scheint einem Soldatenwerber zum Opfer gefallen zu sein während eines Aufenthalts im Elsass: 1693 beklagte sich seine Frau, dass er «vor ohngefahr 2½ Jahren mit Gewalt in frömbde Kiegsdienst uffgehoben worden, auch in selbigem bis dato verbliben, also das sy keinen Bericht erhalten können, ob selbiger noch im Leben oder aber gestorben seÿe». Rosina Maler wohnte damals «in der Vestung Hüningen», bei Basel, im Oberelsass.⁶ 1671 befand sich solch ein Werber in Gebweiler (auch im Oberelsass, s.u.) und warb dort Soldaten in einer Wirtschaft ohne Erlaubnis der dortigen Regierung: als man ihm das vorwarf, entschuldigte er sich und erklärte, dass er «weder Burger noch Burgerssöhn hinweg zu führen» begehrte, «sondern nur Schweizer»! Der Werber war selbst ein Schweizer: er diente unter «Obristen Molendino von Solothurn» als Leutnant.

Peter Moser auf der Schwärzi zu Heimenhausen, welcher 1656 eine Elsässerin namens Susanna Ehrhart (aus Rufach im Oberelsass) heiratete, hatte wahrscheinlich seine künftige Frau während eines Aufenthalts im Elsass kennengelernt und sie dann mit sich genommen, als er wieder nach Hause kehrte.

Selbst die Weiber zogen ins Niederland, manchmal ohne ihre Ehemänner: 1654 beschwerte sich Uli Brunner von Heimenhausen über seine Frau, «die mit ihme nit will hushalten, sondern zieht bald ins Niederland, bald kombt sy aber nit zu ihme»! 1668 heiratete Anni Münch (geb. 1637), Tochter des Schuhmachers Andreas Münch von Heimenhausen, ihren Landsmann Christophel Wenger (aus Diesbach) in Strassburg, wo sie vermutlich beide dienten. Vielleicht kehrte sie später mit ihrem Mann nach Heimenhausen zurück: es gibt nämlich heute eine Familie Wenger im Dorf! 1667 beschlagnahmte der Landvogt «Hans Ursenbachers zu Heimenhusen landflüchtigen Tochter Gutt», «weÿl sy als eine Ehebrächerin im Forst vor 10 Jahren usgerissen» war: auch sie befand sich wahrscheinlich mit ihrem Liebhaber im Niederland.

Desgleichen Hans Kaufmann (Conrads Vater!) und der Hafner Samuel Strub von Herzogenbuchsee, welche 1651 «usgerissen und ins Niderland gezogen» waren: Dort hiess es, gaben sie «ihre Huren (!) für ihre Ehewyber an, obwohl sie beide «Wyb und Kind» in Herzogenbuchsee hatten. Zwei Jahre später kehrten sie aber wieder zurück und «nahmen mit sich Wyb und Kind» (Chorgerichtsmanual, 1653).

Heute wohnen nur noch fünf Familien Ingold in Heimenhausen, also viel weniger als in Inkwil (im 17. Jahrhundert war es das Gegenteil!). Die Ursenbacher, Münch und Schwab, drei alte Heimenhauser Geschlechter des 16. Jahrhunderts) scheinen heute dort ausgestorben zu sein, leben aber in andern Gemeinden weiter.

DURS INGOLD VON HEIMENHAUSEN (1638–1710)

Lebensweg eines Auswanderers im 17. Jahrhundert

Dem Leben eines Auswanderers in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nachzugehen, soll hier nun versucht werden. Wir berichten, was die Urkunden über das Schicksal eines Heimenhausers aussagen, welcher sein Vaterland endgültig verliess, um im benachbarten Elsass sein Glück zu versuchen.

Die Jugendjahre im Heimatdorf (1638–1658)

Durs Ingold wurde 1638 in Heimenhausen geboren, also im selben Jahr wie sein künftiger König und Oberherr, Ludwig XIV. Damals herrschten Krieg, Elend und Hungersnot im Elsass, wo er sich später niederlassen sollte. Viele Elsässer waren in die Schweiz geflüchtet, wie zum Beispiel Maria Weber von Wattweiler (in der «Stift» Murbach), welche «bei damaligen herben Zeiten und grosser Hungersnoth» «in h. Allmuessen gangen» war, «zu Langenthal, im Schweizerlandt», oder wie Martin Judas, «von Ungerschen us Elsas», welcher 1638 ein Kind in Herzogenbuchsee taufen liess. Am 2. Juni 1633 gebar «in Hans Ingoltz Hus» zu Heimenhausen eine «Landtfarerin» namens Anna Schupff, «so von Wyl im Marggraffenlandt vertriben worden und (wie sÿ anzeigt) ir Man Caspar Schön erschossen worden», eine Tochter namens

Barbara. Die gute Seele, die sie zu sich genommen hatte, war möglicherweise Durs Ingolds eigener Vater.

Durs Ingold wurde am 25. November 1638 in der Kirche von Herzogenbuchsee vom Prädikanten Hans Hofer oder von seinem Helfer «ehelich getauft». Seine Taufzeugen («Zügen») hiessen: Urs Ingold, Ulrich Ingold («Cunis Uli»), und Maria Bösigler, Jungpeterhansens Frau. Die Eltern, Hans Ingold und Maria Müller, hatten sich im Jahre 1625 verheiratet. Dem Vater war im selben Jahr von dem Landvogt erlaubt worden, eine «Hushofstet» «von der Zyttzelg ynzuschlachen» und darauf ein Haus zu erbauen. Dieser Hof stiess «bÿsenhalb an die Riedgassen», weshalb sein Besitzer «Hans Ingold in der Riedgassen» genannt wurde. Maria Müller, die Mutter, gebar nicht weniger als zehn Kinder innerhalb von zwanzig Jahren, was damals keineswegs aussergewöhnlich war: der Zweitälteste Sohn, Hans der Müller, geb. 1629, gründete schon 1653 eine Familie; der jüngste, Christian, geb. 1646, erst 32 Jahre später (1685).

Durs Ingold und seine älteren Brüder besuchten die «Hauptschule» der Kirchgemeinde, die sich in Herzogenbuchsee, im ehemaligen Wirtshaus «Zum Bären» befand. Ihr Lehrer, Jost Steinmar, der von 1637 bis 1654 den Schuldienst versah, war ein Niederländer: er stammte aus Sinsheim in der Pfalz und hatte laut Chorgerichtsmanual eine gewisse Vorliebe für «Kirsenswasser»! Bis 1651 mussten die Kinder der «äusseren» Gemeinden jeden Winter Holz in die Schule tragen. Damals wurden sie auf Bitte von Herrn Simeon Hürner, des Prädikanten, «des Holztragens in die Schul entladen». Fortan lieferten die Gemeinden das Holz. Durs Ingolds Vater zahlte als Tauer oder Tagelöhner 2 Batzen Schulgeld jährlich für den Unterricht seiner Kinder. Die Bauern entrichteten 2 Mass Korn und 1 Batzen, die Halbbauern 1 Mass und 3 Kreutzer.

Erst im Jahre 1657 wurde eine Schule in Röthenbach für die Kinder von Röthenbach, Heimenhausen, Inkwil und Wanzwil eröffnet. Der erste Schulmeister von Röthenbach hiess Ludwig Brügger: unter seinen 96 Schulkindern befanden sich nicht weniger als 36 Heimenhauser.

Durs Ingolds «Jugendsünde» (1658)

Als seine jüngeren Brüder die neue Schule zu Röthenbach zu besuchen begannen (1658), arbeitete der zwanzigjährige Durs Ingold als «Dienstknecht»



Heimenhausen, Schwärzi. Zeichnung von Carl Rechsteiner

in Thörigen, möglicherweise bei dem Ammann Felix Marti, einem der reichsten Bauern in der Kirchgemeinde (1654 schenkte er der Kirche 30 Batzen, als der Prädikant Geld für einen neuen Kelch sammelte; die Heimenhauser stifteten zusammen nur 38 Batzen). Dort machte er mit der Luzernerin Anna Zolliger Bekanntschaft, welche beim Ammann als «Spinnerin» diente. Was weiter geschah, entnehmen wir folgendem Eintrag in den Chorggerichtsmanualen; es schreibt der Prädikant von Herzogenbuchsee:

«Den 24. Mertzen überschickte ich gehn Wangen mit einem Schreiben Anni Zolliger, sonsten von Lucern, Gvatter Ammans zu Thörigen Spinnerin, ohne einiche Forstellung für das Chorgricht, us Besorgen, das sy luth ihrer Tröwung (= Drohung) sich drus und darvon machen wurde, umb ihren widerholten Fehler mit Urs Ingold, Hans Ingolds in der Riedgassen zu Heimenhusen Sohn, Dienstknecht zu Thörigen, 25, 9bris 1638 getaufft, begangen, mit zwentzigtätiger Gefangenschafft abzubüssen, welches dan auch in trewen geschehen. Interim hett sich der gedachter Urs Ingold drus und darvon gemacht; wirt gleichwol zu seiner Zeit abbüßen müssen.»

Ein schönes Beispiel für einen Uriasbrief! Man spasste also nicht mit der Sittlichkeit damals im Kanton Bern. Die Sitten waren sehr streng. Der Jugend

wurde nicht einmal das Tanzen erlaubt: zu wiederholten Malen wurden junge Leute aus Heimenhausen und den benachbarten Dörfern gestraft, weil sie heimlich «auf der Hasenmatt» und sonstwo getanzt hatten. 1637 wurde «Hanns Hofers des alten Knächts zu Heimehusen, ein Niederländer» vor Chorgericht zitiert, weil er «ettlich Mahl zum Tans die Sakpfyffen geblasen» hatte. Auch das Spielen und das Rauchen waren verboten: 1665 wurden etwa zwanzig Leute vor Gericht zitiert, weil sie «an Sambstagen z'nacht und Sonntagen z'nacht in der alten Ursenbacheren Haus gespielt» hatten. 1676 wurde «Joggi Ingold uff der Schwertzi» «mulctiert», weil er «in des Seilers Haus zu Heimenhusen Tabac getruncken» hatte! Was Wunder dann, dass so viele junge Berner in die Fremde zogen und sich dort manchmal austobten?

Die Lebrjahre in Aarwangen (1659–1661)

Ein Jahr nach seiner Flucht befand sich Durs Ingold in Aarwangen, also ausserhalb der Vogtei Wangen, wo man ihn wahrscheinlich wegen seines «Fehlers» suchte. Sein Vater hatte ihn dem Wagnermeister Ulrich Egger, «das Wagnerhandwerck zu lehren für zwey Jahr anverdingt». Durs Ingold verbrachte also die zwei letzten Jahre seines Aufenthalts im Kanton Bern in Aarwangen.

Viele Heimenhauser trieben damals ein ländliches Handwerk. Durs Ingolds ältester Bruder Hans z.B. hatte das Müllerhandwerk erlernt: nach seiner Lehre und Wanderschaft arbeitete er wahrscheinlich bei Elsbeth Ingold, der Müllerin von Wanzwil, welche bei seinem ersten Kind Patin stand (der Pate war Gedeon Übersax, Müller zu Hegen, 1653). Durs Ingolds Vettern, Isaac, Andres und Joseph Ursenbacher, waren Leinweber von Beruf (s.o.): sie zogen ins Unterelsass, als sie ihr Handwerk ausgelernt hatten. Es werden auch Seiler, Schneider, Lismen (Hosenstricker), Kessler, Hafner und Zimmerleute im Dorf erwähnt. Besonders beliebt war das Schusterhandwerk, welches sogar von Grossbauern, wie z.B. «Burenjoggi dem Schumacher» (1647) getrieben wurde.

Die Handwerker der Vogteien Wangen, Bipp und Aarwangen bildeten gemeinsame Zünfte, wie z.B. die Hosenstricker oder die Gerber. 1686 waren Samuel Ingold und Abraham Moser von Herzogenbuchsee «alt und neu Zunfftmeister des Hosenstrickerhandwerks beider Graffschafften Wangen und Aarwangen und des Ampts Bipp.» Um 1641 erlaubte die Gerberzunft

der «Vogteÿ» Wangen dem Gerber Hans Ingold «ein Gärbi» in Heimenhausen zu erbauen, nachdem er sein Handwerk bei seinem Zunftbruder Rudi Mummenthaler in Langenthal erlernt hatte. Ob es damals auch eine Wagnerzunft im Oberaargau gab, ist uns unbekannt. Über eine festgesetzte Handwerksordnung verfügten die ländlichen Wagner sicher nicht: während Durs Ingold das Handwerk in zwei Jahren erlernte, wie es auch im Elsass üblich war, wurde sein Namensvetter Hans Ingold von Heimenhausen schon nach anderthalb Jahren von seinem Meister Samuel Holenweg in Herzogenbuchsee zum Gesellen befördert (1691).

Durs Ingold wurde im Jahre 1661 «lediggesprochen»: «... Inmassen er des eint: und anderen sonderlichen aber seines erlehrnten Handwerks halber breits in dem verflossenen 1661ten Jahr in Beysein der ehrsamen Meisterei Hans-Geörg Eggeren und Hansen Sägiserei beid von Aarwangen nach Handwercks Gebruchs und Gewohnheit ledig gesprochen ...» (Lehrbrief, 1679, s.u.).

Kurz darauf «verreiste» er «äussert Lands» als wandernder Wagnergeselle, ohne zu warten, bis ihm sein Lehrmeister seinen Lehrbrief erteilt hatte. Wahrscheinlich zog er noch im selben Jahr ins Niederland, um dort, wie es in den Lehrbriefen heisst, «sein Glück und Fortun zesuchen». Wie seine drei Vettern, die Gebrüder Ursenbacher, kehrte er nach seiner Wanderschaft nicht mehr in sein Heimatdorf zurück. Von seinen sieben Brüdern werden nachgehends nur zwei in Heimenhausen erwähnt: Hans der Müller, welcher das väterliche Haus in der Riedgassen ererbte, und Christian, der jüngste Bruder, welcher 1684 ein Haus im Dorf kaufte und deswegen seine Güter verpfändete; diese bestanden aus 2½ Jucharten (ca. 90 Aren) Ackerland und einer «Bünden zu 2 Mäs Hanffsamen», nebst dem Haus, worauf er schon 100 Gulden abgezahlt hatte. Vom Vater, Hans Ingold in der Riedgassen, ist 1673 zum letztenmal die Rede: er borgte bei seinem ältesten Sohn Hans 44 Kronen, «welche nach seinem Absterben us seiner Verlassenschaft ihm dem Sohne ... vorus bezalt werden» sollten. Er war damals 76 Jahre alt und starb wahrscheinlich kurz danach.

Hochzeit in Blodelsheim im Oberelsass (1669)

Nach seiner Abreise von Aarwangen (1661) bis 1669 verlieren wir jede Spur von Durs Ingold. Wanderte er acht Jahre lang, oder diente er auch eine Zeit-

Damit Jungolt auch zu Prinsessen hat sich begeben
 zu Prinsessen und ihnen verlobt, wegen d. d. Zustand
 hat Villosus Vianon Juchel zu weihen. Gedruckt in
 Zornheim

Lump — v. b.
You wound me,

[illegible]

Urs Ingolds Vater erkennt, dass ihm der Vogt von Wangen erlaubt hat, ein Haus zu bauen (Urbar Wangen, 17. Jahrhundert).

lang unter einem Schweizer Regiment im Ausland? Da er 1669 in Blodelsheim am Rhein, unweit von der Garnisonstadt Breisach, wieder auftauchte, kann man wenigstens letztere Vermutung für möglich halten. Nach der Eroberung der Freigrafschaft, woran auch Schweizer Truppen beteiligt waren, entliess der König von Frankreich einen beträchtlichen Teil der Soldaten seines Schweizer Garderegiments (bei dem der Berner von Erlach Hauptmann war): vielleicht befand sich Durs Ingold unter den Abgedankten (1668)?

Wie dem auch sei, im Jahre 1669 arbeitete der einunddreissigjährige Wagnergeselle in Blodelsheim, einem Marktflecken, der zur französischen

Herrschaft Landser gehörte. Am 4. Februar 1669 heiratete er die Schwester seines letzten Meisters, die 1633 in Solothurn geborene Susanna Jodel, Tochter des Hans Jodel und der Maria Gredel von Önsingen. Sein Schwager, der Wagner Bartholome Jodel, und ein Bürger von Blodelsheim waren Zeugen bei der Verlobung. Susanna Jodel war übrigens schwanger, als sie sich trauen liess, weshalb der Pfarrer von Blodelsheim, Johann-Adam Molitor von Rheinfelden, später die Formel «purissima virgo» («keusche Jungfrau») im Kirchenbuch wütend durchstrich! Durs Ingold hatte sich also anscheinend nicht gebessert seit seinem vorigen Missgeschick!

Durs Ingold, Hintersäss zu Gebweiler in der Stift Murbach (1669–1679)

Zwei Wochen nach seiner Hochzeit zog Durs Ingold mit seiner Frau nach Gebweiler, Hauptort der Fürstabtei Murbach. Er wurde dort am 18. Februar als Hintersäss aufgenommen:

«Auff Supplicieren Urs Singolten aus dem Berner Gebieth, Wagners undt wohnhafft zue Blo-deltzheim, das er zuem Hintersäss alhie auffgenommen werde, weilen sich er vermög Attestat-ion zue der catholischen Religion bequembdt: Der Supplicant wirdt diser Ursachen, das er catholisch worden undt ein gueth Handtwercckh khan, auff ein Jahr lang undt sein Wohlver-halten gegen Erlegung G(nädi)gster Herrschafft gewöhnlichen Schirmgelts als 2 lb 10 s zuem Hintersäss alhie angenommen» (Kanzleiratsprotokolle, Murbach).

1669
4 februarij.
Durs Ingold ex Berna
Susanna Jodelis uxor
Johann Jodel
Susanna Jodel
Bartholome Jodel
Benedict Z. A. S. S.

Kirchenbuch Blodelsheim (Oberelsass). Archives Departementales du Haut-Rhin-Colmar.

Durs Ingold und Susanna Jodel waren nicht die einzigen Schweizer Einwanderer, die sich in der Stadt Gebweiler niedergelassen hatten. Noch im selben Jahr schrieb die Stadtbehörde an einen ihrer Gläubiger, Herrn Junker von Staal von Bubendorf, um ihn um Geduld zu bitten, «in Ansehung man bey der Statt khein Mittel, auch die Burgerschaft so dermahlen nicht 200 Man und doch meistens theils aus der Schweiz und nichts in Vermögen, hergegen zu Fri-denszeiten (= vor dem Dreissigjährigen Krieg!) von 6 bis 700 Burger ge-wesen.»

Die Eingeborenen waren nicht immer zufrieden mit allen diesen «hergelaufenen» Einwanderern: 1666 heisst es z.B. in den Ratsprotokollen, dass sich im Schloss Angreth, ausserhalb der Stadtmauern, «allerhandt Schweizer und liederliches Gesindein ... aufmalten, die ... der Statt nichts Nutz seint». 1671 kam es sogar zu einem Wortwechsel zwischen einem alteingesessenen Gebweiler Bürger und einem Bürger von Schweizer Herkunft. «Man neme allerley Schweizer ahn», schrie der Elsässer, «werden alhie reich und kauffen allezeith Güether»; welchem der Schweizer darauf zu Antwort gab, «wan er schon Güether kauffe, müesse er selbige mit seinem sauren Schweiss wohlbezahlen!» Zuletzt «fiel» der «zornmütige» Elsässer dem Schweizer «in den Barth» und «rauffte etwas daran aus»!

Die Mehrzahl der Schweizer Einwanderer, und besonders die Handwerksleute, wurden aber gut empfangen nach dem Dreissigjährigen Krieg, welcher die Stadt entvölkert hatte. Nur die unnützen Landstreicher und Bettler wurden ausgestossen. Die meisten Landsleute, die Durs Ingold in Gebweiler antraf, stammten aus den katholischen Kantonen Luzern und Solothurn. Nur ein Dutzend Berner liessen sich zwischen 1660 und 1680 in der Stadt nieder, wie z.B. Christian Witschgi der Schweinhirt (aus Hasli, gest. 1671), der Kuhhirt Antoni Lehnher (aus Spiez), dessen Sohn, der «Geysshirt» Jacob Lehnher, 1669 Maria Erni aus Ried (Wangenried?) heiratete, oder der «Eichenwirt» Benedict Roth aus dem Amt Münsingen, welcher 1670 eine Gebweiler Bürgerstochter geheiratet hatte. Die reformierten Berner konnten sich nämlich nicht ohne Schwierigkeiten in eine Stadt einbürgern, die «ein geistlichen Haupt» hatte. Diejenigen, welche sich nicht bekehrten, durften sich nicht einmal als Hintersässen im Stiftsgebiet aufhalten. Auch die Bekehrten blieben trotzdem lange verdächtig: Jacob Bientz (aus Eriswil), welcher «noch im Glauben zimbleich law» war, als er 1671 als Bürger angenommen wurde, wurde sechs Jahre später vor Kanzleirat geladen, weil «er niemahlen oder gar selten in die Kirchen khome, sondern auch allen Vermuethen nach, dise letzte österliche Zeith weder gebeichtet noch communiciert habe»! Sechzehn Jahre nach seiner Bekehrung wurde er noch einen «Ketzer» gescholten (1679).

Überdies kamen die Berner, die «von ihrer Religion abgefallen» waren, um die Güter, welche sie noch in ihrer Heimat zu erben hatten, weil Bern diese konfiszierte. So beschlagnahmte z.B. der Landvogt von Wangen 1664 die Güter des Samuel Bluntschi von Langenthal, «der sich an pappistische Orth hushäblich niedergelassen, verehelicht und von unser Religion abgefal-

Der Wagner.



Ich mach Räder/Wägen vnd Kärren/
Roll vnd Kenßwägen / für groß Herrn/
Kammerwägen / den Frauen flug/
Auch mach ich dem Bauwren den Pflug/
Vnd darzu auch Schlenfen vnd Egn/
Thus als mit gutem Holz verlegn/
Ich arbeit hart bey meinen tagn/
Triges erfundn erstlich den Wagn.

len ...». Die Konvertiten erhielten nicht einmal ihren «Mannrechts-» oder «Geburtsbrief» von ihren Behörden: so wurde Urs Haas (aus dem Bipperramt) 1662 «zuem Burger angenommen», «obwohlen selbiger sein Mannrecht wegen Verenderung der Religion nicht beybringen khan». 1670 kam es jedoch zu einer Vereinbarung zwischen Bern und Murbach, nachdem ein Berner Untertan, der eine Erbschaft im Stiftsgebiet beanspruchte, seine Obrigkeit um ihre Vermittlung gebeten hatte. Im selben Jahr wurde ein «Urs Ingold von Heimenhausen» in den Amtsrechnungen des Landvogts von Wangen aufgeführt:

«A° 1670 erlegt Jacob Ingolt umb gleicher Ursachen von 40 Kronen Capital, so er von Durs Ingolt, seinem Bruder von Heimenhusen empfangen ... 6 lb 13 s 4 d.»

Ob es sich aber um Durs Ingold von Gebweiler handelte? Nach ihrer Ankunft in Gebweiler wohnten Durs Ingold und seine Frau zur Miete bei dem Bürger und Schuhmacher Andreas Krey (der selbst ein Schweizer war). Das ergibt sich aus der Patenwahl für die drei Kinder des Ehepaars, die alle in Gebweiler getauft wurden. Andreas Krey vertrat bei zwei von ihnen Patenstelle: bei Barbara-Ida, geb. 1669, und bei Joseph-Ignatius, geb. 1671. Seine Tochter war Patin des dritten und letzten Kindes, Anna-Maria, geb. 1677. Auch die Frau des Murbacher Kanzlers (bei welcher Susanna Jodel, die Mutter, vielleicht diente) und ihre ledige Schwester hoben zwei der Kinder aus der Taufe.

Ein ganzes Jahrzehnt lang arbeitete Durs Ingold als Wagnermeister in der Hauptstadt dieses winzigen, aber ruhmvollen Reichsfürstentums, das erst 1680, also nach dem Holländischen Krieg, französisch wurde. Im Herbst war er ganz besonders beschäftigt, weil dann der Wein gelesen wurde und fremde Fuhrleute den berühmten Gebweiler «Kitterle» abholten. Viele Schweizer Wirte kauften Wein bei den Gebweiler Weinbauern ein, wie z.B. Hieronymus Ingold von Subingen (1668). Während des Holländischen Krieges arbeitete Durs Ingold mehrmals für die Herrschaft, welche zu unzählbaren Lieferungen gezwungen wurde und deshalb Wagen brauchte. Er blieb also während des ganzen Krieges im Elsass, im Gegensatz zu vielen anderen Schweizer Einwanderern, welche damals in ihr Heimatland flüchteten, wie z.B. sein Schwager, Bartholome Jodel, der 1677 ein Kind in Önsingen taufen liess. 1678 entrichteten nur ein paar Gebweiler Hintersässen das sog. «Schirmgeld»: die meisten waren «hienweggezogen, gestorben undt sonst in äusserste Armuet kommen», unter ihnen viele Schweizer.

Reise nach Aarwangen (1679)

Nach dem Holländischen Krieg hatte Durs Ingold mit der mächtigen «Bruderschaft der Wagner Elsässischen, Sundgauischen und Breisgauischen Gestadens» zu tun, weil er noch immer keinen Lehrbrief besass. Am 11. September 1679 beschwerte er sich bei der Murbacher Regierung über seine Mitmeister, die ihn in der Arbeit störten:

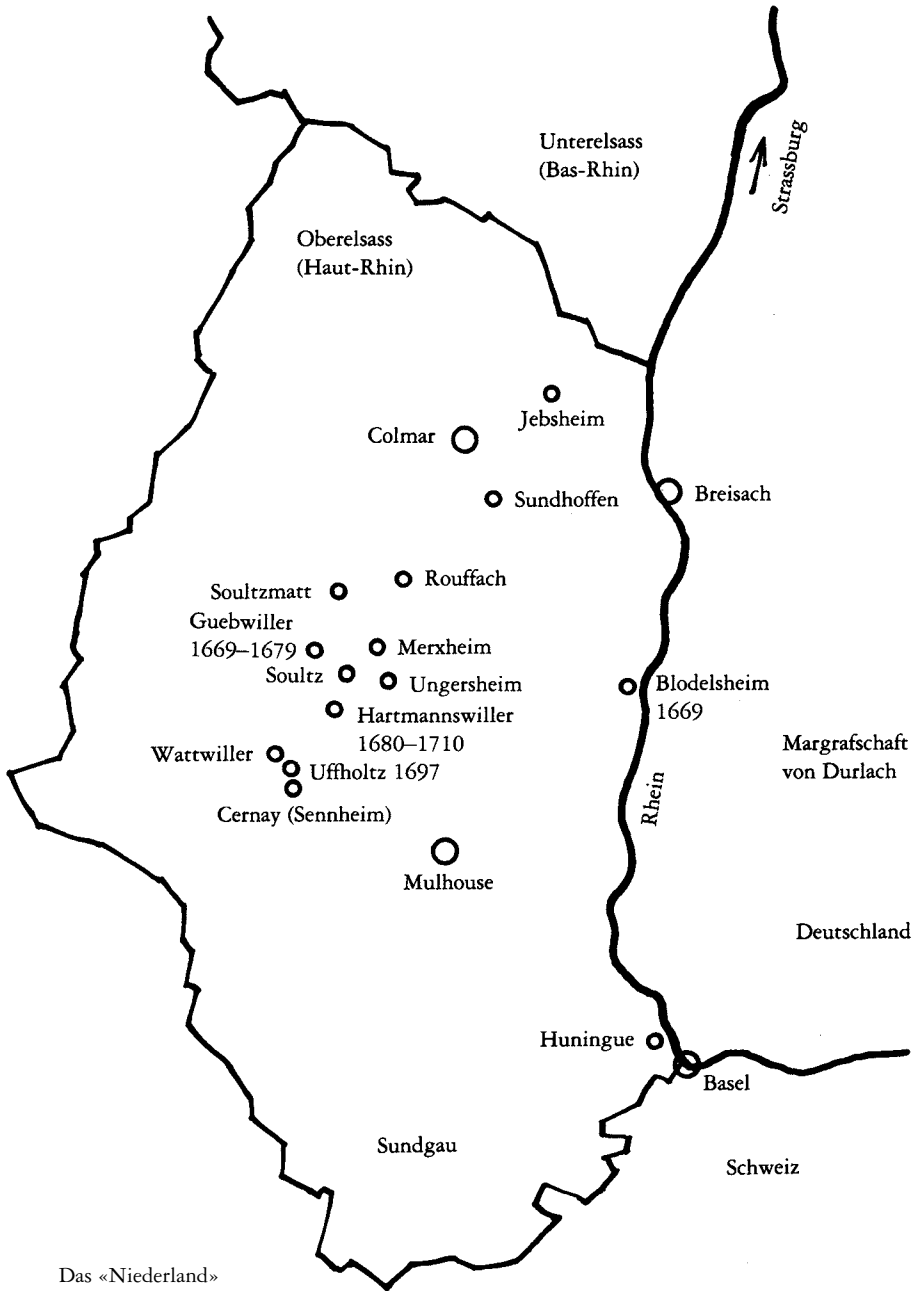
«Auff Supplicieren Urs Ingolt Burger (!) und Wagners alhier, das weilen ihm von dem Handwerckh auffgelegt, sein ordentlichen Lehrbrieff, Handwerckhs Gebrauch nach, beyzubringen, solchen aber hette er, Ursachen sein Lehrmeister krankh gewesen, nicht bekho-men mögen, weswegen dan seine Mitmeister ihme zue arbeithen verbiethen wollen; ihme von hohen Obrigkeits wegen zur Beibringung angeregten Lehrbrieffs noch einige Termin ertheilt undt ihnen den Meistern ahnbewohlen werde, beÿ diser Zeith, zue welcher er absonderlich sein Nahrung verdienen khan, ihn in der Arbeit nicht verhindern sollen ... » (Kanzleiratsprotokolle, Murbach).

Die Regierung erteilte ihm einen Termin von zwei Monaten. Im November 1679 reiste also Durs Ingold nach Aarwangen, wo ihm sein ehemaliger Lehrmeister Ulrich Egger einen vom Landvogt Johann-Friedrich Willading besiegelten Lehrbrief verschaffte:

«Ich Ulrich Egger der Wagner zu Arwangen in Berner Jurisdiction wohnhafft thun kund, menigklichen und bekenne offentlich mit gegenwartigem Brieff, demnach der ehrbare Jüngling Urs Ingold von Heimhausen in der Landvogtey Wangen gepürtig mir breits 1659 zu mir nach Handwercksgebrauch und -gewonheit, das Wagnerhandwerck zu lehren für zwey Jahr anverdinget und versprochen worden, als häte ich ihme Ingold breits damahlen seiner ausgestandenen Lehr, ehrlichen Verhaltens und Ledigsprechung halber, einen beglaubten Schein erteÿlen sollen; weilen aber solches, wegen mir damahls zugestanderer Kranckheit und er Ingold intzwischen auch äussert Lands verreiset, bis dato vermiten gebliben, ihme aber dismahls solchen Schein zu Hand zebringen, um sich dessen gebürender Ohrten ze behelffen von Nöthen, hat er mich ihme solchen zu erteÿlen gepürend ersucht ... » (Notariat Wangen, Attestationenbuch, 22. Novembet 1679).

Durs Ingold, Bürger von Hartmannsweiler (1679–1710)

Schon vor seinem Streit mit seinen Mitmeistern von Gebweiler war Durs Ingold entschlossen, die Stadt zu verlassen und sich in einem Dorf in der Nachbarschaft niederzulassen. Am 8. Juni 1679 hatte er von der städtischen Behörde seinen «Abschied» oder eine «Attestation seines Wohlverhaltens» erhalten: «Durs Ingolt gebürtig zue Heimenhusen im Solothurner Gebieth (!), 11 Jahr zu Gebweiler Hindersess, Wagnerhandtwerckhs, begehrt von hier



nacher Merxen zu ziehen; weilen er sich in solcher Zeit ehrlich und wohl verhalten hat, als ist ihm ein Attestation mit d. Stattinsigel vergont worden» (Ratsprotokolle Gebweiler).

Durs Ingold liess sich nicht in Merxheim nieder, sondern in einem andern Dorf in der Nachbarschaft von Gebweiler, in Hartmannsweiler, am Fusse des im ersten Weltkrieg berühmt gewordenen Hartmannsweilerkopf (Viel Armand).

Als er 1688 in einer Kaufurkunde wieder auftrat, hatte er schon das Bürgerrecht von Hartmannsweiler erworben: er war also kein heimatloser Berner Auswanderer mehr; nunmehr war er ein Untertan des Königs von Frankreich, da seit acht Jahren das ganze Elsass französisch war. Hartmannsweiler war damals ein befestigter Marktflecken, der zur Vogtei Obersulz und zum Obermundat Rufach gehörte. Der Bischof von Strassburg, welcher diese Herrschaft innehatte, war übrigens auch vorübergehend Kommendaturabt von Murbach: Durs Ingold huldigte also demselben Herrn wie zuvor. Bemerkenswert ist noch, dass Hartmannsweiler über einen befestigten Friedhof verfügte wie Herzogenbuchsee (eine Seltenheit im Elsass). Der Pfarrer des Dorfes war ein Schweizer, Johann-Sebastian Hürlimann, aus dem Kanton Zug (1680).

In Hartmannsweiler kam Durs Ingold mit seinem Gewerbe offenbar besser aus als in Gebweiler, wo er zuletzt bis vier Konkurrenten gehabt hatte. Er konnte sich endlich ein Haus leisten und noch dazu ein paar liegende Güter erwerben. Reich wurde er jedoch nicht: aus einer Güterbeschreibung von 1706 geht hervor, dass er mehr Schulden als Vermögen hatte. Er hatte 1692 bei den Klosterfrauen von Schönensteinbach 100 lb geborgt und 1706 angeblich noch nicht zurückbezahlt. Doch im vorigen Jahr kaufte er dem widersprechend mehrere Wiesen um 397 lb Stebler! Auch sein Sterbeinventar stimmt mit der Güterbeschreibung von 1706 nicht überein. Laut dieses Inventars (1710) besass Durs Ingold unmittelbar vor seinem Tode: «eine Behausung unten im Dorff alda, sambt Hoff undt Garten wie auch Scheuren», dreieinhalb Schatz Reben (ca. 21 Aren), vier Mannwerk Matten (ca. 1,6 ha), ein «Weidhäglein», ein «Güthlein Matten» und einen «Garten» unbestimmter Grösse. Unter seinen Mobilien befanden sich folgende Gegenstände: ein «28-ohmiges Fass» (14 hl) und sechs «Büttich», ein «newer Kässel», eine «Masskannten», ein «Sester», fünf «Leylachen» (Betttücher) und zwei «Tischtücher». Aus den ersten Gegenständen kann man schliessen, dass Durs Ingold nebenbei auch Weinbau getrieben hatte: er lebte schliesslich in einem Weingebiet! Laut Inventar wurden «Vicher undt Heuw» «bey

voriger Theillung gegen Bezahlung der Schulden» dem Tochtermann überlassen: Durs Ingold hatte also auch Viehzucht getrieben, wie es in seiner Heimat üblich war. Sein Haupteinkommen zog er aber bis zu Ende von der Übung seines Wagnerhandwerks. Er lehrte übrigens seinen Sohn Joseph das Handwerk und schenkte ihm als Hochzeitsgeschenk unter anderem «ein ganzter Werckhzeug wie es ein Krumholtz von Nöthen hat, mehr in bahrem Gelt 20 lb Stebler, und ein Wagen mit ausgehawen Holtz zuem Anfang seines Handwerckhs» («Heurathsabred», 1697).

Tod des Durs Ingold in Baden (Schweiz)

Durs Ingold starb nicht in Hartmannsweiler im Elsass, sondern in seinem Vaterland. Er hatte sich nämlich 1709 nach Baden (in der Schweiz) begeben, theils weil er krank war, theils um vor den Kriegstrubeln, die wieder einmal seine Wahlheimat zerrütteten, zu fliehen. Vielleicht hatte der alte Mann auf seine letzten Tage Heimweh und wollte er in seinem Vaterland begraben sein. Er starb in der Herberge zum Halbmond, im Badeviertel von Baden.

«Item Joh. Schwein Wirth bey dem Halben Monnen zue Baden bey dem der Vatter gestorben, für Zehrung und Begräbnuscösten 7 Kronen 6 Batzen» («Inventarium undt Abtheilung auff Absterben weylant Turst Ingold, gewester Burger undt Krumbholtz zue Hartmannsweiler», 8. Februar 1710).

Sein Sohn Joseph hatte ihn zweimal vor seinem Abscheiden in der Schweiz besucht: «Item Joseph Ingolt dem Sohn für die 2 Mahl so er ins Schweizerland zuem Vatter gangen für Zehrung undt Mühewalthung den Vatter zue ermuedtigen 10 lb 10 s» (ebenda).

Sein Todesfall konnte in den Kirchenbüchern von Baden nicht gefunden werden. Wahrscheinlich gab sich der dortige Pfarrer nicht die Mühe, die fremden Kurgäste, welche im Bad verschieden, in das Totenbuch einzuschreiben. Sie wurden übrigens in einem besondern Friedhof ausserhalb der Stadt (bei der damaligen Verenenkapelle, am Eingang des heutigen Kurparks) begraben.

Durs Ingolds Verlassenschaft wurde am 8. Februar 1710 zwischen seinen Kindern, Joseph, Barbara und Anna-Maria verteilt. Die ältere Tochter, Barbara (1669–1715), hatte 1698 den Bürgerssohn Barthel Heitzmann von Hartmannsweiler geheiratet: ihr Vater, «der ehrsame und bescheidene Meis-

ter Urs Ingolt» hatte ihr bei dieser Gelegenheit ein Schatz Reben «zue einer Ehesteuer» geschenkt. Die jüngere Tochter, Anna-Maria (1677–1720), war mit Barthel Anckli(n), dem Sohn eines Auswanderers aus Trimbach (SO), verheiratet: sie erbte das väterliche Haus in Hartmannsweiler. Der Sohn Joseph (1671–1729) heiratete 1697 eine Bürgerstochter von Uffholz, Odilia Wintenberger. Deren Vater, der Zimmermann Jost Wintenberger, war im selben Jahr wie Durs Ingold in Pfaffnau (Luzern) geboren, wuchs aber im Elsass auf. Im Jahre 1699 kaufte Joseph Ingold ein Haus in Uffholz und erwarb dort das Bürgerrecht. Uffholz, heute im Kreis («canton») Sennheim/Cernay gelegen, gehörte damals zur Abtei Murbach wie Gebweiler.

Merkwürdigerweise gab es schon zwei Familien Ingold im Dorf vor Josephs Ankunft: die erste, die bereits im 15. Jahrhundert im Dorf lebte, verliess Haus und Hof während des sog. «Schwedenkrieges» und kehrte nach dem Krieg nicht mehr zurück. Die zweite liess sich unmittelbar nach dem Krieg im Dorf nieder: «Item Fridlin Ingoldt der Wagner (!), so auch im Luzerner Gebieth gebürtig und gehn Uffholtz für ein Burger angenommen, hat zu Burgrechtgelt bezahlt 6 lb 5 s» (1655). Sie stammte aus Grossdietwil, wo sich ein Zweig der Oberaargauer Ingold bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts niedergelassen hatte. Die Luzerner Ingold starben sowohl in Uffholz wie auch im Kanton Luzern im 18. Jahrhundert aus. Die heutigen Familien Ingold, die in Uffholz und in der Umgebung wohnen, stammen alle von Joseph Ingold von Uffholtz, dem Sohn des Durs Ingold von Heimenhausen. Bei manchen von ihnen ist die Erinnerung an einen «Vorfahren, der aus der Schweiz gekommen sei» bis heute erhalten geblieben.

Anmerkungen

- ¹ Das zweitgrösste Geschlecht von Inkwil, die Urben, waren ebenfalls ursprünglich Bipper Leibeigene. 1508 kaufte sich Urban Besthusa von der Leibeigenschaft los: er stammte aus Wolfisberg. Sein Sohn Hans nahm den Vornamen Urban als Familiennamen an.
- ² Urs Ingold war 1496 Pfarrer in Bleienbach, 1500 in Flumental gewesen und starb 1528. Er dürfte der Enkel von Rutschmann und Sohn des Hans Ingold von Wangen gewesen sein. Laut Jahrbuch von Deitingen stammt die Subinger Ammännerfamilie Ingold aus Wangen.
- ³ In Heimenhausen zählte man 19, in Inkwil bloss 9 und in Röthenbach 11 Taunerfeuerstätten. – In den Kirchenbüchern werden zwischen 1600 und 1660 36 Ehepaare Ingold von Heimenhausen aufgeführt.
- ⁴ 1693 beklagte sich Rosina Maler, dass sie «keinen Bericht erhalten» konnte, ob ihr Ehemann, Hans Bösiger von Wanzwil, welcher «vor ohngefahr 2½ Jahren mit Gewalt in

frömbde Kriegsdienst uffgehoben worden, auch in selbigem bis dato verbliben», «noch im Leben oder aber gestorben seye.» Sie vermutete, dass er in der Festung Hüningen im Elsass wohnhaft war.

- ⁵ «Wir vernemend ... dass hin und her im Landt unsere Underthanen und wohl gar gantze Hushaltungen, nit minder auch junge Knaben und sonderlich zur Arbeit tugentliche starke Manspersonen durch besondere Aufwigler ... mit Gelt und anderen Versprechungen gedinet, gesamlet und ussem Landt an ussere und dem Verlaut nach papistische Ort abgeführt und verüsseret werdind ...» (Bern 1657). «... da von unseren Underthanen und Landtsassen annoch täglich iren vil ussem Land ins Elsass, Marggrafenlandt und dergleichen ussere Ort zeüchind ...» (1660).
- ⁶ Schon 1657 hatte sich ein Conrad Ingold von Herzogenbuchsee in Jebsheim bei Colmar verheiratet; er war ein Sohn des Jakob Ingold, welcher im Bauernkrieg erschossen worden war.
- ⁷ Der Name Boesinger ist heute noch in Hüningen vertreten.

Quellen

Staatsarchiv Solothurn:

Fach St. Ursenstift

Kirchenbücher Solothurn Önsingen

Tellrödel usw. (vgl. meine «Geschichte der Oderaargauer Ingold» im Staatsarchiv)

Staatsarchiv Bern:

Fach Wangen (Urbarien)

Amtsrechnungen Wangen

Notariatsarchiv Wangen (Kontraktenmanuale, Eheberednis-, Testamenten- und Attestationenbücher, Teilungsbücher usw.)

Kirchgemeindearchiv Herzogenbuchsee:

Tauf- und Eherödel (16. bis 17. Jht.)

Chorgerichtsmanuale

Archives Départementales du Haut-Rhin (68 Colmar):

Kirchenbücher Blodelsheim, Gebweiler, Hartmannsweiler

Fach Murbach (10 G)

Notariat Gebweiler, Sulz-Hartmannsweiler, Wattweiler-Uffholz (4 E)

Ratsprotokolle Gebweiler, Wattweiler-Uffholz (3 B)

Archives Départementales du Bas-Rhin (67 Strasbourg):

Kirchenbücher Strassburg, Bischweiler, Offendorf

LOTZWIL UND DIE RUMFORTISCHE SUPPE

KARL STETTLER

«Im Jahr 1824 wurde der schadhafte Turmhelm unter Leitung von Zimmermeister Jakob Gygax aus Thunstetten saniert. Dieser erneuerte auch die Zeittafeln der Turmuhr. Die Dachdeckerarbeiten übernahmen die Gebrüder Johannes und Ulrich Wälchli aus Lotzwil, und Schlossermeister Ammon aus Herzogenbuchsee beschlug den Turmhelm neu mit Blech. Diese Informationen stammen aus den Aufzeichnungen Pfarrer Rudolf Dittlingers, welche am 8. September 1824 im Helmknopf des Turmes deponiert wurden.»

«Nachrichten für unsere Nachkommen» überschrieb Pfr. Dittlinger seine Blätter, die er den Turmknopfpapieren beifügte. Darin berichtet er auch über die Hungersnot der Jahre 1816/17: «Im Jahr 1816 und bis zu der Erndte im Jahr 1817 hatten wir eine erschreckliche Theuerung und Misswachs erlebt; zum Andenken dessen wollen wir die unterschiedlichen Preise der Lebensmittel anher setzen, wie sie zur Zeit der höchsten Theuerung waren, und wie sie jetzt sind.

Ein Mütt Korn	A° 1817 Achtzehn Kronen oder L. 45 A° 1824 Drey Kronen bis zwey Neuthaler
Ein Mäs Kernen	A° 1817 Sechs und achtzig Bazen A° 1824 Siebenzehen Bazen bis neunzehn
Ein Mäs Roggen	A° 1817 Sechs und sechzig Bazen A° 1824 Sieben bis acht Bazen
Ein Mütt Haber	A° 1817 Eilf bis eilf und eine halbe Kronen A° 1824 Zwey Kronen bis sechzig Bazen
Ein Mäs Erdäpfel	A° 1817 Dreyssig Bazen A° 1824 Zwey bis drey Bazen
Ein Mass Wein	A° 1817 Sechzehn Bazen bis auf zwanzig A° 1824 Vier, sechs, acht und zehn Bazen, der beste
Ein Pfund Brod	A° 1817 Fünf bis sechs, am Ende sieben Bazen A° 1824 Ein Bazen
Ein Pfund Anken	A° 1817 Acht, neun und bis auf zehn Bazen A° 1824 Vier Bazen, und weniger ein Kreutzer

Diese Theuerung wäre nicht allein im Canton Bern, sondern im ganzen Schweizerland, und in einem grossen Theil von Deutschland. An vielen Orten starben die armen Leute Hungers und nährten sich mit Gras, Nesseln, Ochsenblut und Pferdefleisch.»

In dieser drangvollen Zeit suchte die Berner Regierung vorsorglich, der Bevölkerung das Schlimmste zu ersparen. Beat Junker schreibt in «Berner deine Geschichte»: «Wie überall in Europa, bemühten sich 1815 auch die führenden Politiker Berns, dem Land eine Zeit der Ruhe und Beständigkeit, doch nicht etwa trügen Verharrens zu sichern. Die Behörden wirkten denn auch durchaus aktiv; die Hungersnot von 1816/17 fand den Kanton besser gewappnet als andere Orte ...»

Offensichtlich führte die Obrigkeit grosse Getreidemengen ein, um die Erntefehlerträge der eigenen Getreidegebiete notdürftig zu verbessern. Neben die Vorsorge trat die Fürsorge: Eine weitere Notmassnahme sorgte vor allem für die Armen. Pfr. Dittlinger schreibt: «Auf Veranstaltung von der Regierung mussten in vielen Gemeinden des Cantons Suppen Anstalten errichtet werden, wo man den Armen entweder umsonst oder um billigen Preis Mus aus Erbsen, Haberkernen usw. kochte und austeilte.»

Mit der Anordnung dieser Suppenanstalten liess die Obrigkeit gleich auch eine schriftliche Anleitung zur Zubereitung der Suppen überbringen. Grundlage zu diesem Schriftchen mit dem Titel «Anleitung zur Zubereitung der Rumfortischen Suppe» bildete das Rezept einer europäisch bekannten und vieljährig erprobten Sparsuppe. Es stammt von Graf Benjamin Rumford, britisch-amerikanischer Chemiker und Physiker, geb. in North Woburn (USA) am 26. März 1753, in England geadelt, ab 1784 in bayerischen Diensten, wo er als Kriegsminister das bayerische Heer reorganisierte, Arbeitshäuser gründete, den Englischen Garten in München anlegte und die Kartoffel in Bayern einführte; gestorben am 21. August 1814 in Auteuil bei Paris.

Das «gräfliche» Sparsuppenrezept wurde, wie nachstehend ersichtlich, landesväterlich kommentiert an die Gemeinden abgegeben.

Anleitung zur Zubereitung der Rumfortischen Suppe

«In Zeiten von Theuerung, wo es dem Armen fast unmöglich wird, die nöthigsten Lebens-Bedürfnisse anzukaufen, verdienen die Mittel, demselben wohlfeile und gesunde Nahrung zu verschaffen, die grösste Aufmerksamkeit.

Unter diesen zeichnet sich vornämlich aus die sogenannte Rumfortische Suppe, über deren Zubereitung hier eine kurze, durch vieljährige Erfahrung bewährte Anleitung folgt.

Diese Suppe wird bey der hiesigen Anstalt aus Gemüss-Arten bereitet.

Montag, wird Habermehl und Erbsen,
Dienstag, Erbsen, Gerste und Habermehl,
Mittwoch, Erbsen, Reis und Habermehl,
Donnerstag, Erbsen, Gerste und Habermehl,
Freitag, Erbsen und Habermehl,
Samstag, Erbsen, Gerste und Habermehl gekocht.

Bleibende Regel ist keine angenommen. In dem gegenwärtigen Augenblick z.B., wo die Gerste noch theurer als andere Gemüss-Arten zu stehen kommt, wird sie ganz weggelassen, und destomehr Habermehl genommen. Überhaupt ist zu bemerken, dass die Gerste immer in geringerer Menge mit andern Gemüss-Arten gekocht werden muss, weil viele Arme, besonders Frauen – ob mit Grund? mögen Ärzte entscheiden, – sich, wenn viel Gerste beygesetzt wurde, über Erkältung beschwerten. Anfänglich wurden auch Kartoffeln beygefügt, allein, da sie roh beschnitten werden müssen, so hat man gefunden, dass wenn sie, so wie sie aus dem Kellet kommen, gewogen, nachher gereinigt und beschnitten und dann wieder gewogen werden, der vierte Theil abgeht, und dass das Beschneiden auch viel Zeit-Aufwand erfordert, mithin die Kosten vermehrt, und so hat man die Erdäpfel weggelassen; noch ein andrer Grund bewog zu dieser Weglassung: Wenn nämlich eine grosse Quantität Suppe gekocht wird, so setzen sich die mehlichten Theile an den Kessel und das Anbrennen des Musses ist beynahe nicht zu verhüten. Wenn nur kleinere Quantitäten, etwa 50 Mass und darunter gekocht werden, so können sie, obgleich weniger nahrhaft als die Gemüss-Arten, dennoch mit Nutzen zugesetzt werden.

Stehende Artikel bey der Zubereitung der Suppe sind Erbsen und Habermehl, beyde gesund, nahrhaft, und letzteres, wegen der enthaltenden schleimigten Theile, zu Verdickung des Musses besonders geschickt.

Um die Verhältnisse zu bestimmen, wie die Gemüss-Arten und übrige Zuthaten genommen werden sollen, ist nöthig zu wissen, dass 1 Pf. Gemüss $2\frac{1}{2}$ Maass Suppe geben soll. Je auf 10 Maass Muss kommt $\frac{1}{2}$ Pf. Salz und $\frac{1}{4}$ Pf. Butter. Jede Maass giebt 4 Portionen Suppe.

Man nehme also an, man wolle 50 Maass oder 200 Portionen Suppe kochen, so erfordert es 20 Pf. Gemüss-Arten, welche so vertheilt werden können:

	Erbsen	10	Gersten	4	Habermehl	6
oder	Erbsen	10	Reis	5	Habermehl	5
oder	Erbsen	10			Habermehl	10
oder	Bohnen	10			Habermehl	10

1¼ Pf. Butter und 2½ Pf. Salz, etwa für 2 kr. grüne Kräuter.

Um die 50 Maass Suppe zu erhalten, werden 60 Maass Wasser genommen, dasselbe zuerst siedend gemacht und erst dann die Gemüss-Arten in den Kessel geworfen. Hält derselbe nicht die ganze Quantität, so kann Anfangs weniger Wasser siedend gemacht werden, das späterhin Zugessene muss aber immer heiss in den Kessel kommen, weil sonst das Kochen sehr verlängert wird. Will man Zugemüse beyfügen, so kann dasselbe etwa 1½ Stunde, ehe die Suppe ausgekocht ist, beygefügt werden; doch ist, um das Anbrennen zu verhüten, zu wünschen, dass es nicht kalt, sondern angebrüht geschehe. Köhli, Kabis und vornämlich gelbe Rüben sind dafür zu empfehlen, und solchen Falls kann an den Gemüss-Arten etwas erspart werden; doch ist eher an jeder andern Gemüss-Art als an Habermehl dafür abzuziehen.

Zu Berechnung der Kosten des Musses wird hier angezeigt, dass das Mäss Erbsen, Gersten, Bohnen und Reis zu 20 Pf., Habermehl aber zur zu 17 Pf. angenommen werden kann. Bis jetzt konnte die Suppe um 1 kr. die Portion, die ½ Maass hält, ohne Verlust gegeben werden. Zwey Portionen, besonders wenn die Suppe noch über etwas eingeschnittenes Brod angerichtet wird, sind für einen Handwerksmann, und auch einen Tagwerker, eine hinreichende Nahrung und Kraft gebende Mahlzeit.

Sollte es an Gemüss-Arten gänzlich fehlen, so wird eine etwas weniger nahrhafte aber gleichwohl sehr gute Suppe auf folgende Art bereitet:

- ½ Mass Erdäpfel
- 1 Viertel-Mäss (Immi) Rübli
- ½ Pf. frische Butter
- ½ Immi Habermehl
- ½ Pf. Salz

Dazu kommen 20 Maass Wasser, die etwa in 5 Stunden Zeit auf 16 Maass eingekocht werden. Wo gelbe Rüben mangeln, können weisse an Platz genommen, und in Berggegenden $\frac{1}{4}$ Pf. Käs, geschabt, beygefügt werden. Wenn das Wasser kocht, wird das Habermehl und die Butter beygemischt; $\frac{1}{2}$ Stunde später die Hälfte der beschnittenen Kartoffeln und die gelben Rüben; sind die letztern weich gekocht, wo werden sie heraus genommen, zerdrückt, und dann wieder in die Suppe gethan. Die zweyte Hälfte der Kartoffeln wird in Stücke geschnitten und etwa eine Stunde vor dem Anrichten in den Kessel gethan, so dass sie zwar weich gekocht, aber nicht ganz aufgelöst werden.

Hier in Bern ist natürlich eine solche Anstalt weit kostbarer als auf dem Lande, und doch erhielt sich dieselbe, mit Inbegriff aller Auslagen, bloss durch den Verkauf der Zeichen; einzig das Losament wird unentgeltlich gegeben. Wenn also auf dem Lande das Holz, das Lokal, vielleicht auch ein Theil der Ingredienzen, als Beysteuern von wohlhabenden Gemeindsgenossen unentgeltlich geliefert werden, und das Kochen ohne Kosten geschehen kann, so wird der Arme um einen kleinen Pfennig diese Gute Nahrung erhalten; ob sie ganz unentgeltlich gereicht werden solle, ist eine Frage, die verneint werden muss, weil es weder nöthig noch klug ist, dass der Arme, darum weil es theuer ist, für sein Mittagessen gar nichts bezahle. Übrigens wird man jeden Orts zwischen alten übelmögenden und Kranken und solchen Armen zu unterscheiden wissen, die zu arbeiten im Stand sind, und also, in sofern jedoch nicht erwiesene unverschuldete Verdienstlosigkeit ein trittet, auch für ihre Nahrung bezahlen sollen.

Als Schlussbemerkung diene noch die Regel, dass wenn die Suppe auf einen Tag nicht verspiesen wird, sie sich auf den folgenden zwar aufbehaltet, dass aber die Geschirre dazu, sie seyen hölzern oder von Thon, so sorgfältig rein gehalten werden müssen, wie die Milchgeschirre; weil sonst die Suppe in dieselben eindringt, einen sauern Geschmack erzeugt, und alle Suppe, die in dieselbe kommt, sofort versauert.

Bern, den 8. Octob. 1816».

Über das Ausmass der Suppenaktion à la Rumford in Lotzwil hören wir von Pfr. Dittlinger: «Vom 29. Jenner bis den 10. ten Augstmonat 1817 wurden allhier in Lozwyl an solchen Mus Portionen unter die Armen vertheilt: 22 196 und kosteten die Gemeinde fünfhundert elf Franken, drey Bazen. L. 511. Bz. 3. Kreutzer».

Täglich wurden also in unserem Dorf durchschnittlich 114 Portionen zu 4 dl. abgegeben. Ob die Gemeinde die Kosten von 511 L. 3 Bz. (ca. 4000 heutige Fr.) selber verkraftete oder auf hochobrigkeitliche Empfehlung hin zum Teil die Armen bezahlen liess, ist aus Pfr. Dittlingers Notizen nicht ersichtlich.

Im Herbst 1817 konnte anscheinend eine gute Ernte eingebracht werden. Die drangvolle Zeit der Hungernot war vorbei. Dank der Weitsicht und der Tatkraft der Hohen Obrigkeit war sie im Kanton Bern einigermaßen glimpflich abgelaufen.

Zu Mass, Gewicht und Geld

Pfund	513,4 g
Mass (Maass)	1,67 l
50 Maass	80 l = 200 Portionen zu 4 dl
Mäs (Mass)	13,58 l
Mütt	41,78 l
1 Pfund =	20 Schilling; 1 Schilling = 12 Pfennig
1 Pfund	= 240 Pfennig
1 Krone =	25 Batzen = 100 Kreuzer
1 Neutaler	= 40 Batzen
Wobei 1 Batzen um 1824 nach heutigem Geldwert = ca. 80 Rp.	

Literaturnachweis

- Anleitung zur Zubereitung der Rumfortischen Suppe, Bern 1816.
Dittlinger Rudolf, Pfarrer zu Lotzwil, Nachrichten für unsere Nachkommen, in: Turmknopp-papiere.
Herzog Georges, Die Baugeschichte der Kirche und des Pfarrhauses zu Lotzwil, in: Die Kirchengemeinde Lotzwil, Bern 1983.
Junker Beat, Berner deine Geschichte, Bern 1981.

VOR 100 JAHREN URSENBACH KOMMT ZUM AMT AARWANGEN

OTTO HOLENWEIG

Seit dem 1. Juli 1884 gehört die Gemeinde Ursenbach zum Amtsbezirk Aarwangen; vorher war sie eine Exklave, ein abgetrenntes Stück des Amtes Wangen. Weil die Zugehörigkeit zum Amtsbezirk im Leben der Einwohner einer Gemeinde praktisch keine Rolle spielt, hat man in Ursenbach auch nicht «jubiliert». Ob wohl überhaupt jemand an dieses Ereignis gedacht hat? Wohl kaum, denn 100 Jahre sind – gemessen am menschlichen Leben – halt eben doch eine lange Zeit, und alte Leute sind vergesslich, auch wenn sie in jungen Jahren von diesem Ereignis erzählen hörten. Die junge Generation weiss kaum mehr davon. Sie hat andere Sorgen; man denke etwa an die Abwasserreinigung, die Luftverschmutzung und an das Sterben des Waldes.

Immerhin, Ursenbach wurde in dieser Sache zweimal von oberer Behörde abgewiesen. Anno 1832, im ersten Anlauf, ist in der Absage des Departementes des Innern, einem staatlichen Verwaltungszweig, von «einem Geschäft von solcher Wichtigkeit» die Rede. Hier ging es eben um eine Änderung in der Staatsverwaltung. Diese Tatsache aber rechtfertigt doch wohl den Versuch, dem «Ämterwechsel» oder seiner Geschichte nachzugehen.

Das Gesuch von 1883

Ansuchen an den hohen Regierungsrath, zu Handen des Grossen Rathes des Kantons Bern.

Herr Präsident, Herren Regierungsräthe!

Die Einwohnergemeinde Ursenbach umfassend die ganze Kirchgemeinde, und die Gemeinde der drei untern Viertel daselbst haben am 17. März abhin einstimmig beschlossen, die Abtrennung der Gemeinde vom Amtsbezirk

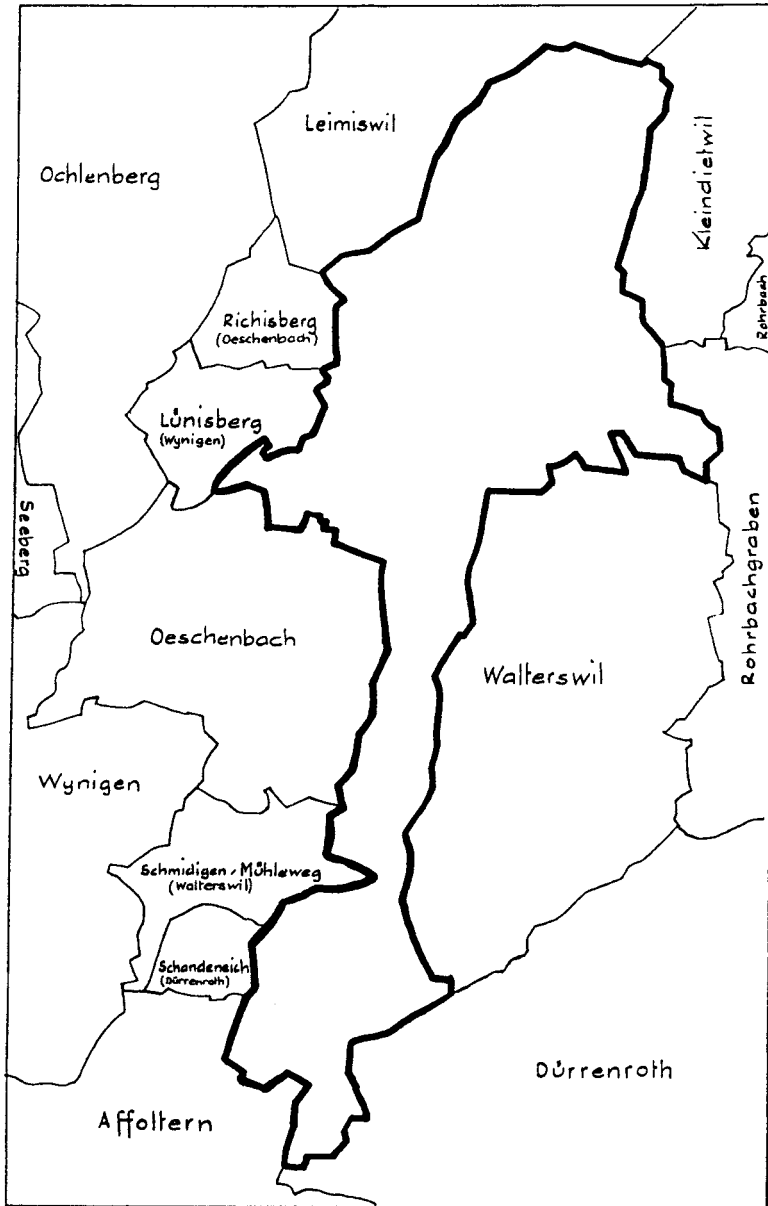
Wangen und Anschluss an den Amtsbezirk Aarwangen suchen auszuwirken. Die Ausführung dieses Beschlusses wurde dem Gemeindrath übertragen. – Die Gründe, welche die Gemeinde zu diesem Beschlüsse veranlassten, sind folgende:

1. Das Dekret über die Bereinigung der Gemeindegrenzen vom 11. September 1878 schreibt in § 1 vor, dass der Kadastervermessung eine Bereinigung der Gemeindegrenzen voranzugehen habe. Die Grenzbereinigungen sind in der Weise durchzuführen, dass alle abgetrennten Stücke einer Gemeinde (Enclaven) nach Massgabe von § 2 andern Gemeinden zugetheilt werden. Ausnahmen hievon sind dem Grossen Rath vorbehalten. – Es handelt sich hier nur um Bereinigung von Gemeindegrenzen; aber diese Vorschrift kann ebensogut auch für Bereinigung von Amtsgrenzen angewendet werden, und wir möchten beifügen, dass eine zweckmässige Regulierung der Grenzen der Amtsbezirke ebenso nothwendig erscheint, als die Bereinigung der Gemeindegrenzen. – Die Gemeinde Ursenbach bildet nun eine Enclave; sie ist vom übrigen Theil des Amtsbezirks Wangen ganz abgetrennt. Die Grenzen sind: Gegen Morgen die Gemeinden Kleindietwyl, Rohrbachgraben und zum Theil Oeschenbach, Amtsbezirks Aarwangen, und die Gemeinden Walterswyl und Dürrenroth, Amtsbezirks Trachselwald; gegen Mittag die Gemeinden Dürrenroth und Affoltern, Amtsbezirks Trachselwald; gegen Abend, letztere Gemeinde, die Güter zu Schandeneich, eine Enclave der Gemeinde Dürrenroth, Schmidigen und Mühleweg, abgetrennte Theile der Gemeinde Walterswyl, die Einwohnergemeinde Oeschenbach, welche zur Kirchgemeinde Rohrbach gehört und von dieser ebenfalls abgetrennt ist, die Ortschaft Lünisberg, Gemeinde Wynigen Amtsbezirks Burgdorf; wiederum ein abgetrenntes Stück der Gemeinde Oeschenbach, nämlich die Richisberg-Höfe, und die Gemeinde Leimiswyl Amts Aarwangen; gegen Mitternacht die letztere Gemeinde.

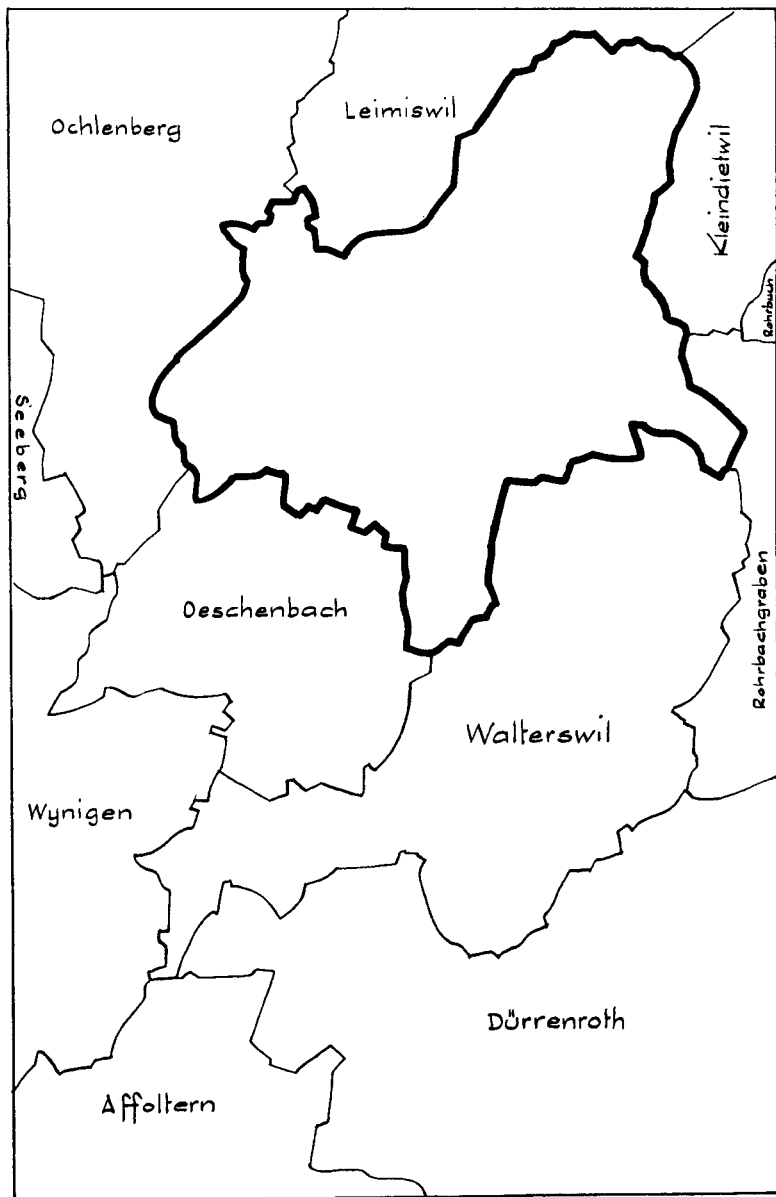
2. Nach der geographischen Lage gehört die Gemeinde Ursenbach, abgesehen davon, dass sie von der Ost- und Nordseite bereits von Einwohnergemeinden des Amtsbezirks Aarwangen begrenzt ist, unstreitig eher zu diesem als zum Amtsbezirk Wangen. Um auf den Amtssitz Wangen zu gelangen müssen die Bewohner von Ursenbach über zwei Hügel reisen; wir sind von 3 bis 5 Stunden von Wangen entfernt. Die Gemeinde ist nämlich beinahe 2 Stunden lang. Will man die Hügel meiden, so hat man die Reise

über Lozwyl und Bleienbach nach Thörigen zu machen, was einen Umweg von wenigstens 1½ Stunden ausmacht. Die Entfernung von Langenthal auf das dortige Regierungsstatthalteramt ist etwa 1½ Stunden und diejenige nach Aarwangen circa 2¼ Stunden; die Strasse erstreckt sich durch das Thal hinab in ziemlich ebener Lage bis zum Dorfe Aarwangen. Unsere Verbindungen in commercieller Hinsicht sind stets gegen Langenthal zu gerichtet, wo die Jahr- und Wochenmärkte von den Einwohnern von Ursenbach am meisten besucht werden. Beim Besuch der Märkte in Langenthal könnten nun viele Geschäfte mit den Bezirksbeamten erledigt werden, ohne weitere Kosten. Der Hr. Amtsschreiber von Aarwangen kommt jeweilen am Wochenmarkt nach Langenthal. Dagegen muss beim gegenwärtigen Amtssitz die beschwerliche Reise nach Wangen express unternommen, oder die Geschäfte, so weit möglich per Post abgethan werden, welch beides an Zeit und Geld kostspielig ist.

3. Durch die Abtrennung der Gemeinde Ursenbach vom Amtsbezirk Wangen und Zutheilung zum Amtsbezirk Aarwangen, wären die Regulierungen der übrigen Grenzen der umliegenden Gemeinden viel leichter durchführbar. Unter Hinweisung auf die Grenzbeschreibung hieroben, machen wir auch darauf aufmerksam, dass der Bezirk Lünisberg, abgetrennter Theil der Gemeinde Wynigen der Gemeinde Oeschenbach hätte zugetheilt werden sollen. Letztere Gemeinde will jedoch diesen Bezirk nicht erwerben. Wird nun der Bezirk Lünisberg der Gemeinde Ursenbach zugetheilt, so müssten folgerichtig auch die Richisberg-Höfe, zu Oeschenbach gehörend, der hiesigen Gemeinde zufallen. Es sind hierüber schon Unterredungen gepflogen worden, und die Bewohner der beiden Bezirke haben erklärt, sie wünschten die Zutheilung zu der Gemeinde Ursenbach, insofern diese zum Amtsbezirk Aarwangen getheilt werde. Ähnlich verhält es sich mit der durch unsere Gemeinde von den übrigen Theilen der Kirchgemeinde Rohrbach abgetrennten Einwohnergemeinde Oeschenbach, welche schon seit Alters ihre Kinder in hiesiger Kirche taufen, ihre Verstorbenen im hiesigen Todtenacker beerdigen und seit einer Reihe von Jahren mittelst Übereinkunft, ihre unterweisungspflichtigen Kinder beim hiesigen Pfarrer den Confirmandenunterricht geniessen lassen. Diese Einwohnergemeinde Oeschenbach würde mit dem Begehren einkommen um kirchgenössigen Anschluss an hiesige Gemeinde, was faktisch schon jetzt der Fall ist, aber nur in dem Falle, wenn Ursenbach dem Amtsbezirk Aarwangen einverleibt würde.



Gemeindegrenzen Ursenbach vor 1890.



Gemeindegrenzen Ursenbach heute.

4. Ein Gesuch, welches im Jahre 1846 an den Verfassungsrat des Kantons Bern gerichtet worden, um Abtrennung der Gemeinde Ursenbach vom Amt Wangen und Zuthellung zum Amt Aarwangen blieb unberücksichtigt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil der Amtsbezirk Aarwangen ohnehin schon grösser sei als der Amtsbezirk Wangen. Nun ist hierauf zu entgegnen, dass bei einer Zusammenkunft der drei Herren Regierungsstatthalter von Wangen, Aarwangen und Trachselwald bei Besprechung der Lostrennung hiesiger Gemeinde vom Amt Wangen, obiger Ablehnungsgrund bei den gegenwärtigen Verhältnissen als durchaus unstichhaltig erfunden worden. Im Übrigen wäre die Vergrösserung des Amtsbezirks Aarwangen durch Zuthellung hiesiger Gemeinde eine unbedeutende, denn durch die Grenzregulierung werden voraussichtlich drei von der Gemeinde Oeschenbach abgetrennte Stücke – Enclaven – der Gemeinde Walterswyl, Amts Trachselwald, zufallen. Ferner ist die Abtrennung eines Theiles hiesiger Gemeinde (Viertel Hubberg) und Anschluss an die Gemeinde Walterswyl in Aussicht.

5. Die Kirchgemeinde Ursenbach, nach der Volkszählung vom Jahr 1880 mit 1439 Einwohnern, bildet nämlich eine einzige Einwohnergemeinde und ist in vier Viertel eingetheilt; nur in Schul- und Vormundschaftssachen bildet der Viertel Hubberg, oder auch früher Klein-Emmenthal-Viertel genannt, eine besondere Gemeinde. Der Jucharten-Halt beträgt:

im Ganzen	2710 Jucharten	
mit einer Grundsteuerschätzung von		Frs. 2 630 000.–
davon fallen auf den Viertel Hubberg	929½ Jucharten	
mit Schätzung		Frs. 540 780.–
und es bleiben für die drei untern Viertel	1980½ Jucharten	Frs. 2 089 220.–

Es sind nun sehr oft und namentlich in jüngster Zeit von Einwohnern des Viertels Hubberg, welcher circa 200 Seelen zählt, Stimmen lauth geworden, um Trennung von der Einwohnergemeinde Ursenbach und Anschluss an die Gemeinde Walterswyl, Amts Trachselwald, wo dieser Viertel seiner örtlichen Lage nach auch hingehört, anzustreben. Bezüglich dem Besuche der Unterweisungen seitens der pflichtigen Kinder, in Betreff der Beerdigung der Verstorbenen und den Taufen der Kinder, gehört der Viertel Hubberg faktisch schon jetzt zu Walterswyl, indem die Entfernung in das hiesige Dorf noch einmal so gross ist, als diejenige nach Walterswyl.

Wer die örtliche Lage unserer Gemeinde kennt, wird unser Begehren, bei welchem durchaus keine politischen Beweggründe im Spiele stehen, gewiss nur billigen, und wir hoffen zuversichtlich, dass unserm Gesuche entsprochen werde, welches dahin geht: Es möchte unsere Gemeinde vom Amtsbezirk Wangen abgetrennt, und dem Amtsbezirk Aarwangen einverleibt werden.

Mit Hochachtung!

Ursenbach, den 27. November 1883

Namens des Gemeindrathes,

Der Präsident: *S. H. Leuenberger*

Der Gemeindschreiber: *Nikl. Morgenthaler*

Gut Ding will Weile haben

Fünzig Jahre lang kämpfte Ursenbach um den Anschluss an das Amt Aarwangen. Was ist den «Akten» über dieses harte Ringen zu entnehmen?

Im Protokoll der Gemeindversammlungen steht zu lesen: «1832 Jenner 9. wurde grosse Gemeindeversammlung gehalten, worzu alle stimmfähigen Männer hiesiger Gemeinde durch eine Publikation von der Canzel auch durch die Vier von Haus zu Haus unter Anzeige der Verhandlungen eingeladen worden sind.

4. Wurde einhällig beschlossen an höhere Behörde eine Vorstellung abgehen zu lassen, dass Ursenbach wünsche anstatt wie bisher zum Oberamt Wangen getheilt zu sein nun an das Oberamt Aarwangen anschliessen könne. Um eine zweckmässige Vorstellung in betreff dessen errichten zu lassen wurden ausgesprochen Rechtsagent Ernst und Niklaus Morgenthaler.»

Am 13. April 1832 wurde das Gesuch dem Regierungsrat zur Untersuchung zugesandt. Der Regierungsrat leitete das Ansuchen an das Departement des Innern weiter. Dieses antwortete bereits am 21. April dem Regierungsrath von Wangen: «In einer an den Grossen Rath gerichteten ehrerbietigen Vorstellung, begehrt die Kirchgemeinde Ursenbach, wegen ihrer geographischen Lage, von dem Amtsbezirk Wangen getrennt und mit demjenigen von Aarwangen vereinigt zu werden.

Da aber bei Abfassung dieser Vorstellung nicht die, für ein Geschäft von solcher Wichtigkeit erforderlichen Förmlichkeiten beobachtet, und dieselbe auch ganz einseitig erkannt worden zu sein scheint, so wird Ihnen solche zu Händen der Gemeinde Ursenbach mit folgenden Bemerkungen zurückgesandt:

1. Mangelt ein förmlicher Beschluss, einer zu diesem Zweck, durch Publikation und Bieten, zusammen berufenen Versammlung aller stimmbfähigen Einwohner der Kirchgemeinde.

2. Muss die Vorstellung den wegen neuer Eintheilung der Amtsführen, Strassenführen, Einquartierung, Requisition usw. beteiligten Amtsausschüssen mitgeteilt und deren Ansichten und Bemerkungen darüber vernommen werden.

3. Ist das Oberamt Wangen, von dessen Bezirk die Gemeinde Ursenbach sich zu trennen begehrt, gänzlich übergangen worden. Sie werden daher beauftragt, wenn die Vorstellung wieder eingelangt sein wird, die Sache zu untersuchen und einen umständlichen Bericht mit motiviertem Befinden über die nachgesuchte Trennung ausstellen und dasselbe samt den Schriften

4. dem Regierungsstatthalter von Aarwangen mit dem Ersuchen zu übersenden, ein ähnliches Befinden über die Statthaftigkeit und Zweckmässigkeit der Vereinigung der Gemeinde Ursenbach mit dem Amtsbezirk Aarwangen abfassen, und an das Departement des Innern befördern zu wollen!»

Hier verlieren sich die Spuren des Handels. Ursenbach hatte sich wohl nicht vorgestellt, dass die Angelegenheit so kompliziert sei. – Zwei Jahre später wurden erneut Schritte unternommen. In den Verhandlungen der Einwohnergemeinde vom 31. Juli 1834 lesen wir: «Niklaus Morgenthaler und Rechtsagent Ernst sind ausgesprochen zu untersuchen, ob man nicht an das Oberamt Aarwangen anschliessen könne, im Fall günstiger Entsprechung würde man jede Theilnahme an der Erbauung des Hauses, zur Unterbringung der Alarm Kanonen in Oberbipp ablehnen.» Neben diesen finanziellen Erwägungen dürfte die Überlegung gemacht worden sein, dass Oberbipp denn doch ziemlich weit von Ursenbach entfernt sei, und dass zwei Hügelzüge Ursenbach vom Amt Wangen trennten. Im Jahrbuch des Oberaargaus 1979 steht über

die «Bipper Lärmkanone» manch Interessantes zu lesen. (Seite 131 ff.). – Das Protokoll des Einwohnergemeinderates vom 6. Oktober 1834 berichtet: «Dem Rechtsagent Ernst ein Conto, von wegen Trennung von Wangen und Anschliessung an Aarwangen anstatt L. 13 mit L. 13 bz. 4 an den Militair-Sekelmeister Balz zum Zahlen gewiesen.» Damit sind die Nachrichten über diesen Vorstoss erschöpft; es blieb alles beim Alten. Zur Illustration sei hier angeführt, dass im Frühling und Vorsommer 1833 Männer aus den Kirchgemeinden Madiswil, Rohrbach und Ursenbach die Sekundarschule Kleindietwil gründeten, und dass Pfarrer Jordan von Ursenbach ihr erster Präsident war. Dies aber spricht für Verbundenheit über Amtsgrenzen hinweg.

Die Einwohnergemeindeversammlung vom 1. März 1844 beschliesst, die Angelegenheit erneut an die Hand zu nehmen. «Wegen Anschliessung an das Amt Aarwangen bei dem Beschluss von 1832 zu verbleiben.» Dem Gemeinderat wird übertragen, «die daherigen Vorkehren zu treffen». In der Gemeinderatssitzung vom 19. April werden Präsident Morgenthaler, Vizepräsident Samuel Brand und Johann Ernst mit dieser Aufgabe betraut. Ist man in Ursenbach nicht sogleich ans Werk gegangen, oder wollte man die Wendung, die sich in der Politik abzuzeichnen begann, abwarten?

Wie dem auch sei, in den «Wünschen und Eingaben» an den Verfassungsrat – die «Petition» trägt das Datum des 12. April 1846 – schreibt Ursenbach im «Speziellen»:

«Diese einigen wenigen Punkte, welche wir Ihnen noch vorzulegen die Freiheit nehmen, sind von der Natur, dass deren Beherzigung von Seiten der neuen Behörden besonders gewünscht wird:

Gleichmässige Anwendung der Staatsgelder mit steter Berücksichtigung des Bedarfs der einzelnen Landstheile. Über diesen Punkt hat sich das Oberaargau mit Grund zu beschweren gegenüber den andern Kantonstheilen, namentlich in Bezug auf den *Strassenbau*, wo man Jahre lang für die wichtige Verbindungsstrasse des Oberaargaus mit dem Emmenthal petitionieren musste, die im vorigen Jahr endlich, nachdem sich Volksversammlungen an den Grossen Rath gewendet hatten, erst erkannt und einer Aktiengesellschaft übergeben wurde. Wir hoffen, dass die neue Regierung den Nutzen und die Nothwendigkeit dieser Verbindungsstrasse besser erkennen und sie pflichtgemäss vollenden werde. – Auch in Beziehung auf die nachlässige Unterstützung der Schulen und der Gemeinden in der Armenunterstützungspflicht liessen sich für diesen Landestheil gegründete Nachweisungen und Beschwerden erheben.

Bessere *Postadministration* wird der neuen Regierung ins besondere anempfohlen. Der Staat, welcher sich das Postregal vorbehalten hat, ist auch gehalten so viel Posten über die Routen zu führen als das öffentliche Wohl und besonders der Handel und die Industrie erfordern. In unserer Gegend wo diese Produktionszweige immer im Zunehmen sind, wird vom Staat aus zu Hebung derselben nichts, gar nichts gethan. Ein Fussbote läuft in der Woche zweimal von Sumiswald nach Kleindietwil; wir verlangen an dessen Platz eine tägliche Fahrpostverbindung von Sumiswald bis Langenthal als eine absolute Notwendigkeit und Bedürfniss der hiesigen Gegend; und endlich *verlangen wir zu wiederholten Malen nachdrücklich, dass die Gemeinde Ursenbach dem Amte Aarwangen einverleibt werde.* Die triftigen Gründe, die uns zur nochmaligen Stellung dieses Gesuchs bestimmen, können von Niemanden bestritten werden und sind mit kurzen Worten folgende:

a) Die *geographische Lage* der Kirchgemeinde Ursenbach ist der Art, dass einzig diese schon hinreichen sollte unser Gesuch zu begründen. Sie ist so zu sagen gänzlich eingeschlossen von den Kirchgemeinden Rohrbach, Walterswyl und Dürrenroth; sie wird also begrenzt von den Ämtern Aarwangen und Trachselwald, und nur in einem ganz entlegenen Winkel stösst sie an die Kirchgemeinde Herzogenbuchsee, Amt Wangen. Vom Amtssitz ist sie volle 3½ Stunden entlegen, und mit demselben durch einen äusserst beschwerlichen Weg über 2 Gebirgshöhen verbunden, der an einzelnen Stellen zu gewissen Zeiten gänzlich unfahrbar ist. Die Correspondenzen gehen über Langenthal und zurück über Herzogenbuchsee, daher ist es sehr häufig, dass Briefe zwei bis drei Tage auf der Post liegen bleiben. Die nachtheiligen Folgen für die Justiz- und Verwaltungspflege, welche hiervon entspringen, sind leicht einzusehen. Auch fühlen wir nur zu gut, wie der Mangel an genauer Kenntniss der einzelnen Personen in einer Gemeinde, vorzüglich bei Administrativbeamten zu Partheileidenschaft und zu einem Verlassen auf das Wort einzelner Magnaten führt.

b) Die geographische Lage bringt es mit sich, dass aller *Verkehr und Handel* sich gegen den bedeutenden Marktflecken Langenthal, welcher bloss 1½ Studen von Ursenbach entfernt ist, zuzieht. Zahllose Menschen strömen alle Wochenmarkttage dorthin zu Beseitigung ihrer Privatgeschäfte, die dort als dem theilweisen Amtssitz von Aarwangen zugleich ihre Amtsgeschäfte erledigen könnten, wenn unserm Begehren entsprochen werden sollte. Jetzt

aber müssen sie stets wegen jedem lumpigen Geschäft einen vollen Tag versäumen und extra auf das Oberamt spazieren, was schon aus nationalökonomischen Grundsätzen vermieden werden sollte.

c) In *politischer Beziehung* verliert sich die Stimme unserer Gemeinde in den Versammlungen mit den Amtsgenossen wie ein Tropfen im Meer, was besonders der zu wenigen gegenseitigen Berührung und zu geringen gegenseitigen Kenntniss zugeschrieben werden muss. Die Interessen der andern Gemeinden des Amtes Wangen – namentlich in Bezug auf den Verkehr und den diesen bedingenden und befördernden Strassenbau – stehen in direktem Widerspruch mit demjenigen hiesiger Gemeinde. Daher das lange Zögern der Anlegung einer Verbindungsstrasse des Oberaargaus mit dem Emmenthal und das Tadel verdienende Entgegenwirken der Repräsentanten unsers eigenen Amtsbezirks. Von dieser Bedeütlosigkeit oder sogenannten Nullitätszustande will sich die Gemeinde wieder aufschwingen zur Selbstständigkeit, und gestützt auf ihre heiligen Rechte, ihre Persönlichkeit, bei Ihnen, Meine Herren, vindicieren.*

Das meine Herren Verfassungsräthe, sind die Wünsche und Ansichten, welche Ihnen unsere Gemeinde mitzutheilen hat. Mögen Sie dieselben prüfen und nach Gutfinden möglichst berücksichtigen!

Gott gebe Ihnen Kraft zum Wohl und Heil unseres Vaterlandes Ihre Aufgabe zu vollenden!

Mit Hochachtung! Im Namen der politischen Gemeinde von Ursenbach,
die zur Unterzeichnung Beauftragten:

Sl. Morgenthaler, Gemeindepräsident

Andreas Schütz, Handelsmann

Andr. Wirth, Gemeindeschreiber

Ursenbach, den 12. April 1846

Die Antwort der Regierung scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Dem «Gesuch» – Punkt 4 – kann immerhin entnommen werden, wie sie etwa ausgesehen haben mag. Auch kam Regierungsrat Stockmar in seinem «Vortrag» darauf zurück (vgl. Seiten 117 und 128).

* «vindicieren» = «mit Recht fordern», freundliche Mitteilung von Dr. Hans Leist, Wynau

Es ist aber doch wohl verständlich, dass die Bevölkerung im Raume Herzogenbuchsee/Wangen dem Bau der Oeschenbach/Häusernmoosstrasse kein grosses Verständnis entgegenzubringen vermochte. Die Strasse wurde 1847 fertig gestellt und sogleich vom Staat übernommen.

Es sei aber auch darauf aufmerksam gemacht, dass Ursenbach des Gestürms um den «Ämterwechsel» offenbar genug hatte; so viel scheint der Ton des Anliegens zu verraten, hat man doch nicht gebeten, sondern «nachdrücklich verlangt». Ober sollte die Gemeindebehörde das Gefühl gehabt haben, auch sie dürfe «radikal» vorgehen, nicht bloss der Verfassungsrat? In Bern sind endlich 480 «Eingaben und Wünsche an den Verfassungsrat» archiviert. Sie stammen von Privaten, Korporationen, Bürger- und Einwohnergemeinden, Lehrerversammlungen und Pfarrherren. So schreibt die Kirchgemeinde Herzogenbuchsee: «Als echte Republikaner haben Sie auch, durch die Publizität Ihrer Verhandlungen dafür gesorgt, dass das Bernervolk Ihre Arbeit prüfen und seine Wünsche einreichen kann.»

*

Erst im November 1883 hielt Ursenbach den Zeitpunkt für gekommen, in alter Sache erneut vorstellig zu werden.

Mit dem Dekret des Grossen Rates vom 11. September 1878 brachte der Staat, der Ursenbach bisher zweimal abgewiesen hatte – wenn auch indirekt – die Sache wieder ins Rollen. Es geht in diesem Dekret um «die *Bereinigung der Gemeindegrenzen im alten Kantonsteil*».

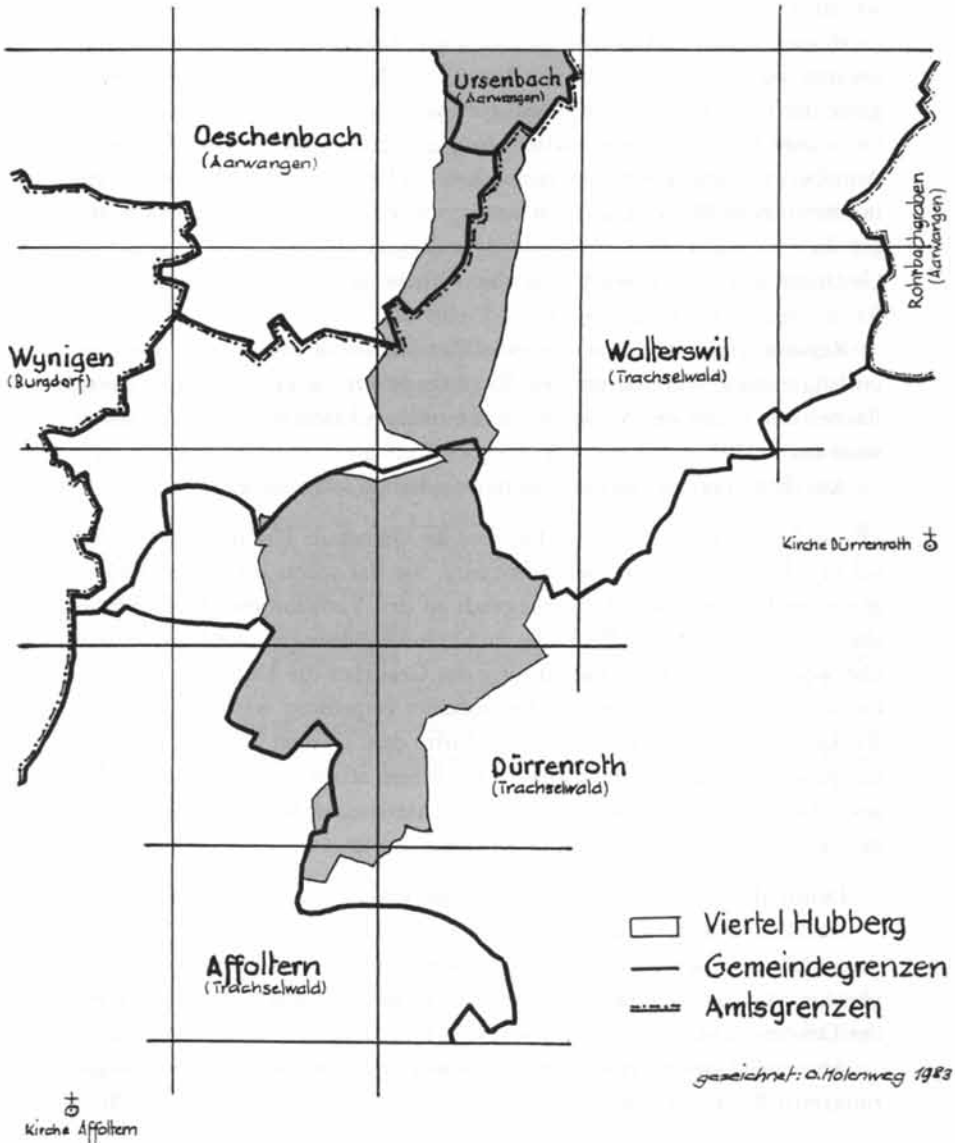
Dass Ursenbach seinen alten Wunsch erneut geltend machte und sich dabei auf dieses Dekret stützte, geht aus Punkt 1 des Gesuches vom 27. November 1883 deutlich hervor (vgl. Seite 116). Dieses Gesuch, an «den hohen Regierungsrath» gerichtet, wurde zunächst vom Regierungsstatthalter von Wangen «zur Willfähr empfohlen». Drei Tage später, am 4. Dezember ging es an die Direktion des Vermessungswesens «als in den Geschäftskreis gehörend». Kantonsgeometer Lindt «erlaubt sich zu *beantragen*, es möchte das Gesuch der Gemeinde Ursenbach der Tit. Direktion des Gemeindewesens mit Empfehlung zurückgesandt werden und dieselbe ersucht, mit möglichster Beförderung die nöthigen Vorlagen an den Regierungsrath zu Händen des Grossen Rathes zu machen».

Die Gemeindedirektion holte mit einem Schreiben an die Regierungsstatthalterämter Wangen (14. Januar 1884) und Aarwangen (15. Januar)

HUBBERGVIERTEL

Teilung von 1840

nach Siegfriedblatt 194 Ausgaben 1883 + 1931 / 1:25000



einen Bericht ein, worin sie die beiden Herren Statthalter um ihre Meinung in dieser Sache bat. Bereits am 17. Januar berichtete Aarwangen:

«Eine bezügliche Kundgebung der Gemeinde Ursenbach zu Anfang der 50er Jahre soll von massgebender Seite aus der Mitte der Regierung zurückgewiesen worden sein mit der Bemerkung, es könne nicht Hand geboten werden, einen kleinen Bezirk in seinem Gebieth zu kürzen und einen wesentlich grösseren dadurch in Terrain und Bevölkerungszahl zu mehren. Sobald der Grundsatz, die Bezirke an Köpfen und Gebieth gleich zu stellen, zur Geltung, also zur Ausführung kommen soll, so ist das vorliegende Gesuch freilich abzulehnen, was einer Rücksichtslosigkeit berechtigter Interessen einer Gemeinde gleichkommen würde».

Statthalter Geiser glaubt, dass die vermehrte Arbeit, die der «Ämterwechsel» zur Folge haben würde, von den Beamten bewältigt werden könnte. Er würde es aber begrüessen, wenn «eine Vereinigung kleiner Gemeinden wie Gutenberg mit Lotzwyl, Busswyl mit Melchnau» endlich vollzogen würde, was die Geschäftslast verringerte.

Regierungsstatthalter Bösiger von Wangen schildert zunächst ausführlich die ihm wohlbekannten örtlichen Verhältnisse und glaubt, dass die Bereinigung der Gemeindegrenzen erleichtert würde, wenn man dem Gesuch der Gemeinde Ursenbach entspräche. Hingegen gibt er zu bedenken, dass der Amtsbezirk Wangen sowohl territorial wie in Hinsicht auf die Einwohnerzahl in erheblichem Masse verkleinert werde, was zu einer Kürzung der Beamtengehälter führen könnte. Endlich zählt Regierungsstatthalter Bösiger die Geschäfte auf, die jährlich aus der Gemeinde Ursenbach sowohl beim Regierungsstatthalteramt wie beim Richteramt anfallen.

Regierungsrat Stockmar, Direktor des Gemeindewesens fasst in seinem umfangreichen «Vortrag an den Regierungsrath zu Händen des Grossen Rathes» alle bisherigen Vorkehren zusammen und arbeitet einen Dekretsentwurf aus.

Aus dem «Vortrag» sei ein Abschnitt wörtlich festgehalten:
«Es ist freilich nicht das erste Mal, dass die Gemeinde Ursenbach mit einem solchen Gesuche vor die Behörden tritt. Sie hat schon im Jahre 1846 ein ähnliches Begehren wie das vorliegende an den Verfassungsrath gestellt, ist aber damals mit ihrem Wunsche nicht durchgedrungen, weil die Ansicht überwog, dass durch die Gewährung des Gesuches die Ungleichheit in der Gebietsausdehnung der beiden Amtsbezirke vergrössert werde. Wenn diese Rücksicht die massgebende wäre, so dürfte dem Gesuch jetzt noch weniger

entsprochen werden als im Jahre 1846, indem seither, d.h. im Jahre 1871 noch die Gemeinde Schwarzhäusern vom Amtsbezirk Wangen abgelöst und demjenigen von Aarwangen zugetheilt worden ist.»

Damit aber ist die Absage des Verfassungsrates von 1846 geklärt.

Nachdem sich der Direktor des Vermessungswesens mit dem «Vortrag und dem Dekretsentwurf» einverstanden erklärt und der Regierungsrat beide genehmigt und «mit Empfehlung an den Grossen Rat gewiesen» hatte, wurde der Dekretsentwurf am 31. Januar 1884 «vom Grossen Rathe genehmigt».

An der Grossratssitzung vom 31. Januar 1884 empfahlen sowohl Regierungsrath Rohr, als «Berichterstatter des Regierungsraths» wie auch «Bühlmann, als Berichterstatter der Bittschriftenkommission» den Dekretsentwurf zur Annahme. Beide Redner betonten, dass die geographische Lage der Gemeinde den Anschluss Ursenbachs an das Amt Aarwangen durchaus rechtfertige; auch könnten durch diesen Wechsel verschiedene Enklaven aufgehoben werden, was den Gemeindegrenzbereinigungen in der Umgebung von Ursenbach nur dienlich wäre. Bühlmann aber führte noch aus: «Die Geschäfte, welche aus Ursenbach an den Amtssitz gelangt sind, waren nur unbedeutend, so dass durch die Vereinigung eine Änderung in den Besoldungsverhältnissen der Bezirksbeamten nicht nothwendig werden wird».

Auf den 1. Juli 1884 trat die Grenzveränderung der beiden Amtsbezirke in Kraft. Der Geschäftsübergang war von den Regierungsstatthalterämtern so vorzubereiten, dass er möglichst reibungslos erfolgen konnte. Die Grundbücher und andern Akten wurden von Wangen nach Aarwangen und Langenthal gezügelt.

Als das Regierungsstatthalteramt Wangen zwei im Zusammenhang mit dem «Wechsel» stehende Rechnungen an die Gemeinde Ursenbach stellte – 205,30 Frs. und 2,40 Frs. – wurde vom Gemeinderat beschlossen, sie dem Regierungsrat zur Festsetzung der Beträge zu überweisen. In Bern fand man aber, die Ansätze seien nicht zu hoch und lehnte das Begehren um Moderation ab. Als Begleiterscheinung sei endlich erwähnt, dass Ursenbach gemäss Dekret vom 6. April 1886 vom Wahlkreis Herzogenbuchsee abgetrennt und dem Kreis Rohrbach zugeteilt wurde. Dieser bestand nun aus Rohrbach, Melchnau und Ursenbach. Kirchlich hat er heute noch Gültigkeit.

Vor 40 Jahren wusste man in Ursenbach allgemein noch, dass die Gemeinde früher zum Amt Wangen gehört hat. Von einer «Wangenfahrt» mit dem Leiterwagen konnte man etwa noch erzählen hören, und das Sprüchlein «s ischt nid guet, z Wangen i der Chefi» hatte sich bis in jene Tage erhalten.

Neue Gemeindegrenzen

Im Zusammenhang mit dem Dekret des Grossen Rates vom 11. September 1878 steht endlich der Anschluss der beiden Enklaven Richisberg und Lünisberg an den Gemeindebezirk Ursenbach (Plan Seite 118), sowie der «Verkauf» des Viertels Hubberg an die Gemeinden Dürrenroth, Oeschenbach und Walterswil. Weil aber diese ganze Angelegenheit im Jahrbuch 1971 – «Ursenbach von der Kirchhöre zur Einwohnergemeinde» – eingehend beschrieben ist, dürfen wir uns hier mit dem Plan «Hubbergviertel Teilung von 1890» zufrieden geben.

Die «neuen Grenzen» traten auf den 1. Januar 1890 in Kraft. Seither stösst der Gemeindebezirk Ursenbach auf einer Strecke von 3138 Metern an das Amt Wangen (Gemeindegrenze Ursenbach/Ochlenberg). Die «geographische Lage», die sich wie ein roter Faden von 1832 bis 1884 durch all diese Verhandlungen zieht, hat endlich den Sieg davon getragen. Dabei mögen aber die «kommerziellen Beziehungen» weitgehend mitgespielt haben.

Quellen

Akten im Staatsarchiv des Kantons Bern und in den Gemeindearchiven von Ursenbach, Oeschenbach und Wynigen.

Käser Hans, Walterswil und Kleinemmental, 1925.

Holenweg Otto, Ursenbach von der Kirchhöre zur Einwohnergemeinde, Jahrbuch des Oberaargaus 14, 1971.

Holenweg Otto, Das Gericht Ursenbach im altbernischen Staat, Jahrbuch des Oberaargaus 17, 1974.

GESANG UND MUSIK FINDEN IN DEN KIRCHEN DES OBERAARGAUS EINGANG

CHRISTIAN RUBI

Die Berner Theologen hatten im Einverständnis mit Zwingli das Bestreben, aus den Kirchen alles zu entfernen, was dem auf der Kanzel verkündeten Evangelium abträglich sein könnte. Die Heiligenbilder auf den Altären und diese selber mussten verschwinden, und in der Stadt der bisher übliche Gesang und das Orgelspiel. Der Geist des Predigtbesuchers sollte sich einzig dem Kanzelwort zuwenden.

In diesem Zustand verharrte dann die Berner Landkirche länger als ein Jahrhundert. *In der Hauptstadt* jedoch fand schon nach einigen Jahrzehnten eine Umkehr statt. Geistliche und Männer des Regiments pflegten in ihren Häusern das religiöse Lied, eingedrungen aus deutschen Landen und von Genf herauf. Ihr Einfluss auf die Latein- und Theologenschule bewirkte hier das Entstehen eines Gesangsvereins, und kurz nach 1570 begann dieser im Münster auf Geheiss der Obrigkeit vor und nach den Predigten einen Psalm zu singen.

Zur selben Zeit wurde verfügt, dass man in der deutschen Knabenschule das *Psalmensingen* pflegen sollte. Der Chor erhielt einen Leiter, welcher zugleich beim Auftreten im Münster die Melodiestimme, welche sich damals im Tenor befand, laut mitsang; er galt als Vorsinger, Stimmführer.

Um 1585 setzte die Obrigkeit vier aus Deutschland gekommene Trompeter als Chorbegleiter ein. Auch in Thun und Burgdorf, wo sich Lateinschulen befanden, begann damals das Singen in der Kirche.

Erst nach dem Jahr 1600 scheint man hier und dort *auf dem Land* mit Psalmensingen beim Gottesdienst begonnen zu haben. Ein am 3. März 1620 abgefasstes Schreiben der Obrigkeit an sämtliche Pfarrkapitel des Staats sagt, wie bisher in den Kirchen während der Aktion des Abendmahls «eintwäders uss Gottes Wort geläsen oder Psalmen gesungen, an etlichen Orten aber weder das eine noch das andere gebrucht werde.» Der Regierung sei es nun lieb, wenn einer dieser neuen Kirchenbräuche, «wo es immer möglich, yngeführt und fürgenommen würde».

Es gab jedoch schon viel früher den *Sonderfall Wangen*:

In die Amtrechnung, abgelegt im Sommer 1578, liess der Landvogt Anthoni Wyss setzen: «Item, ich han den Kinden zu Wangen, so in der Kilchen gmeinlich (gewöhnlich) singen, diss Jahrs gäben an Dinkel 4 Mütt.» Diese Getreidemenge betrug gut 772 Liter. Sein Nachfolger im Amt liess in die 1580 abgelegte Rechnung schreiben: «Sodann geben dem Pfister, so vier Mütt Dinkel gebachen den Kinden zu Wangen, so in der Kilchen singen, für den Bacherlohn 1 Pfund 12 Schilling.»

In der Amtsrechnung von 1586 steht dann noch deutlicher, «dem Brotbecken zu Wangen» sei gegeben worden, weil er «durch das Jahr viermalen» den Kirchensängern je «ein Mütt Dinkel gebachen, von jedem Mütt dry Batzen.» Und Landvogt Conrad Fellenbergs Abrechnung des Jahres 1591 meldet: «Dem Brotbecken geben, so den Kindren zu Wangen an den vier Festtagen nach altem Bruch die Mütschen gebachen, 1 Pfund 4 Schilling.» Dann steht angefügt: «Der Jugent der Kilchhöri Wangen lassen verbachen zu Erhaltung des Gesangs in der Kilchen an Dinkel 4 Mütt.»

Ein letzter Hinweis auf diesen Kirchengesang steht in der Abrechnung von 1599: «So hab ich den jungen Knaben und Döchteren, so zu Wangen in der Kilchen Psalmen singen, usgetheilt an verbachnem Brot 4 Mütt».



Notenbuch und Instrumente in der Kirche Thunstetten (Dulcian, Pommer und Barockoboer).
Foto Romain Riard, Hilterfingen.

Somit förderten die Landvögte von Wangen über zwanzig Jahre weg das Psalmensingen in der dortigen Kirche durch Brotgaben. Dies stand im Einvernehmen mit der Obrigkeit, welche die Abrechnungen stets genau prüfen liess. Die erwähnten Ausgaben wurden nie beanstandet.

Wer diesem Jugendchor vorgestanden, steht nirgends. Musikalisch vorgebildet und zur Leitung fähig wäre ein Geistlicher gewesen. Aber in jener Periode gab es zu Wangen nicht weniger als sechsmal Pfarrerwechsel. Ebenso wenig fand sich damals im Städtchen ein ständig angestellter Schulmeister.

Unsere Vermutung fällt auf den Landschreiber. Ein solcher hatte in jungen Jahren die Lateinschule in Bern besucht und war somit im Psalmensingen unterrichtet worden. Hatte er darin Freude gefunden, wird er diese Kunst nun der Jugend in Wangen übermittelt haben. In der Tat versah dieses Amt während der siebziger bis zum Ende der neunziger Jahre einzig Johann Rudolf Jenner. Er musste somit der erste Begründer eines Kirchenchors im Oberaargau und überhaupt auf dem Land unseres Staats gewesen sein.

Der in der Kirche Wangen singende Jugendchor scheint dann weiterhin bestanden zu haben. Als sich die Geistlichen des Kapitels Langenthal im Frühling 1630 versammelt hatten, brachte Predikant Mauritz Ringier von Oberbipp folgendes vor: Der Schulmeister von Wiedlisbach habe dort «in die zehn Jahr ohne Clag den Schuldienst versehen, auch jeder Zyt, Sommer und Winter der Schul und des Gesangs in der Kilchen abwarten müssen.» Hingegen der Schulmeister von Attiswil erscheine in der Predigt und Kinderlehre nur, «wann es ihme gefeillig, auch syne Knaben mehrentheyls gan Wangen, niemalen aber in unsere Kilchen zum Gsang bringt.»

Somit hatte in Oberbipp das Singen in der Kirche schon damals Eingang gefunden und zwar durch die Schulknaben. Diejenigen von Attiswil jedoch wurden durch ihren mit dem Pfarrer zerfallenen Lehrer in die Kirche von Wangen geführt.

Als 1639 im Staat auf den 4. April ein Fast- und Betttag in Aussicht genommen worden, hiess es im betreffenden Mandat, es sollen dabei «neben gottsäligen Gebäthen auch das Gesang, wo es in Übung ist, gebrucht werden.» Soviel uns bekannt ist, war dieses Singen zu jener Zeit im Oberaargau sonst nirgends «in Übung».

Doch für die folgenden Jahrzehnte stellen sich Hinweise ein. Im Protokoll des Chorgerichts von *Eriswil* steht unter dem 19. Januar 1646, zwei Buben, die sich «im Gesang» befinden, hätten in der Neujahrsnacht vor den Häusern gesungen «auch die Gsang pffiffen», also Psalmenmelodien durch Pfeifen

zum Besten gegeben. Folglich bestand hier schon ein Kirchenchor, der offenbar weiterhin am Leben blieb. Denn 1673 riss Daniel Jordi «in der Kilchen in währendem Gesang einer Frauwen den Hut ab dem Haupt» und lachte laut dazu.

Wie Jakob Käser in seinem Buch über *Melchnau* schreibt, «hat man den 14. Hornung 1669 unter Herrn Pfarrer Steinegger zum erstenmal Psalmen gesungen, den 42 Psalmen».

Eine obrigkeitliche Verordnung vom 15. Mai 1664 zeigt, wie sehr es den Männern des Regiments am Singen in den Kirchen gelegen war. Und zwar legten sie es nun den Schulmeistern des Landes anheim. In der Verordnung steht, diese sollen winterszeit jeden Sonntag im Anschluss an den Nachmittagsgottesdienst die Jugend bis zu zwanzig Jahren ins Schulhaus zu einer Kinderlehre geleiten und «allda zum Anfang das Gebet und Gesang zur Hand nehmen und folgendes solche Versammlung wiederum mit Gebet und Gesang geendet werden.»

Zugleich ging an die Gemeindevorgesetzten die Mahnung, «zu Schulmeistern tugentliche Männer anzustellen, die sonderlich auch des Singens berichtet seyen, die Kinder zum selben anzeführen, also dass das Gesang jedes Orts wo möglich in der Kirchen auch gebraucht werden könne».

Die Protokolle der Chorgerichte jener Zeit melden fast ausschliesslich von Verfehlungen Einzelner beim Singen in der Kirche oder vom Unfleiss gewisser Sänger, doch wir wollen für jeden derartigen Hinweis dankbar sein, so geringfügig er auch sein mag.

Wenn 1666 im *Robrbacher* Protokoll steht: «Jost Jäggis Elisabeth ist wegen Geschwätz während des Gesangs censuriert worden», so kann auf das Bestehen eines Chors geschlossen werden. Und im Februar 1668 war «Andreas Maurers Anni, dass es des Gesangs, trotz vieler Warnung versäumt», vor Gericht geladen worden. Im Herbst 1670 beschloss das Chorgericht, «dass hinfüro von einem jeden Hochzyt den Sängern soll erlegt werden 1 Gulden».

Abraham Stampbach wurde im Juni 1671 dazu verurteilt, «wegen Drückens auf dem Lättner zur Straf inskünftig mit einem Psalmenbuch» in der Kirche sich einzufinden. Und als im Februar 1672 das Chorgericht sich mit einer nächtlichen Lustbarkeit in Babi Käasers Haus befasste, vernahm es von dieser, «sie habind nach Gebühr Psalmen und geistliche Lieder gesungen».

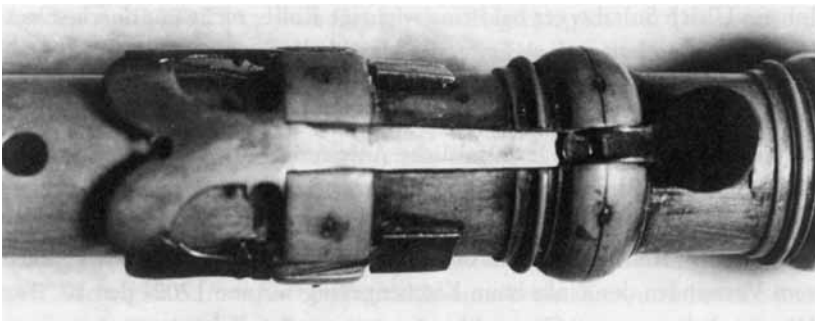
Zu *Ursenbach* bestand um jene Zeit ebenfalls ein Kirchenchor. Wir vernehmen von ihm, weil im Februar 1673 «der Lehenmüller im Lindenholz in der

Kirche «us einer Brantweinfüechte beym Gesang und Anfang der Predigt» beinahe aus der Bank gefallen wäre.»

Eingehenderes kann aus *Dürrenroth* gemeldet werden. Hier hatten im Februar 1659 einige Burschen und Töchter «so zum Gesang gehen» ein Faschnachtsunwesen verübt. – Auf Betreiben des Predikanten Spengler verfügte 1675 das Chorgericht, es sollen sämtliche jungen Leute der Gemeinde, welche vor dem Schulaustritt stünden» sich mit Psalmenbüchern versehen und by dem Gsang in der Kirchen einstellen». Dies waren die eben im Druck erschienenen 150 Psalmen des Berner Kantors Johann Ulrich Sultzberger.

Und Pfarrer Bossard ermahnte im August 1680 das Predigtvolk von der Kanzel herunter: «Wir sollind das Singen nit nur denen im Chor verdingen, sondern alle Gott loben.» Darum verlangte er, «dass jedermann, wer da lesen könne, ein Psalmenbuch habe und mitsinge». Als dann acht Tage später der Landvogt von Trachselwald aus Anlass einer wichtigen Chorgerichtssitzung ins Pfarrhaus kam, trug ihm Bossard sein Anliegen vor. Die Chorrichter vernahmen dann aus landvögtlichem Mund, sie sollen verfügen, «dass jedermann, der wohl lesen kann, das Psalterium und wo möglich zu singen habe». Der Predikant fügte bei, «er wolle vor dem Gsang den Psalm angeben und den Text lesen». Es war dies ein früher Versuch, die Gemeinde zum Mitsingen anzuhalten, was allerdings dann nicht Bestand hatte.

Aus den Aufzeichnungen des Bannwiler Schulmeisters Ulrich Marti entnehmen wir, dass er neben zwei andern Mitbewerbern um die Stelle vor dem Predikanten von Aarwangen drei Psalmen singen musste. Und, als 1679 die Filialkirche *Bannwil* renoviert worden war, sei «auf den Balmtag, den 9. Abrellen 1682 zu allererst darin gesungen worden der 15. Psalm».



Pommer, Thunstetten. Detail. Foto Romain Riard, Hilterfingen.

Dank des unanständigen Benehmens einer Frau vernehmen wir erstmals vom Kirchengesang in *Lotzwil*. Hans Herzigs Frau musste 1675 vor Chorgericht erscheinen, weil sie zum Brauch hatte, «allzeit aus der Kirchen zu laufen, ehe der Segen gesprochen» und der Psalm gesungen war.

Als 1683 der Schreinermeister Schmitz von *Wangen* die neue Kirche mit Holzwerk auszustatten hatte, erhielt er den Auftrag, vor den eingemachten Stühlen im Chor, welche für die Gerichtsmänner bestimmt waren, eine bogenförmige angeordnete Reihe von «Singstühlen» hinzusetzen. Ein Hinweis, wie sehr man die Sängergesellschaft als der Kirche einverleibt empfand.

In *Madiswil* hatte der greise Predikant Ringier auch in der Sommerkinderlehre Psalmen singen lassen. Doch des «Güdel's Bub trieb inwährend dem Gsang Narretey, lachte und hatte den Hut aufgesetzt».

*

Wie einst in Bern, so empfand man nun auch auf dem Land, es müsse dem Chor eine *Bläserbegleitung* beigegeben werden. Am 13. November 1687 beschloss das Chorgericht von *Lotzwil*, «dass man den Posauneren etwas an ihren Lehrlohn steuern wolle». Mancherorts verwendete man neben den Posaunen auch den Zink. Im zuständigen Lexikon steht, in der Musik des 16. und 17. Jahrhunderts hätten Zinken eine gewisse Rolle gespielt. Dieses Holzinstrument habe ein Mundstück gleich den Trompeten gehabt und war, wie die Flöten, mit Tonlöchern versehen. Es habe kleine gerade, und grössere gebogene mit Leder überzogene Zinken gegeben. Ihre Klangfarbe sei, je nach Grösse und Bauart, verschieden gewesen: bald hell, bald weich, bald grob.

In Bern spielte der von St. Gallen zugezogene hervorragende Zinkenist Johann Ulrich Sultzberger bald eine wichtige Rolle, nicht nur durch seinen Unterricht, sondern auch als Leiter des Musikkollegiums, Vorsänger im Chor und dann vor allem als Herausgeber der von ihm musikalisch bearbeiteten 150 Psalmen Davids, die 1675 als Druckwerk erschienen waren. Das Buch enthielt am Anfang eine leichtfassliche Anleitung zum Singen nach Noten. Ohne dieses Hilfsmittel wäre es den meisten Schulmeistern kaum möglich gewesen, die Jugend in das Psalmensingen einzuführen.

Erstmals vernehmen wir aus der Feder des Bannwiler Schulmeisters Marti vom Verwenden des Zinks beim Kirchengesang: «Anno 1702, den 12. Tag Mertzen haben unsere Zingenblaser zuerst in der Küchen zu *Aarwangen* geblasen den 6. Psalm». Wenn er die Musikergruppe Zinkenblaser nennt, ist

dies irreführend. Unter den fünf Männern befanden sich drei «Posaunisten» und nur zwei Zinkenisten.

Posaunen und Zinken waren dann im 18. Jahrhundert überall in den Kirchen zu hören. Leider haben es bis jetzt die Ortsgeschichtsforscher unterlassen, die Hinweise auf diese Instrumente in den Kirchenrechnungen und Chorgerichtsprotokollen festzuhalten. Die nachfolgenden Ausführungen über die kirchenmusikalischen Zustände zu *Lotzwil* in jener Zeit zeigen, wie ertragreich solches Forschen sein kann. Wir folgen im Wesentlichen dem Aufsatz, welcher im Buch «Die Kirchgemeinde Lotzwil», erschienen im Herbst 1983, enthalten ist.

Als das Chorgericht im November 1687 beschloss, an die Lehlöhne der Posaunisten einen Beitrag zu entrichten, ahnte es wohl nicht, einer kirchenmusikalischen Einrichtung auf die Beine geholfen zu haben, die dann das nachfolgende Jahrhundert hinauf Bestand haben sollte.

Die früheste erhaltene Kirchenrechnung der Jahre 1712 bis 1714 führt drei Posaunisten und den Schulmeister von Rütshelen als Zinkenisten an. In der Rechnung, abgelegt für die Jahre 1736 bis 38 werden gar fünf Posaunisten genannt, die meisten im Steckholz wohnend. Auch der Zinkenist Peter Schnyder wohnte dort. Seinem Knaben wurde 1753 von der Kirchgemeinde ein Zinken gekauft, damit der Vater ihn «darauf lehren» könne.

Um 1760 befand sich unter den fünf Posaunisten auch Samuel Bögli, der Sohn des Schulmeisters von Lotzwil. Man hatte ihm «zu Erlehrung eine Posaunen ins Haus vergönnt». Bevor er das Instrument richtig beherrschte, stellte er sich eines Sonntags in der Kirche ein, was «zur Verderbung des Gesangs» führte. Er erhielt den Befehl, sich hinfort «des Tags vorher» beim Pfarrer zu melden, «um den abzusingenden Psalm zu erfragen und zu Hause zu erlernen». Es wurde damals folglich nur ein einziger Psalm gesungen.

In den siebziger Jahren schmolz das Musikkorps auf drei Mann zusammen, und der Schulmeister Gräub aus dem Steckholz liess gelegentlich seine Posaune durch den Sohn blasen. Ein Zinkenist war nicht mehr vorhanden. Hingegen scheint man in *Madiswil* mit Bläsern wohl versehen gewesen zu sein. Sie spielten 1775 eines Sonntags als Gäste in der Kirche Lotzwil und man lud sie nachher zu einem recht kostspieligen «Trunk» ins Wirtshaus ein.

Schon bald dann, anno 1778, erhielten wiederum «fünf Kirchenmusikanten» ihre Löhne. Zwei Jahre später befanden sich unter ihnen «zwei Clarinettbläser von Steckholz». Michel Wolf «dem Kirchenmusikant», wurde 1787 ein «Hautbois» angeschafft. Die Oboe, ein Holzinstrument mit Ton-

löchern und Metallklappen versehen, fand damals auch anderwärts Eingang bei den Kirchenmusikern. Es war gar nicht leicht zu spielen, mussten doch zwei zusammen gebundene Rohrblätter mit den Lippen gegeneinander gepresst und durch den Atem in Schwingung versetzt werden. So ist es begreiflich, wenn das Hautbois bald wieder von der Bildfläche verschwand.

Die 1794 abgelegte Kirchenrechnung weist vier Musikanten aus. Zwei Tenorbläser, ein Bassbläser und ein Diskantbläser erhielten ihren Lohn.

Dann ging es einem unrühmlichen Ende entgegen. Als am 5. Februar 1800 Abgeordnete der vier Gemeinden im Pfarrhaus die Kirchenrechnung geprüft und genehmigt hatten, fassten sie, wohl nach längerer Aussprache, den Beschluss: «Weil die bisherige Kirchenmusik mit Klarinett und Fagot sowohl durch Unfleiss als Unfähigkeit der Musikanten in grosses Abnehmen gerathen, von nun an zu einer Probe Vokalmusik einzuführen.»

Im Juli darauf wurde ergänzend verfügt: «Da nun der Kirchengesang bloss Vokalmusik ist und zu besserer Führung desselben die Schulmeister von Rütschelen und Obersteckholz dem von Lotzwil an die Hand gehen müssen, so ward diesen beiden Schulmeistern für ihre Mühewalt jährlich geordnet ein Neuthaler oder vier Franken.»

Somit war der Gesang in der Kirche zu Lotzwil der Stütze durch Musikinstrumente enthoben und allein der Führung von Vorsingern anheim gegeben. Nicht mehr ist die Rede von einem Chor. Es muss sich schon früher eine Wandlung angebahnt haben. Der Chor war überflüssig geworden, weil nun die ganze Predigtgemeinde sang. Die 1776 abgelegte Kirchenrechnung meldete nämlich, es sei im Gotteshaus eine neue Psalmentafel angebracht worden. Auf ihr, und schon auf der alten, war jeweils die Nummer des zu singenden Psalms hingesetzt worden. Dies ohne Zweifel zu Handen der Predigtleute.

Dieser Übergang hatte sich damals auch anderwärts vollzogen. Pfarrer Blaser schrieb in seiner 1898 erschienenen Broschüre «Geschichtliche Mitteilungen über die Pfarrei und Pfarrkirche zu *Langenthal*», es sei 1772 eine Orgel in der Kirche errichtet und bei diesem Anlass auf dem Lettner «bei fünfzig eingemachten Stühle» angebracht worden. Und hier habe dann niemand sitzen dürfen, «wenn er nicht singen wolle». Der Kirchengesang war in Langenthal «Allgemeingut» geworden.

Wie eh und je waren es die Schulmeister, welche den Psalmengesang unter der Jugend heimisch machten und bewirkten, dass er unter dem Volk geübt wurde. Als im August 1810 in *Madiswil* eines Tages der neue Turmhelm



Musizierende Gruppe mit zwei Vokalstimmen, Zink und Harfe. Ausschnitt aus dem Planetenbild Venus. Holzschnitt von Georg Pencz, Nürnberg 1531. Nationalmuseum Nürnberg.

aufgesetzt war, «versammelten sich die Vorgesetzten, Hausväter und Hausmütter und viele Zuschauer in der Kirche, wo der Schulmeister eine Abdankung gehalten und zum Beschluss dem grossen Gott zu Ehren der 25. und der 105. Psalm zu drey bis vier Stimmen auswendig abgesungen wurde».

Als *Huttwil* 1805 eine Kirchenorgel erhalten hatte, wurde dem Organisten das Recht eingeräumt, mit «musikliebenden Leuten nach dem Gottesdienst sich mit Gesang zu der Orgel zu unterhalten».

Der Pfarrer von *Wangen* rühmte 1825 in einem nach Bern gesandten Bericht: «Der Schullehrer macht sich um das Gesang verdient.» Hingegen stellte im gleichen Jahr Pfarrer Fischer in *Dürrenroth* fest: «Der Kirchengesang ist äusserst schwach und in keinem Verhältnis zu den gewaltigen Posaunen, die eben nicht gar Andacht erweckend zu hören sind». Es wurde von den Lehrern eine «Sängergesellschaft» zur Förderung des Kirchengesangs gegründet. Aber schon 1828 meldete der Pfarrer nach Bern, diese habe sich «wegen Mangel an Aufmunterung und wegen Hindernissen» wieder aufgelöst.

Wenn dann in den folgenden Jahren die Pfarrherren vom Entstehen derartiger Vereine erfreut berichteten, hatten sie solche im Auge, die der Pflege geistlichen Liedguts oblagen und somit dem Kirchengesang dienstbar waren.

Mit Genugtuung stellte 1842 Pfarrer Jordan in *Ursenbach* fest: «Ein von jungen Leuten beiderlei Geschlechts gebildeter Gesangsverein hat seinen Fortbestand bis jetzt gefunden». Diese Leute versammelten sich wöchentlich an zwei Abenden.

Schon vor 1840 war in *Robrbach* «ein Gesangsverein aus jungen Männern der Gegend gebildet worden. Er wird unter der Leitung von gesangskundigen Schullehrern zur Hebung und Belebung des Kirchengesangs das Seinige beitragen». Aus dem Jahre 1843 vernehmen wir: «Die beiden neu gestifteten Gesangsvereine zu *Leimiswil* und im *Robrbachgraben* haben sich die Hebung des Kirchengesangs zum Zweck gesetzt». Und 1847: «Die Gesangsvereine in den verschiedenen Vierteln blühen fort, und ihre Frucht ist es wohl, dass sich der Kirchengesang bedeutend gehoben hat.»

Bezeichnend für die damaligen Zustände meldete 1846 Pfarrer Pfenniger in *Thunstetten*: «Ein nicht unwichtiges Mittel zur Übung des Gottesdienstes ist das Auftreten eines Männergesangchors, welcher anstatt der sonst gebrauchten sehr schreienden Instrumente den Gesang der Gemeinde leitet.»

In *Aarwangen*, wo schon seit 1818 eine Kirchenorgel vorhanden war, gedieh in den vierziger Jahren «das Gesangswesen in erfreulichem Masse». Ne-

ben zwei bestehenden Männerchören hatte sich zudem 1848 «auch eine aus Männern und Frauenzimmern bestehende kleine Musikgesellschaft gebildet». Ob diese dann auch in der Kirche beim Gottesdienst aufgetreten ist, entzieht sich unserer Kenntnis.

«Der Kirchengesang ohne Orgel», berichtet 1853 Pfarrer Hebler in *Oberbipp*, «ist schön und lieblich, Übungen werden diesen Sommer nach jeder Kinderlehre mit Handbietung der Schullehrer angestellt».

So waren in jenen Jahrzehnten weite Volkskreise bereit, sich dem geistlichen Singen hinzugeben, und es gab überall Lehrer, die als Chorleiter die Zügel in die Hand nahmen, stets des Beifalls der ihnen damals vorgesetzten Pfarrer versichert. Allerdings sang man in diesen Kreisen nicht mehr die seit dem 17. Jahrhundert in der Kirche gehörten Sultzbergerschen Psalmen. Diese waren schon zu Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr als dem damaligen Geist und Sprachgefühl entsprechend empfunden worden. Es hatte Bearbeitungen gegeben, die nicht befriedigten. Gemütvolle geistliche Gesänge der Zürcher Komponisten Bachofen und Hans Georg Nägeli und dann vor allem die Vertonungen der religiösen Gellertlieder des Berner Kantors Käsermann fanden Eingang bei den Vereinen, in Schule und Haus.

Erst 1853 erschien dann «Auf Veranstanden der Synode» das vom Regierungsrat genehmigte «*Berner Gesangbuch*», enthaltend Psalmen, Lieder und Festlieder. Wie es im Vorwort heisst, hatte es einen langen Werdegang hinter sich.

«Die Herstellung eines neuen kirchlichen Gesangbuchs stiess auf solche Schwierigkeiten, dass man in den zwanziger Jahren wieder von dem Unternehmen abstand und in den dreissiger Jahren es bei dem sogenannten Probeheft bewenden liess. Indess wurde die für Kirche und Volk wichtige Sache in den vierziger Jahren von neuem ernstlich an die Hand genommen und unter grossen Verzögerungen endlich so weit gefördert, dass 1851 der Probedruck der Liedertexte erschien, und endlich 1853 das Gesangbuch ans Licht tritt». Dem Geist der damaligen Zeit entsprechend wollte «die kirchliche Synode keinerlei Zwang üben, sondern hat die wirkliche Einführung desselben jeder Gemeinde freigestellt».

Das Buch war im Oktober erschienen, und schon im folgenden Monat wurde ins Protokoll des Kirchenvorstands von Lotzwil geschrieben: «Wegen des neuen Psalmenbuchs soll von Canzel eine Einladung an das Publikum zur Anschaffung verlesen werden und die Schulkommission zum Behuf der Anschaffung in die Schulen aufmerksam gemacht werden.»

Ähnlich wird man auch in den andern Gemeinden des Oberaargaus vorgegangen sein. Noch befanden sich nicht in allen Kirchen Orgeln. Wie das Beispiel von Oberbipp erweist, konnte der Kirchengesang trotzdem «schön und lieblich» sein. Dies dank der Vereine und dem bereitwilligen Einsatz der Lehrer.

Doch diese Vereine wandten sich bald einmal dem Volks- und Vaterlandsgesang zu und die Schule entwand sich allmählich der Kirche. Der Lehrer wollte über den Sonntag frei verfügen, einzig als entlohnter Organist stellte er sich in den Dienst der Predigtstunde. Noch im Sommer 1853 drohte man den Lehrern der Kirchgemeinde Lotzwil, im Falle sie nicht mehr beim Gottesdienst vorläsen und vorsängen, «werde man dies der Kirchendirektion anzeigen». Worauf sie zu Kreuze krochen.

Die Zeitläufe brachten es mit sich, dass schliesslich in jede Kirche eine Orgel kam. Das nachfolgende Verzeichnis konnte anhand des umfassenden Werks von Dr. h.c. Hans Gugger über «Die bernischen Orgeln» erstellt werden.

Es erhielten erstmals Orgeln die Kirchen:

Ursenbach	1760	Melchnau	1843
Herzogenbuchsee	1770	Madiswil	1843
Langenthal	1773	Wynau	1854
Huttwil	1805	Lotzwil	1866
Eriswil	1814	Roggwil	1867
Aarwangen	1818	Oberbipp	1867
Walterswil	1824	Thunstetten	1873
Rohrbach	1827	Wangen	1880
Dürrenroth	1833	Bleienbach	1884
Seeberg	1839		

ALBERT STEFFEN (1884–1963) ZUM 100. GEBURTSTAG

FRIEDRICH BEHRMANN

Albert Steffen wurde am 10. Dezember 1884 in dem zur Gemeinde Wynau gehörenden bernischen Ortsteil Obermurgenthal an der Aare geboren. Er war der Sohn des dortigen Landarztes Dr. Friedrich Steffen und dessen Ehefrau Emma, geborene Künzli, der Tochter des bekannten Fabrikbesitzers in Murgenthal.

Studienzeit

Im nahen Langenthal besuchte Albert Steffen die Sekundarschule, anschliessend in Bern das Literargymnasium. Auf Wunsch des Vaters begann er 1904 mit dem Medizinstudium, gab dieses aber 1906 auf, als er immer klarer und drängender seine Berufung zum Dichter erkannte. Dass ihm der Vater den Weg dazu freigab, empfand er wie eine Lebensrettung. Obwohl er weiterhin – bis 1907 in Berlin, ab 1908 in München – Soziologie, Geschichte und Philosophie studierte, konnte ihm die Wissenschaft keine entscheidende Hilfe geben. Sein starkes Mitgefühl mit den Leiden der Menschen rief ihn zu einer Dichtung auf, die heilen kann, wobei er unter Dichtung «allerdings etwas verstand, was es heutzutage kaum mehr gibt, nämlich eine Synthese von Wissenschaft, Kunst und Religion auf der Grundlage der grossen Menschheitsideen» (aus: «Mein Lebensentschluss»). Dazu musste er, in steter Arbeit an sich selbst, den eignen Menschen umschaffen zu einem Auffassungsorgan für geistige Wirklichkeiten. Nur so konnte die verlorene Einheit von sinnlicher und sittlicher Wahrnehmung, von anschauender Urteilskraft und sehender Liebe wiedergefunden werden. An der selbstgewählten Aufgabe, das in allen Bereichen der Kultur lauernde Böse von innen her zu verwandeln, hat Steffen bis zu seinem Lebensende gearbeitet.

Rudolf Steiner

Schicksalbildend war seine Begegnung mit Rudolf Steiner in Berlin im Jahre 1907. «Ich brauchte die Richtung, in der ich schritt, nicht zu verändern», schrieb er dazu später, «aber ich durfte meinen Schritt verschnellern.» Von diesem Jahr an erschienen auch Steffens erste Romane im S. Fischer Verlag, Berlin, die ihm bald weite Anerkennung brachten. Die Münchner Jahre (1908–1920) erlebte er in zum Teil engem Kontakt mit Künstlern und Schriftstellern, darunter Walo von May, Franz Marc, Kandinsky, Ricarda Huch, Rilke, Carossa, Regina Ullmann, Else Lasker-Schüler, Martin Buber, A. H. Pellegrini und Hans Reinhart. Von seinen Dramen wurden «Die Manichäer» 1918 in Zürich und Dortmund, «Das Viergetier» 1924 in Zürich uraufgeführt. 1920 kehrte Steffen in die Schweiz zurück. In Dornach berief ihn Rudolf Steiner zum Redaktor der neugegründeten Wochenschrift «Das Goetheanum» und an Weihnachten 1923 in den Vorstand der neu gegründeten Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft, als Leiter der Sektion für Schöne Wissenschaften an der Freien Hochschule für Geisteswissenschaft.

Nachfolger Steiners

Nach Rudolf Steiners Hingang wurde er 1925 als dessen Nachfolger Vorsitzender der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft. Diese Aufgabe – wie auch die Redaktion der Wochenschrift (in 42 Jahrgängen enthält fast jede Nummer einen von ihm verfassten Beitrag) – erfüllte er bis zu seinem Tode am 13. Juli 1963.

1935 vermählte sich Albert Steffen mit Elisabeth Stückgold, geborene von Veress. Ihre ergreifende Lebensgeschichte veröffentlichte er 1961, bald nach ihrem Tode, unter dem Titel «Selbstgewähltes Schicksal».

Im März 1963, wenige Monate vor seinem Heimgang, begründete er die «Stiftung für Therapeutische Dichtung» (später umbenannt in «Albert-Steffen-Stiftung»), welcher er die Betreuung seines künstlerischen und wissenschaftlichen Lebenswerkes übertrug.

Text der Albert-Steffen-Stiftung Basel



Wynau, Gsteig. Zeichnung von Carl Rechsteiner.

Für meine Mutter

Ich geh durch rote Äcker:
Es schläft der Keim.
Ich geh durch grüne Saaten:
Es sprosst der Halm.
Ich geh durch goldne Felder:
Es reift das Korn.
Ich find den Müller
und der Müller spricht:

Die Erde ist das Angesicht
des Menschensohnes.
Und «wer mein Brot verzehrt,
der setzt den Fuss auf mich.»
Ich kniee nieder,
und er reicht die Speise,
dass ich mich sättige
auf meiner Erden-Reise.

Was kann ich für die Toten tun,
die unter meinem Acker ruhn?

Zieh Furch um Furche mit dem Pflug.
Wirf Korn in wohlbedachtem Flug.

Sie steigen mit der Saat hinauf.
Sie fangen an den Sonnenlauf.

Sie bräunen dir das Lebensbrot.
Sie schicken dir den Schnitter Tod.

Du erntest, was du ausgesät.
Was sie nicht segnen, das verweht.

Was du in ihrem Namen tust,
wächst auch, wenn du im Grabe ruhst.

Junges Korn. Die Frühlingssaat
sprosst und wogt in Helmesfülle.
Wächst der Kern, so welkt die Hülle.
Sense legt im Herbst die Mahd.
Grüngetreide. Braunes Brot.
Christ geht durch Geburt und Tod.

Die Gedichte stammen aus: Albert Steffen, *Ausgewählte Werke in vier Bänden*, Bd. 1
Gedichte, Aphorismen, Autobiographisches, 1984.
Verlag Freies Geistesleben, Verlag für schöne Wissenschaften.

BILDER AUS DER ÄLTEREN GESCHICHTE VON WIEDLISBACH

HANS STARK

Die Gründung Wiedlisbachs

Wenn wir in die Vergangenheit zurückblicken, leuchten uns ihre Epochen verschieden hell entgegen. Der Abstand in Jahren ist kein Massstab für die Gegenwärtigkeit eines geschichtlichen Geschehens in unserem Denken. In diesem Sinne ist uns die Antike näher als die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Der uns entfernteste Zeitabschnitt der Geschichte aber ist das Mittelalter. Diese rund tausend Jahre zwischen Antike und Renaissance und Reformation erscheinen uns dunkel und düster. Der Grund dazu liegt hauptsächlich in unserer Unwissenheit und in der ganz andersartigen kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Struktur dieser Zeit.

Es ist deshalb gerechtfertigt, für die Gründungszeit Wiedlisbachs einen knappen weltgeschichtlichen Querschnitt zu skizzieren.

Vor 700 Jahren

In der Mitte des 9. Jahrhunderts wurde das Reich Karls des Grossen geteilt. Das östliche Drittel, das römische Reich deutscher Nation, erlebte eine eigene Entwicklung in wechselvollen Geschicken: Die Macht der deutschen Kaiser und Könige wurde aufgezehrt in den endlosen Kämpfen mit den Päpsten und Fürsten des Reiches, auf dessen Kosten sich diese an Gebiet und an politischem Einfluss und Selbständigkeit bereicherten. Der Aufbau der Gesellschaft war hierarchisch: Der Vasall hatte seine Pflichten dem Lehnsherrn wie dieser jenem gegenüber zu erfüllen. Die Fürsten waren Vasall und Lehnsherr zugleich. Einzig der Bauernstand war praktisch rechtlos, weil er in Unfreiheit geraten war. Verwaltungs- und Gerichtsrechte waren zerstückelt und wurden oft von verschiedenen Herren ausgeübt. – Aller Reichtum lag im Grundbesitz. Die meisten Rechte waren an den Boden gebunden.

Der Handel stockte und hatte bloss noch lokale Ausdehnung und Bedeutung, er wurde meist in natura getätigt, da Geld selten war.

Dies alles ist Ursache, Zeichen oder Folge der Feudalisierung des deutschen Reiches.

Die katholische Kirche, noch die alleinige Kirche des Abendlandes, hielt einen dominierenden Platz in diesem starren Gefüge inne. Sie war eine bedeutende wirtschaftliche Macht, da sie die grösste Grundbesitzerin war. Sie war die unerbittliche Gegenspielerin der Kaiser im Streit um die politische Macht. In der Verwaltung war sie nicht zu entbehren, weil nur sie geeignet ausgebildete Leute einsetzen konnte. Auf geistigem Gebiet versuchte sie uneingeschränkte Herrschaft zu behaupten. Sie urteilte als Autorität über das Weltbild und die Lehrsätze, sie erzog die geistige Elite. Ihr Bann zwang die Kaiser zu einem Kniefall. Der geringste Mensch hatte ihre Vermittlung nötig, wenn er aus diesem verdammenswerten Leben in die ewige Seligkeit erlöst werden wollte.

Eine kulturelle Leistung des Mittelalters: Die Städte

In diese Zeit politischer Wirren und geistiger Knechtung brach eine schöpferische Strömung ein: Die Renaissance des Handels. Die Kreuzzüge und die Anstrengungen der italienischen Städte Venedig, Genua und Pisa vernichteten die Übermacht des Islams im Mittelmeer. Der Handel mit dem Orient blühte wieder auf. Ungefähr zu gleicher Zeit eroberte sich der Handel des Nordens Absatzgebiete bis nach Süddeutschland. Die Städte, meist alte Römersiedlungen, die das Mittelalter bis ins 11. Jahrhundert nur als kirchliche oder weltliche Verwaltungszentren überstehen konnten, zogen Vorteile aus dem Verkehr zwischen den beiden erwähnten handelstüchtigen Gebieten und schwangen sich grossartig auf. Die Stadt mit ihren Mauern bildete einen sichern Stapelort für die wertvollen Kaufmannswaren. Das Handwerk und das Gastwirtschaftsgewerbe profitierten von den durchreisenden Kaufleuten und Händlern. In der Stadt entstand eine Schicht, die sich schwer in die damalige Gesellschaft einordnen liess: der städtische Kaufmann. Sein Reichtum war angelegt in den Waren und im Geld, das übrigens allein noch als Zahlungsmittel möglich war, und keineswegs mehr im Grundbesitz. Der Kaufmann hatte auch eine andere, «neuzeitliche» Mentalität. Er missachtete das kirchliche Verbot des Zinsnehmens und sträubte sich gegen alle Ein-

schränkungen und Bevormundungen. Oft zeigte es sich in der Geschichte, dass eine wirtschaftlich starke Schicht auch ins politische Leben eingriff. So versuchten auch die Städte von ihrem Grundherrn weitgehend unabhängig zu werden. Der Adel stand dieser Entwicklung – besonders im Gebiet der heutigen Schweiz – in wahrhaft tragischer Stellung gegenüber. Die Städte waren ihm wirtschaftlich weit voraus und überlegen. Wollte der Adel aber nicht übergangen werden, so musste er die neuen Handelszentren fördern, ja sogar Städte gründen, denn er konnte dadurch aus ihren Gewinnen einen Teil durch verschiedene Steuern (Stadtsteuern, Gewerbesteuern, Schanksteuern) und durch Zölle in seine Kassen abschöpfen. Und dem Adel mangelte es vor allem an Geld! Daher kam es im 12. und 13. Jahrhundert zu ausserordentlich vielen Neugründungen von Städten. – In diesem grossen Rahmen ist auch die Gründung Wiedlisbachs zu sehen.

Das Verkehrswesen im Mittelalter

Da Wiedlisbach an einer wichtigen Handelsroute erbaut wurde und seine Gründung eng mit der Verkehrsfrage verknüpft war, ist es angebracht, einen raschen Blick auf das damalige Verkehrswesen zu werfen. Er muss allgemein gehalten werden, da wir keine speziellen Angaben für unsere Gegend finden konnten.

Die Strassen waren in einem lausigen Zustand. Meist wurden alte Römerstrassen benützt, die aber nie ausgebessert wurden. Bei ausgiebigen Regenfällen verwandelten sich die Routen in Moraststreifen. Die häufigsten Verkehrsmittel waren leichte Zweiräderkarren und vor allem der Pferderücken. Das Fahren mit vierrädrigen Wagen war ein Wagnis. Dass bei solchen Strassenverhältnissen die Wasserwege an Bedeutung gewannen, ist offensichtlich.

Der Transitverkehr verteuerte die Handelsgüter unmässig, da eine Unmenge von Zöllen an Brücken und an Stadttoren draufgeschlagen wurden. Diese Zölle hatten aber keine handelspolitische Funktion; denn es waren nicht Schutzzölle, wie sie heutzutage an den Landesgrenzen erhoben werden. Sie dienten auch nicht mehr ihrem ursprünglichen Zweck, sondern nur noch als Geldquelle.

Die Verkehrswege waren ständig von Raubrittern und anderem Gesindel bedroht. Deshalb reisten die Kaufleute meist in Konvois. Während Messen

bot der Landsherr den Handelszügen seinen Schutz an. Einzig die Stadt gewährte genügend Sicherheit bei längern Aufenthalten und in der Nacht und den Vorteil, dass sich alle Handwerker in der Stadt niedergelassen hatten, die nötig waren, um die Tiere zu beschlagen und die Fuhrwerke zu reparieren.

Die Froburger – die Gründer Wiedlisbachs

Zu den mächtigsten Geschlechtern des 12. Jahrhunderts in der Schweiz gehörten auch die Gründer Wiedlisbachs, die Grafen von Froburg. Dass sie dreimal den Bischof von Basel und in wichtigen Abteien und Domstiften den Vorsteher stellten, dass sie mit den bekanntesten Adelshäusern wechselseitig verschwägert waren, zeigt die Bedeutung und beweist ihr Ansehen.

Ihr Gebiet setzte sich aus dem Sisgau, dem Buchsgau und Besitzungen rechts der Aare zusammen: er reichte von den Toren Basels bis über Zofingen hinaus, von den Toren Aaraus bis zur Quelle der Dünneren. Wie dies Territorium an sie gelangte, ist heute nicht mehr zu ermitteln, da Urkunden fehlen. In der zweiten Hälfte des 12. und im Anfang des 13. Jahrhunderts waren die Froburger im Begriff, ein Landesfürstentum aufzubauen. Ihr Gebiet gewann mit dem Aufkommen des Gotthardpasses an Bedeutung, denn die grosse Verbindungsroute Basel–Luzern lag zur Hälfte auf froburgischem Boden und überschritt den Jura über den froburgischen Unteren Hauenstein.

Um 1240 wurde das Haus Froburg geteilt und damit seine Stellung geschwächt. Die Herrschaftsrechte wurden zerstückelt, und langsam und ohne augenfälliges, äusseres Zeichen begann der Zerfall des grossen Geschlechtes. 1367 starb der letzte Graf von Froburg.

Die Froburger sichern ihr Gebiet

Um ihr grosses Gebiet zu sichern und zu beherrschen und um die bedeutenden Verkehrsstrassen unter ihre Hand und Kontrolle zu bringen, übersäten es die Froburger mit einer ungewöhnlich hohen Anzahl von *Burgen*. Ihre Stammburg, die Froburg, die trotzig und hoch die Passstrasse des Unteren Hauensteins überragt, ist Sinnbild für die Aufgabe und die Absicht des Geschlechtes. Ganze Ketten von Burgen folgten den wichtigen Verkehrsadern über die beiden Jurapässe, einzelne Burgen beschützten die Aareübergänge.



Wiedlisbach. Anonyme Ansicht mit Schloss Bipp, anfangs 17. Jahrhundert. Ölgemälde in Privatbesitz. Repro J. Ludwig, Uster.

Diese Burgen wurden grossteils mit Dienstmännern besetzt, deren Pflicht es war, ihren Herren bei der Beherrschung des Gebietes und der Strassen zu helfen. Damit sich die Ministerialen – wie diese Dienstmänner heissen – voll und ganz ihrer Aufgabe widmen konnten, wurden sie mit Einkünften ausgestattet auf Grund des Lehenrechtes. Die Namen einzelner solcher Geschlechter sind uns bekannt. Im allgemeinen sind aber diese Lehenverhältnisse ziemlich unerhell.

Die Froburger erreichten durch das eben dargelegte Vorgehen ihr Ziel in erstaunlichem Masse. Allein, sie zahlten auch einen ungeheuren Preis: Sie mussten Gebiete und Rechte in gefährlicher Art und Menge zu Lehen geben. Hektor Ammann, der Geschichtsschreiber der Froburger und ihrer Städte, sieht darin einen Grund zum frühen Verarmen des stolzen Hauses.

Ende 12., Anfang 13. Jahrhunderts gründeten die Froburger auf ihrem Territorium acht *Städte*. Bei dreien, nämlich *Olten*, *Liestal* und *Zofingen*, handelt es sich zwar bloss um einen Ausbau, da sie auf ältere Siedlungen zurück-

gehen. *Aarburg, Waldenburg, Falkenstein* oder *Klus, Friedau* und *Wiedlisbach* hingegen sind Neusiedlungen. Der Zweck dieser Gründungen wurde oben dargelegt.

Die Städte sollten die gleiche Aufgabe erfüllen wie die Burgen: Sicherung des Verkehrs, Beherrschung der Pässe, Strassen und Aareübergänge. Verkehrstechnische und wirtschaftliche Erwägungen standen bei der Anlage der Froburger Städte im Vordergrund. Auf die Marktlage wurde bedeutend weniger Gewicht gelegt, so dass sich die Städte, da sie zu nah beieinander lagen, ihr Marktgebiet streitig machen mussten. (Ganz abgesehen vom erdrückenden Einfluss Basels und Solothurns). Wiedlisbach ist vielleicht überhaupt nur als Verkehrsriegel gedacht gewesen, da es nicht von Anfang an das Marktrecht erhalten hat.

Die Gründung Wiedlisbachs

Wiedlisbachs natürliche Lage ist nicht gerade günstig. Im Süden des Städtchens ein sanfter Abhang, auf seiner Ostseite der Wiedlisbach – keines von beiden verschaffte ihm eine uneinnehmbare Stellung. Ja, man kann sich fragen, warum Wiedlisbach nicht mehr östlich am Klusausgang aufgebaut wurde. Die rechtlichen Verhältnisse in der Klus sind nicht mehr aufzuhellen. Es scheint, dass diese von den Bechburgern besetzt gehalten und bereits durch das Städtchen Falkenstein verriegelt wurde. Die Froburger hatten wahrscheinlich im engen Quertal den Bechburgern gegenüber nicht genügend Autorität, um sich wirksam einzumischen. Die Gründung Wiedlisbachs und Falkensteins fällt übrigens nach Hektor Ammann in die gleiche Zeit.

In dieser Situation war tatsächlich die jetzige Lage die beste: Die Strasse von Solothurn teilte sich kurz nach der Durchquerung des Städtchens: Die Hauptstrasse führt über den Oberen Hauenstein, eine Nebenstrasse dem Jurafuss entlang nach Olten. Ausserdem sind Verbindungen nach Aarwangen und Wangen anzunehmen.

Wiedlisbach war – wie schon oben gesagt – eine Neugründung. Deshalb konnte der Grundriss regelmässig angelegt werden. (Er ist aus dem heutigen noch leicht zu erraten). Die südliche Hälfte wurde von der grossen Verkehrsstrasse durchquert, an der Handwerker ihre Werkstätten eingerichtet hatten, und eine Herberge, die müde Kaufleute und Reisende zur Erholung und Erfrischung einlud. Im hintern Teil, dem Hinterstädtchen, standen ausschliess-

lich Bauernhäuser. Die Gebäude waren aus Holz gebaut und mit Schindeln bedeckt. Dieses Bauerndorf wurde – etwas überspitzt ausgedrückt – von der Stadtmauer umfasst. Vor den Toren breiteten sich die Zelgen und die Allmende aus.

Die Einwohner (es waren ungefähr 200) lebten hauptsächlich aus den Einkünften aus ihren landwirtschaftlichen Betrieben. Zu Zunftbildungen ist es nie gekommen, da nur wenige Handwerker in Wiedlisbach wohnten. Hingegen hatte Wiedlisbach einen Schultheissen. Die rechtlichen Verhältnisse sind aber im übrigen nicht näher abzuklären, da eine Gründungsurkunde oder eine Stadtverfassung nicht gefunden werden konnten.

Im ganzen gesehen mag Wiedlisbach das Bild einer mittelalterlichen Stadt geboten haben, nur dass aber alles viel kleiner dimensioniert war und deshalb einige Institutionen ausfielen.

Die Kapelle

Der Bau der St. Kathrinen-Kapelle lässt sich nicht mehr auf das Jahr genau bestimmen. Es ist möglich, dass sie mit den Mauern zusammen erbaut wurde. In einer Urkunde von 1275 (wir werden unten ausführlicher von ihr handeln) werden ein B. plebanus (Leutpriester) und ein C. vicarus als Zeugen aufgeführt. Ihr Sitz in Wiedlisbach wird ausdrücklich erwähnt. Weil aber Wiedlisbach nach Oberbipp kirchgenössig war und heute noch ist, so könnte aus dieser Urkundenstelle geschlossen werden, dass Wiedlisbach um 1275 bereits ein Gotteshaus besass.

Die älteste Urkunde, worin die Kapelle namentlich genannt wird, datiert erst von 1338. Graf Rudolf von Nidau vergab dreissig Viertel Dinkel «Wietlispacher maesses» an die St. Katharinen-Kapelle. Freilich wahrt die Hauptkirche ihre Rechte; denn der damalige Leutpriester Rudolf darf die Messe nur «am morgen fru oder nach der pfarrkirchen mess» lesen, so dass «den kirchgenossen zuo rechter zyt uss irer pfarrkirchen zuo gehen nit anlass zegeben werde».

Die Zeit der Gründung

Wiedlisbach feierte 1955 sein 700jähriges Jubiläum – also ist es 1255 gegründet worden. Dieser Schluss ist voreilig, denn es ist bis jetzt nicht ge-



Wiedlisbach, Kapelle. Nach Kupferstich von J. Mercier.

glückt, eine Urkunde mit dem genauen Gründungsjahr zu finden. Deshalb müssen wir versuchen, die Gründungszeit einzugrenzen.

Die älteste Urkunde, in der Wiedlisbach namentlich angeführt wird, stammt vom 14. Mai 1275 (und nicht von 1257, wie in der Leuenberger-Chronik irrtümlicherweise angegeben). Nach ihr verzichtet ein Petrus, Schmied zu «Wiechtlisbach» mit seiner Schwester – ihr Name wird nicht genannt – für sich und alle Nachkommen auf eine Schupposen in Rütshelen zugunsten des Klosters St. Urban. Unter den Zeugen werden genannt ein R.scultetus (Bürgermeister), ein C.dictus Wisero burgenses oppidi supradicti (ein C., genannt Wisero, Bürger der obgenannten Stadt) und andere Bürger, die des Vertrauens würdig seien. – Wiedlisbach ist also 1275 eine Stadt gewesen und hatte einen Bürgermeister. – Eine noch frühere Erwähnung stammt von 1263, freilich ist sie nicht namentlich. Ludwig, Graf von Froburg, versetzt u.a. Gebiet der Herrschaft Niederbipp. Dabei ist von «oppidis» (Städten) die Rede. Bei diesen Städten kann es sich nur um Wiedlisbach und Fridau handeln.

Die erste Erwähnung ist aber keinesfalls schon das Gründungsdatum. Für Wiedlisbach ist sie früher anzunehmen. Hektor Ammann schliesst dies aus der Geschichte des Hauses Froburg, dem er nach 1240, also nach seiner Teilung kaum mehr die nötige Kraft zu Städtegründungen zutraut.

Wiedlisbach ist wahrscheinlich in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts erbaut worden. Das Städtchen ist also älter als 700 Jahre. Wenn die Wiedlisbacher erst 1955 feierten – kann dies als Beweis dafür angesehen werden, dass sie gute Berner geworden sind?

Vom Grafenstädtchen zur bernischen Landstadt

Am 2. April 1413 fällte ein Schiedsgericht in Bern den Spruch in einem Handel zwischen den beiden befreundeten Städten Bern und Solothurn. Streitobjekt waren die Herrschaften Bipp, Wiedlisbach und Erlinsburg.

Die Untersuchung der Vorgeschichte lenkt unseren Blick auf eine typisch schweizerische Erscheinung des späten Mittelalters: Das Feudalwesen fiel zusammen. Die grossen Grafenhäuser verarmten, indem sie Besitz und Einnahmen verpfändeten oder verkauften. Ihr Erbe traten die aufstrebenden Städte an, freilich ohne die alte Ordnung zu überwinden. Sie rissen Gebiet um Gebiet, Recht um Recht an sich, beutegierig und jeden Vorteil und alle Ränke ausnützend.

Der Expansionsdrang Berns und Solothurns führte beide Städte nahe an eine Entzweiung, die nur wegen der politischen und militärischen Übermacht der Zähringerstadt gütlich beigelegt werden konnte.

Die Froburger verarmen und werden beerbt

Wir lernten die Froburger auf dem Höhepunkt ihrer Macht kennen. Sie hatten die Landgrafschaft über den Buchs- und Sisgau inne. Ihr Gebiet, durch das die bedeutendsten Handelsstrassen des Mittelalters zogen, hatten sie mit Burgen und Städten befestigt. Ihre Einnahmen erregten das Staunen und die Phantasie der Untertanen, so dass sie übertrieben erzählten, an Zinstagen hätte der letzte Wagen der langen Schlange von Fuhrwerken noch in Olten gewartet, während die Burgknechte in der Froburg den ersten abluden.

Dieses Grafenhaus hat in kurzer Zeit einen erbarmungswürdigen Niedergang erlebt, dass sich dem rückblickenden, überraschten Betrachter Überlegungen über die Ursachen aufdrängen:

1. Der abgelieferte Reichtum wurde nicht oder nur ungenügend verwertet. Wohl versuchten ihn die Grafen auf Märkten, die sie oft eigens zu diesem Zweck schufen, zu verkaufen. Der Absatz war jedoch gering.

2. Bei einem momentanen Überfluss schien es leicht verantwortlich, in Geldverlegenheit diesen oder jenen Zins oder ein Landstück zu verpfänden. Diese Geldgeschäfte aber höhlten die Besitz- und Einkunftsrechte aus.

3. Teilung des Besitzes unter Brüdern schwächte manches Grafenhaus, auch das froburgische, das sie um 1240 vornahm, so dass wir ihm nach dieser Zeit die Kraft zu Städtegründungen absprechen mussten.

Die Froburger sind für den Zerfall der Grafenhäuser ein eindrückliches Beispiel. Im 14. Jahrhundert siechten sie bis zu ihrem Aussterben nur noch dahin. Ihre Herrschaft ist je länger, je mehr durchlöchert durch Rechte, die das Kloster St. Urban, die Grafen von Neuenburg-Nidau, von Thierstein und von Kiburg erworben hatten.

Nach dem Aussterben der Froburger wurde Rudolf von Neuenburg-Nidau mit der Landgrafschaft über den Buchsgau belehnt. Ihm fielen wahrscheinlich auch die in froburgischem Besitz verbliebenen Güter im gleichen Gau zu. Da er kinderlos war, dehnte er die Belehnung auf die Schwestersöhne aus den Häusern Thierstein und Kiburg aus.

Allein, Rudolf war in ähnlicher Lage wie die Froburger und konnte seinen neuen Besitz auch nicht zusammenhalten. Von den vielen Einzelheiten der Verpfändungen seien nur drei angeführt, die sich auf Wiedlisbach beziehen.

1355 schon versetzte er – natürlich immer gegen Geldvorschüsse – den Zoll zu Wiedlisbach, sowie alle Leute und Güter, die zum Städtchen gehören.

1368 veräusserte er den Zins auf der Mühle in Wiedlisbach.

1375 verkaufte er nochmals den Zins auf der Stadt.

Der Guglerkrieg

Diese Verpfändungen kümmerten die Bevölkerung wenig, änderte sich doch nichts für sie. Dafür litt sie sehr unter dem Guglereinfall. Ingelram von Coucy wollte sein Erbe mütterlicherseits, das ihm von Österreich vorenthalten wurde, mit Waffengewalt eintreiben. Vom Elsass her brachen die drei Kolonnen über den Jura ins Mittelland ein. Truppenmassen, die über den Hauenstein stiegen, überschwemmten unsere Gegend. Die groben Söldner, wegen ihrer kapuzenähnlichen Helme Gugler genannt, raubten und plünderten und sengten rücksichtslos.

Das Städtchen Fridau und ein Dorf, Waldkirch, wurden dem Erdboden gleichgemacht und sind nicht wieder aufgebaut; nur die Namen sind uns überliefert. In Wiedlisbach wütete ein Brand. Eine elende Hungersnot suchte die Bevölkerung heim. Wölfe seien in Rudeln umhergestreift, so dass die Städte tagsüber die Tore geschlossen halten mussten. (Das Museum in Wiedlisbach bewahrt ein Wolfnetz auf, das aus dieser Zeit stammen soll).

Im Februar 1376 mussten die Gugler unverrichteter Dinge abziehen, da sie in ihren Winterquartieren in verschiedenen Gefechten geschlagen worden waren.

Dem historischen Rückblick erscheint noch ein Ereignis dieser schrecklichen Zeit wichtig: Der Tod Rudolfs von Neuenburg-Nidau.

Wiedlisbach und der Buchsgau als hin- und bergeschobenes Pfand

Die Güter Rudolfs wurden seiner Schwester Verena zugeschlagen, die mit Graf Sigmund II. von Thierstein verheiratet war. Er versetzte das Erbe, die Herrschaften Bipp, Wiedlisbach und Erlinsburg, noch im gleichen Jahre an

eine Schwester seiner Frau, die Gräfin Anna von Kiburg. Die Landgrafschaft, die ihm auch 1376 zugesprochen worden war, behielt Sigmund.

Von Bipp und Wiedlisbach aus plante der Sohn der Witwe Anna von Kiburg 1382 einen Überfall auf die Stadt Solothurn. Er entschloss sich zu dieser Verzweiflungstat, um sich aus seiner äusserst bedrängten Lage zu retten. Der Anschlag wurde verraten und gab Anlass zum Burgdorfer Krieg.

Nach der Sage ist Hans Roth der Retter der Stadt Solothurn. Wenn auch Einzelheiten ausschmückend sein mögen, so liegt doch kein Grund vor, die Person des Hans Roth anzuzweifeln, denn das Geschlecht Roth ist für diese Zeit urkundlich belegt.

Aus einer Urkunde von 1385 muss geschlossen werden, dass sich der Burgdorfer Krieg auch in unserer Gegend abspielte, denn die Festen Wiedlisbach, Bipp und Erlinsburg und die Brücken mussten ausgebessert oder neu gedeckt werden.

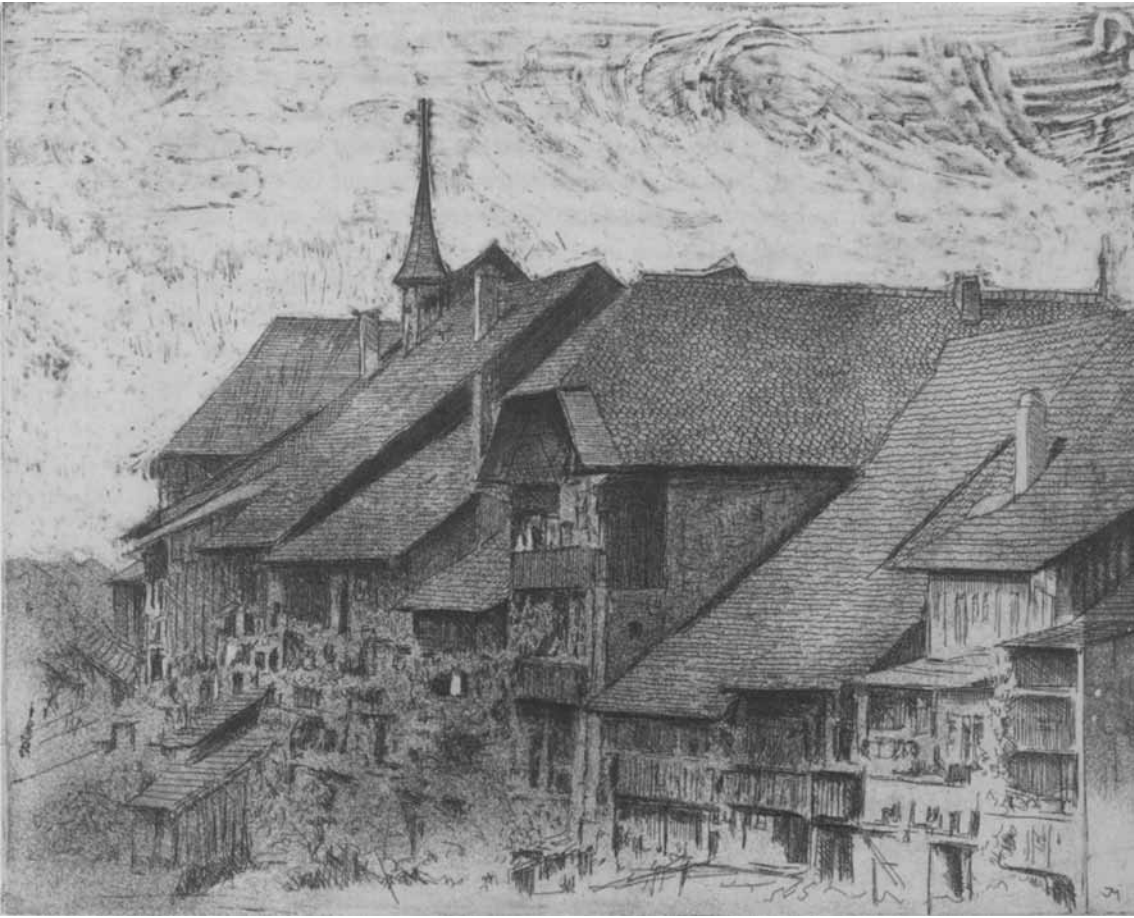
Der Krieg warf Kiburg an den Rand des Abgrundes. Es verlor Gebiet und sichere Plätze (Thun und Burgdorf). Geldverlegenheit zwang es, die Herrschaften Bipp, Wiedlisbach und Erlinsburg an Herzog Leopold von Österreich zu verpfänden.

Damit war Wiedlisbach österreichisch geworden. Die Wiedlisbacher nützten den Schutz, den sie von ihrem neuen Herrn erhoffen konnten, aus: sie wagten, sich mit Biel in einen Kampf einzulassen. Die Übermütigen schienen an Österreich tatsächlich einen Rückhalt gefunden zu haben; denn Biel schickte einen Absagebrief an Freiburg und den österreichischen Adel. Vor Sempach erhielt Wiedlisbach von Österreich ein Wochenmarkt- und Umgeldprivileg (1386).

1387 gelangte das Bipperramt an Ingelram von Coucy als Pfand für seine Forderungen, aber nur vorübergehend, denn wir hören schon bald wieder von österreichischen Vögten und 1405 werden die drei Herrschaften (das Pfand Kiburgs an Österreich!) an Kiburg verpfändet.

Bern und Solothurn mischen sich ein

Der ständige Wechsel der Pfandherren (wir erwähnten nur die wichtigsten) erschwerte den Überblick über die Rechtsverhältnisse, besonders in den Einzelheiten. Allein, er wurde noch verzwickter, als sich Bern und Solothurn auf geheime Weise die Pfandlösungsrechte zu sichern suchten.



Wiedlisbach, Südseite. Nach Kupferstich von J. Mercier.

1406 schenkten die Grafen Berchtold und Egon von Kiburg den beiden Städten aus Dankbarkeit alle Eigentumsrechte in den drei Herrschaften. Überraschend, wie die früheren Feinde plötzlich Freunde geworden sind. Die beiden Grafen erhalten aber das Geschenk auf Lebenszeit als Lehen zurück.

1407 sicherte sich Bern bei Österreich das alleinige Wiederlösungsrecht des Pfandes. Damit glaubte es wohl Solothurn ausgeschaltet zu haben.

1408 mussten die verarmten Kiburger ihre Einkünfte in Bipp, Wiedlisbach und Erlinsburg gegen 1400 Gulden an die beiden Aarestädte verkaufen. Sie versprachen Rückzahlungen, sonst fallen die Herrschaften (und dies war wahrscheinlicher) an Bern und Solothurn.

Solothurn gelang 1409–1411 der Winkelzug, von Otto von Thierstein, dem ursprünglichen Besitzer, die Herrschaften als Pfand für Geldvorschüsse verschrieben zu bekommen. Löst Otto sie innert vier Jahren nicht aus, so fallen sie an die Stadt.

Die weitere Entwicklung zeigt, dass Solothurn auf die richtige Karte gesetzt hatte. Am 29. Juni 1411 erliess Friedrich von Österreich seinem Oheim Otto von Thierstein die Pfandsumme, so dass dieser frei über die Herrschaften verfügen konnte. Am 18. November verkaufte er sie an Solothurn um 4540 Gulden.

Solothurn war Bern zuvorgekommen. Allein, Bern warf sein politisches Übergewicht in den Kampf: Es erhob Einspruch. Die St. Ursenstadt scheint damit gerechnet zu haben. Denn sie hatte sich bei Otto von Thierstein ausbedungen, dass alle Anzahlungen zurückgegeben werden müssten, wenn die Rechtmässigkeit des Kaufes angefochten werden sollte.

Wer besass aber eigentlich das bessere Recht? Nun, zweifellos Solothurn. Es konnte Zusicherungen von den Grafen von Thierstein und Kiburg vorweisen. Die ursprünglichen Eigentumsrechte standen dem Hause Thierstein zu. Bern hatte nur ein Glied in der Kette der Pfandlösungsrechte erwerben können, nämlich dasjenige Österreichs, das aber seinen Anspruch frei gegeben hatte.

Der Austrag des Handels

Solothurn und Otto von Thierstein standen Bern gegenüber. Dieses liess über die Rechtskräftigkeit seines Briefes von 1407 eine Bestätigung bei Friedrich von Österreich einholen, die es in seiner Opposition bestärkte. Österreich bestätigte aber auch Otto seine Berechtigung, die Herrschaften zu verkaufen.

Als der Thiersteiner im Sommer 1412 in Bern weilte, wohl um es zu einem Verzicht zu bewegen, gab Bern nicht nach, erklärte sich aber bereit, den Handel einem Schiedsgericht zu unterbreiten.

Es trat in Bern zusammen und war aus den sieben Orten Zürich, Luzern Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und dem zugewandten Biel zusammengesetzt. Solothurn unterwarf sich so der Entscheidung der Verbündeten

Berns. Es selber war der Eidgenossenschaft noch nicht beigetreten. Am 2. April wurde der Spruch gefällt. Seine Bestimmungen:

1. Die beiden Städte verwalten die Herrschaften gemeinsam.
2. Bern zahlt die Hälfte der Kaufsumme.
3. Bei neuen Streitigkeiten tagen sie zu Jegisdorf. Können sie sich nicht einigen, amtet ein ad hoc bestelltes Schiedsgericht.

In den folgenden Jahren erwarben Bern und Solothurn die vollständige Herrschaft über den Buchsgau.

Unter Bern und Solothurn (1413–1463)

Die Datierung der bernisch-solothurnischen Herrschaft von 1413 bis 1463 ist nur grob gesehen richtig; denn die Städte hatten schon vorher das Recht von Kiburg zugestanden, Aufsichtspersonen auf Bipp und Erlinsburg zu setzen. Ungeklärt ist, ob die Vögte der Städte sofort nach 1413 ihren Aufzug hielten. Die Streitfrage lässt sich schwer lösen, weil Urkunden und Rechnungsablagen lückenhaft sind. Als gesichert kann aber gelten:

Die Städte erhielten die Landgrafschaft erst 1426 und damit die hohe Gerichtsbarkeit. Ob sie sie vorher schon de facto ausübten, sei dahingestellt. Die Art der Verwaltung ist bis 1429 schlecht belegt. Für die folgenden Jahre bis ans Ende der gemeinsamen Herrschaft lässt sich eine vollständige Reihe der Vögte rekonstruieren. Sie amtierten drei Jahre von Herbst zu Herbst. Abwechselnd wohnte auf Bipp und der Bechburg ein bernischer und dann ein solothurnischer Vertreter. Abwechselnd wurde auch die Rechnung vor dem Schultheiss und Rat der einen Stadt abgelegt. Die andere ordnete eine Gesandtschaft ab. Die Einnahmen bestanden aus den Zinsen (Bodenzinse, Tavernen- und Mühlezinse), der Stür (Abgabe der Unfreien) und dem Zehnten. Eine weitere Einnahmequelle war der Zoll von Wiedlisbach. Der Zöllner warf die Zollgelder in den Stock, der jährlich einmal geleert wurde.

Die Teilung der Herrschaften Bipp und Bechburg

Die Verwaltung der gemeinen Herrschaften scheint sich ohne bedeutende Differenzen abgewickelt zu haben. Wenigstens wurde die Schiedsgerichtsklausel des Vertrages nie angewandt. Umso überraschender ist es, dass Bern

1460 seinem Partner eine Teilung vorschlug. Über die Gründe liegen keine Belege vor, und Mutmassungen mögen erspart bleiben. Bern scheint von Anfang an auf Bipp geschaut zu haben.

In beiden Herrschaften wurden die Einnahmen zusammengestellt: Die Herrschaft Bechburg galt als der wertvollere Teil, so dass Bern vorschlug, die Partei, die sie wähle, hätte der andern 500 Gulden Entschädigung zu bezahlen.

Bern hat Solothurn die Wahl zugeschoben. Sie wurde der St. Ursenstadt nicht leicht, besonders aus strategischen Erwägungen. Sie hätte überhaupt lieber den alten Zustand erhalten und verhandelte langsam. Bern wurde ungeduldig und schickte am 24. März 1463 eine Gesandtschaft ab, die nur den einen Auftrag hatte, dem zögernden Solothurn endlich einen Entscheid ab-zuzwingen.

Solothurn entschied sich für die Bechburg und bezahlte die 500 Gulden. – Auf einmal hatte es Bern nicht mehr eilig: Der Teilbrief wurde erst 1470 ausgefertigt.

Bern nahm Besitz von der «herrschaft zu ewigen Ziten mit aller ir zugehörde an lüten, zinsen, nützen, vällen, sturen, renten und gülten.» Für die Bevölkerung änderte sich rechtlich nichts, sie blieben Untertanen.

Die Geschichte Wiedlisbachs mündet in den grossen Strom der bernischen Geschichte.

Wiedlisbach unter der Herrschaft des alten Bern

Seit dem 16. Jahrhundert fliesst der Strom geschichtlicher Überlieferungen breiter und tiefer und lässt sich schwerer in einem zusammenfassenden Überblick eindämmen. Damit der dritte Beitrag nicht nur die historischen Grundzüge aufzeige, hat sich eine Beschränkung auf vier einzelne Ereignisse aufgedrängt. Das Fehlen eines offensichtlichen, inneren Zusammenhangs möchte entschuldigt werden.

Wiedlisbach gelangte 1463 an Bern. Die Obrigkeit Meiner Herren und ihre Vertreter, die Vögte, übten einen gewichtigen Einfluss auf die Geschichte des Städtchens aus, dessen Bewohner bis nach der Reformation gehorsame Untertanen waren, später aber oft gegen die Obrigkeit revolutionierten.

Die Ablösung der Leibeigenschaft

Als Bern die Herrschaft über Wiedlisbach, Bipp und Erlinsburg antrat, übernahm es auch eine Anzahl Leibeigener, die seit der Zeit des Adels in dieses Gebiet gehörten.

Der Leibeigene stand rechtlich ausserhalb der Gesellschaft. Die Zeichen der Leibeigenschaft sind die Stür, der Fall, die Ungenossame und der Schollenzwang. Die Stür ist eine jährliche Abgabe, die für die einzelnen Leibeigenen verschieden hoch angesetzt war, ohne dass aber der Verteilermodus bekannt wäre. Sie stellte für den Empfänger eine recht bedeutende Einnahmequelle dar. Beim Tod eines Leibeigenen hatte der Herr das Recht, das beste Haupt Vieh oder das beste Gewand zu verlangen – dies ist der Fall, der die Hinterbliebenen oft schwer drückte. Erst im 15. Jahrhundert wurde es den Leibeigenen erlaubt, über ihr Vermögen ein Testament zu verfassen. Der Herr musste aber dazu eine förmliche Erlaubnis erteilen. Ein solches Schriftstück erhielt Claus Mägli 1477 vom Schultheiss und Rat der Stadt Bern: «Wir schulths. und rat zu Bern bekennen öffentlich hiemit, nach dem uns dann Clewi Mäglis der elter der lib eigenschafft halb zugehört, sölicher mass verpflichtet ist, dass er dheinen kein gewalt hat, ane (ohne) unser sunder Vergünstigung das sin in dhein wiss noch weg zu verschicken oder zu entfrömden, das wir ime do zu erzöugen unser gnad, ouch durch bitt und siner getruwen diensten willen vergunst, alles das sin, ligends und varends, nütz (nichts) usgenommen noch vorbehalten, zu vergaben, doch das sölichs andres nit dann in biwesen und mit rat unsers vogtz zu Bipp beschäch.» Eine widerliche Fessel des Leibeigenen war die Ungenossame. Er konnte eine Leibeigene nur aus der gleichen Herrschaft und mit Erlaubnis seines Herrn heiraten. Wählte ein Freier eine Eigene zur Frau, so verlor er seine Freiheit. Der Schollenzwang band die Leibeigenen an das Gebiet seines Herrn. Mit der Zeit erreichten sie eine gewisse Freizügigkeit und durften sich in fremden Herrschaften niederlassen. Sie hatten aber immer noch ihrem Herrn die Abgabe zu leisten. Doch wurde die Eintreibung der Stür erschwert, und ein Herr hatte Anstände mit dem andern.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts begann Bern, seine Leibeigenen zu befreien. Es tat dies zu seinem Vorteil und rühmte sich seiner Fortschrittlichkeit. Die Stadt hatte 1437 und 1458 den Eid, den die Freien der Obrigkeit leisten mussten, auch von den Leibeigenen verlangt, die dadurch das Recht erhielten, an den Landtagen teilzunehmen. Wenn sie an die Ablösung der



Wiedlisbach, Turm. Nach Kupferstich von J. Mercier.

Leibeigenschaft trat, so waren es nicht Erwägungen naturphilosophischer oder -rechtlicher Art. Nein, mit jedem Leibeigenen, der frei wurde, gewann sie einen Soldaten und Steuerzahler. Die Verwaltung wurde vereinfacht. Da die Stür um den zwanzig- bis dreissigfachen Betrag abgelöst wurde, konnte die Stadt recht bedeutende Summen einziehen, die sie in den ereignisreichen Jahren um die Jahrhundertwende wohl brauchen konnte.

Nicht überall war die Begeisterung für die Befreiung bei den Leibeigenen selber gross. Es war vor allem die neue Last des Militärdienstes, die sie abschreckte.

Die Verhältnisse im Bipperamt lagen freilich anders: Hier baten die Leibeigenen um die Ablösung. Sie richteten ein Gesuch an die «edlen, gestrengen, frommen, vesten, fürsichtigen und wysen herren Schultheissen, räte und burgern der statt Bern, unseren gnedigosten Herrn». Das Bittschreiben ist ein Zeugnis für die Not dieser Leute. Da die Herrschaft klein und eng war, wussten sie, weil sie zu sehr verschwägert waren, nicht, wie sie ihre Kinder verheiraten sollten «an (ohne) grossen schaden». Sie klagten über die Stür und über die Erbstür (wohl ein in Geld umgewandelter Fall). Sie versprechen den Herren, auch als freie Untertanen der Obrigkeit treu dienen zu wollen.

Das Gesuch beschäftigte den Kleinen und Grossen Rat und scheint 1506 bewilligt worden zu sein. Die Ablössungssumme betrug 3000 Pfund, ungefähr den zwanzigfachen Betrag einer Jahresstür. Sie war im Februar 1508 bezahlt. Darauf wurde die Freilassungsurkunde ausgestellt.

In ihrem Ingress werden die Klagen der Bipper Leibeigenen nochmals verständnisvoll aufgeführt. Dann heisst es: «so haben wir mit guotter vorbetrachtung und den unsern zu nutz und notturfft zu soellichen ir pit gewilliget und die genannten unnser eygenlüt so jetz jn unnser herschafft Bipp und jnderhalb derselben zilen unnd marchen gesaessen sind, gemeinlich ma und frouwen, jung und alt, niemand usgeschlossenn, soelicher eygenschafft ouch der jaerlich stür so unns von jnen zuogestanden ist, gefryt und ledig gelassenn.» Wie andere Leute können sie handeln, kaufen und verkaufen und ihr Hab und Gut verschreiben. «... es soellenn aber die obbemeldete unnser eygenlüt unngehendret diss abkouffs, unns an unnser schloss Bipp mit fuorungen, Zinsen, zentenn unnd andern diensten, ouch zu unnsern reysen (Kriegszügen), gehorsam und gewertig sin.»

Der Bauernkrieg

Seine Vorgeschichte: Die Entwicklung des Bipperamtes im 16. Jahrhundert war ruhig. Die Verwaltung durch die bernischen Vögte war zwar straffer und strenger, aber sie war auch gerecht. Die Obrigkeit scheute sich nicht, die Untertanen vor anmassenden Vögten zu schützen. In der Zusammenstellung der Vogteinnahmen waren einzelne Bestimmungen ungenau gefasst. Ein Teil der Bussen gehörte dem Landvogt. Da er sie aber aussprach, musste er ein senkrechter Charakter sein, um nicht nur seinen eigenen Vorteil zu wahren.

Im 17. Jahrhundert fanden die Untertanen nicht mehr immer den notwendigen Schutz bei der Obrigkeit, obgleich er dringender war als je. Der Vogt verhängte oft für kleinste Vergehen die höchsten Bussen. Wegen «gotteslästerlichen worten» und «diebstälen» wurden zwei Bipper durch das Schwert und den Strang hingerichtet. Die Obrigkeit erhöhte ihre Forderungen und griff seit der Reformation verbieternd in die alten Herkommen und Bräuche ein. Sie befliss sich zwar einer sparsamen Verwaltung, die aber den Ansprüchen nicht mehr genügen konnte. Nichtsdestoweniger musste sie vermehrte Leistungen verlangen, weil die Aufgaben wuchsen und die Einnahmen seit dem Mittelalter gleich geblieben, ja durch Geldentwertung noch gesunken waren. Manchmal überforderte die Obrigkeit ihre Untertanen, so 1621, als sie vom Bipperamt 670 Fuhungen von Steinen an den Bau einer Brücke bei Murgenthal verlangte. Proteste der Bevölkerung erwirkten eine Herabsetzung auf 200 Fuder.

Aber auch eine Veränderung der Bevölkerungsstruktur hat den Bauernkrieg vorbereitet und ermöglicht. Ursprünglich hatte jeder Bauer eigenen Grundbesitz und Anteil an Allmend und Wald. Im 16. Jahrhundert nahm die Zahl der Handwerker zu. Viele von ihnen bebauten keinen Acker mehr und waren so auf die Aufträge angewiesen. Auch die Bauern schieden sich deutlich in arme und reiche. Sie bestellten einst zwar ungefähr gleich viel Boden. Aber Fleiss und Faulheit, Unglück auf dem Feld und im Stall, Erbteilungen (im Bipperamt wurde der Hof geteilt und jeder Sohn nutzte seinen Teil), Kauf und Tausch veränderten unweigerlich die Grösse der Bauerngüter. Der Arme konnte seine Rechte, die er am Allgemeingut hatte, nicht mehr voll ausnützen und verarmte noch mehr. Er sank zum Tagelöhner herab und hing, wollte er sein tägliches Brot verdienen, von den reichen Bauern ab. Diese Besitzveränderungen führten zu einer Schichtung der Gesellschaft: Reiche und Arme und Handwerker kämpften um ihren Nutzen und Vorteil.

Im 17. Jahrhundert schlossen sich die Dorfgemeinden ab. Die alteingesessenen Bauern bangten um ihren Nutzen auf der Allmend und im Wald. Bisher hatte jeder, der ein Haus hatte, Grund und Boden erhalten und das Gemeingut nutzen dürfen. Als die Bevölkerung zunahm und die Allmend vermehrt beansprucht wurde, stellten sich die Bürger dem Zuzug neuer Dorfgenossern entschieden entgegen, aus Furcht, sie könnten zu kurz kommen. Wie die grossen Städte erschwerten die Landgemeinden die Neuaufnahme, indem sie Einzugsgeld verlangten und es des öftern bedeutend erhöhten oder dann die Burgerrödel überhaupt schlossen. Die Hintersässen waren so Dorfbewohner mindern Rechts und kämpften um ihre Existenz.

Diese vier Schichten rieben sich. Je nach dem Streitgegenstand verbündeten sie sich verschieden.

Die Lage verschlimmerte sich im Dreissigjährigen Krieg. Das entzweite Deutschland mit den fremden Heeren hatte einen grossen Bedarf an Lebensmitteln. Die Schweiz, die von den Kriegsgeschehen fast unberührt blieb, konnte produzieren. Der Export blühte. Die Preise stiegen. Der Bauer war der Nutzniesser: Getreide und Vieh wurden hoch bezahlt, Bodenzins aber und Zehnten blieben gleich. Der besitzlose Handwerker, der Tagelöhner war im Nachteil: die Löhne stiegen viel langsamer. Die Verarmung nahm zu.

Die Obrigkeit versuchte das Steigen der Preise zu verhindern oder doch zu bremsen, freilich mit unterschiedlichem Erfolg. Sie konnte die erlassenen Höchstpreise für Getreide und Fleisch nicht immer durchhalten, da ihr die Polizeiorgane fehlten. Sie wollte die Viehausfuhr zurückbinden, indem sie das Trattengeld einführte.

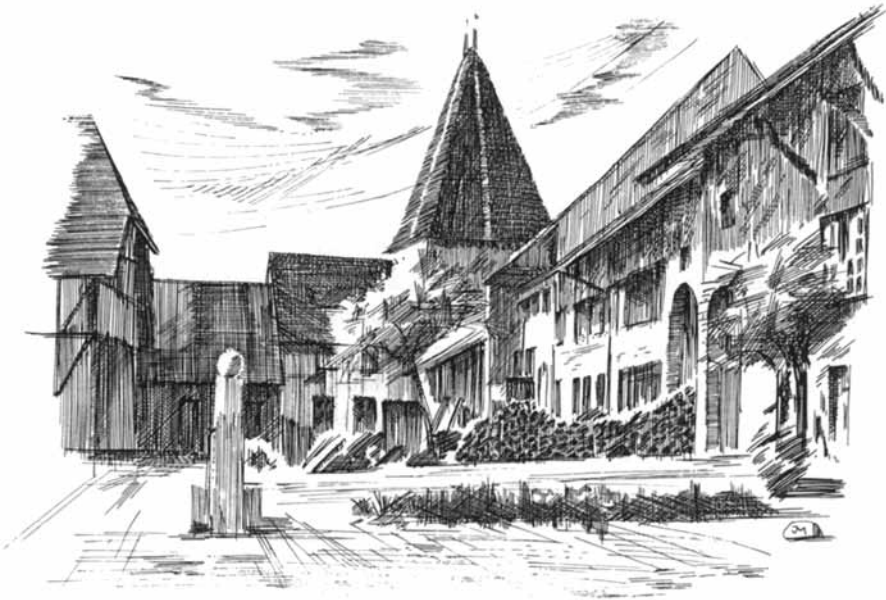
Die Aufgaben der Obrigkeit türmten sich während des Dreissigjährigen Krieges auf. Die Feldzüge dauerten länger, die Bewaffnung wurde kostspieliger durch die Verwendung der Feuerwaffen. Je nach der Lage in Deutschland musste ein Grenzschutz aufgeboten werden. Die bernische Armee musste neu organisiert, die Befestigungen der Hauptstadt verstärkt werden. Mehrausgaben mussten gewagt werden, wollte Bern nicht auf unverantwortliche Weise seine Sicherheit vernachlässigen. Die vermehrten Aufgaben verlangten eine Vergrösserung des Verwaltungsapparates. Die Obrigkeit schreckte vor beidem zurück. Allein, auch wenn sie auch nur das Notwendigste ausführte, die Einnahmen genügten nicht mehr. Sie musste sich entschliessen, Wehrsteuern zu erheben. Da sie aber die scharfe Abneigung des Landvolkes gegen neue Steuern kannte, erhob sie sie erst in der Stadt und dann in der Waadt. Zuletzt erst auferlegte die Obrigkeit dem Landvolk einen bescheidenen An-

teil. Am 7. Januar 1641 wurden die Erlasse von der Kanzel verlesen: Jeder zahlte ein Promille des Vermögens (dazu gehörten Grundbesitz, Bargeld und Zinseingänge, nicht aber Gebäude, Vieh und Hausrat) und schätzte sich selber ein, wobei freilich bei Hinterziehung mit grossen Bussen gedroht wurde. Nicht die Höhe der Steuer, sondern der Umstand, dass die Dauer nicht bestimmt festgesetzt wurde, schaffte Groll in der Bevölkerung, die nur mangelhaft über das Geschehen im Ausland und über die drohenden Gefahren orientiert war. Nur verzerrte oder aufgebauschte Darstellungen kamen ihr durch Flüchtlinge zu Ohren. Selbst die Obrigkeit war nicht ständig auf dem Laufenden. Da sie die Staatsgeschäfte und Rechnungen geheimhielt, konnte die Bevölkerung die Notwendigkeit der Steuer nicht ersehen.

Die Ämter Bipp, Aarwangen und Wangen weigerten sich, die Steuer zu entrichten. Ein Aufstand konnte noch verhindert werden. Abgeordnete der drei Ämter flehten den Rat in Bern kniefällig um Vergebung. Die Obrigkeit traute aber dem Reuebeweis wenig, denn der Vogt zu Bipp kaufte 1642 Blei ins Zeughaus ein.

Die Entfremdung zwischen Obrigkeit und Landvolk, die sich im ganzen Kanton breit machte, wurde im Bipperamt durch anmassende Vögte vergrössert. Streitigkeiten wegen der Abgaben, wegen des Todfalls (eine Abgabe der Leibeigenen, die unrechtmässig wieder aufgegriffen wurde) und des Erbschatzes erhitzten die Gemüter. Die Vögte betrogen das Volk auf gemeine Weise, indem sie, wenn ein Bauer aus dem Kornhaus Getreide kaufte, mit dem kleinen Solothurnermass, bei der Rückgabe mit dem grösseren Berner-mass massen. – Der schlimmste der Vögte war Beat Fischer, der gerade zur Zeit des Bauernkrieges auf Bipp sass.

Die Erhebungen im Entlebuch und das Münzmandat vom 22. November 1652 erregten die Bevölkerung zum Aufruhr. Während des Krieges hatte die Obrigkeit den Batzen minderwertig geprägt, seinen Kurs aber zwangsweise hoch gehalten und dem Volk versichert, ein Batzen bleibe ein Batzen. Nach dem Kriege mussten die Münzverhältnisse aber doch neu geordnet werden. Die Obrigkeit beschloss, den Silbergehalt zu verdoppeln und den dadurch entstehenden Verlust selber zu bezahlen. Sie bestimmte deshalb, dass innerhalb von drei Tagen (28.–30. November) ein alter Batzen gegen einen neuen umgetauscht werden könne. Die Frist war zu kurz, aber nicht ungünstig, da der 30. November auf dem Lande Zinstag war. Eine längere Umtauschzeit hätte die Spekulation zu sehr gefördert. Der Wechsel der Geldsorten ging aber nicht ohne Anstösse vor sich und schaffte böses Blut.



Wiedlisbach, Hinterstädtchen. Nach Kupferstich von J. Mercier.

Die empörten Bauern (meist nur die reichen, unterstützt von Wirten und Schreibern) beriefen Versammlungen ein. Bipperämter besuchten sie auch. Der beschwörte Bauernbund zeugt von der politischen Unerfahrenheit: Die Entwicklung der Ereignisse wuchs den Aufständischen über den Kopf. Ihr Anführer Leuenberger war konservativ in seinem Denken, entschlusssschwach und zu anständig.

Das Bauernheer, das Bern belagerte, erhielt Verstärkung aus dem Bipperamt. Der Wiedlisbacher alt Bürgermeister Hans Känzig führte den Trupp an. Diejenigen, die zu Hause geblieben waren, um das Städtchen zu bewachen, belästigten Boten, fingen Briefe ab und verbrannten sie. Sogar französische Reisende nahmen sie gefangen und schickten sie dem Bauerngeneral Leuenberger. Der Botschafter Frankreichs, de la Barde, musste sich für ihre Befreiung verwenden.

Die Bauern unterlagen am Verhandlungstisch: Der Murifeldvertrag löste das Heer vor Bern gegen wirtschaftliche Zugeständnisse und Amnestie auf. Als aber der General der Tagsatzung, Werdmüller, ins Freiamt einrückte, rotteten sich die Bauern wieder zusammen, freilich mit weniger Begeiste-

rung und Einsatzfreude. Die Berner Obrigkeit sagte sich vom Murifeldvertrag los, ging gegen sie vor und schlug sie bei Herzogenbuchsee.

Auch die Wiedlisbacher büssten darauf für ihren Aufstand. General von Erlach sandte das Morlot'sche Regiment ab, um das Städtchen niederwerfen zu lassen. Es hatte den zweifelhaften Ruf, Erzrebellennest genannt zu werden.

Markus Huber, ein Student, berichtet darüber: «Es heisst, selbigen Abends (6. Juni) kam Zytung, wie die Rebellen sich in etliche Tausend Mann stark besammelt hätten, weil vorigen Tags durch das Morlotisch Regiment zu Fuss und die Reuterey Wiedlispach ingenommen, alles gspoliert, die Porten niedergerissen und also zu einem offenen Flecken gmacht worden, auch also das ganze Amt Bipp zur Gehorsame gebracht worden, welches Langenthal erschreckte, dass sie sich zur Huldigung untergabend.» – Der Anführer Känzig büsste schwer. Ein Ohr wurde ihm abgehauen und eine Busse aufgelegt.

Beschreibung des Amtes Bipp von 1788

Es ist eine der Hauptaufgaben der Geschichte, aus der Vergangenheit Massstäbe zu gewinnen für die Beurteilung der Gegenwart. Das Wissen um die früheren Verhältnisse allein ermöglicht dem einsichtigen Menschen, seine Zeit mit einiger Sicherheit gerecht einzuschätzen, Fortschritte, Stagnation oder gar Rückschritte festzustellen. – Wenn wir hier einige ausgewählte Stellen aus einer Schrift über das Bipperamt abdrucken lassen, so möchten wir dem Leser einen bescheidenen Schlüssel für unser Heute geben. Er soll interpretieren und vergleichen und Schlüsse – nicht zu voreilige – ziehen.

In den «Beiträgen zur Geschichte der Herrschaft Bipp» hat Hs. Morgenthaler eine Quelle abgedruckt: es handelt sich um eine «Beschreibung des Amtes Bipp». Verfasst hat sie wahrscheinlich Karl Ludwig Stettler, Landvogt auf Bipp von 1783–1789.

Die Schönheit des Bipperamtes ist zeitlos, schreibt doch Stettler in der Einleitung: «In die Pfarrey Oberbipp gehört das Schloss, welches auf einem abgeschroffenen Felsen am Berg liegt, seine offene Lage gegen Mittag, und die freie Aussicht von da über das ganze Oberargäu, welches sich wie ein Amphitheater hinter Wangen bis an die hohen Alpen erhebt, ist reizend, angenehm, und wegen der freien Luft ist die Bewohnung gesund.»

Über den Volkscharakter schreibt der Vogt: «Die Einwohner sind überhaupt ihrer Obrigkeit von Herzen und mit willigstem Gehorsam zugethan und getreu, lieben ihr Vaterland, und vorzüglich ihren Grund und Boden zum enthusiasmo, so dass jeder, auch der Aermste, ein Stück Land davon besitzen will, desswegen sie selten weder in fremde Kriegsdienste, noch sonstens äussert dem Amt sich begeben und lieber Mangel und alles Ungemach ertragen, wenn sie nur in ihrem Dorfe in ihrer eignen Hütte und Haushaltung leben können und ein kleines Stük Land besizen, welches ihnen einen kärglichen Unterhalt gewähret. Da sie überhaupt arm sind, so haben sie auch alle Fehler der Armuth: leichtsinnig im höchsten Grad, oft verkaufen sie anfangs Winters die Herdspesen, deren sie ein paar Monat hernach bedürfen; unordentlich in ihrem Hauswesen und in allem; alles liegt in- und äussert den Häusern durcheinander, selten scheiten sie das Holz bis sie es brennen wollen; die schlechtesten Zäune umgeben ihre Besitzungen; dazu sind sie eigennützig, erlauben sich oft kleine Übervortheilungen; geldbegierig, welches sie zur Verzinsung ihrer Schulden sehr nötig haben, denn sehr wenige Grundstück sind frey und nicht den Schulden verhaftet. – So wie aber den Einwohnern die Beschwerden und Fehler der Armuth ankleben, so geniessen sie hingegen auch deren Vorteile, da sie genug zu thun haben, den nöthigen Unterhalt zu erwerben, so kennen sie keinen Luxus und keine Ausschweifungen.»

Streng ist das Urteil über Wiedlisbach: «Übrigens hat vast jedes Dorf etwas eigenes in seinem Carakter. Zu Wiedlisbach herrscht bey ziemlicher Trägheit etwas Stolz einer kleinen Stadt und glauben durch derselben Vortheile ohne ihr Zuthun über die Dorfschaften erhoben zu seyn.»

Der Landbau gibt Anlass zur Rüge: «Es erwahret sich hier, wie aus dem folgenden zu schliessen, dass eine allzugrosse Bevölkerung mit uneingeschränkten Vertheilung des Landes verbundenen Armuth erzeuge und dem Aufnehmen der Landwirtschaft selbst hinderlich seye. Denn obwohl das Land durchgehends gut und fruchtbar ist, so ist es doch nicht angebaut, bebuzt und bearbeitet, wie es sein könnte und sollte.» – Stettler stellt einen Verfall der Einnahmen fest und fragt, woher das rühre: «Weil, obwohl alles Land Lehen Güter sind, doch ohne Befragen in die kleinsten Theile können zerstücket werden. Bey Erbschaften lassen sich die übrigen Söhne niemals von einem Bruder auskaufen, ein jeder will von seinem väterlichen Erb ein Stück Land haben, wäre es noch so geringe und mit Schulden beladen. Ja obwohl sie die Schulden, welche sie auf dem Land verzinsen müssen, hart drucken, so

können sie kaum zum Verkauf bewegt werden. Daher sie sich nicht auf Handwerke oder auf einiges Gewerbe legen und etwas zu erwerben trachten, sondern kleben lediglich an ihrer anererbten Erdschollen. – Die Theile des Landes werden dadurch so klein, dass die Besizere nicht mehr vermögen, einen Feld- oder Acherzug zu erhalten und müssen entweder zu Bestellung ihres Feldes von reicheren Besitzern abhängen, ihre Arbeit theuer bezahlen, oder selbst den Aker umhaken und bearbeiten, womit sie nicht nur viel Zeit verlihren, sondern das Land wird minder gut gearbeitet als durch den Pflug.»

Zum Wald trugen unsere Vorfahren weniger Sorgfalt: «Jedoch wenn der Amtzman nicht mit grösster Sparsamkeit Holzbewilligung ertheilte, so würde übel mit den Waldungen hausgehalten werden, da wenig Partikularen eigene Waldung besitzen und arm sind, so sind sie auch zum Holzfreßlen geneigt.»

Wie heute die Industrie, so fehlte damals das Gewerbe: «Obwohl das Land sehr vortheilhaft zum Handel gelegen ist, indem es zwischen Aar und der Landstrass von Bern nach Basel in gleicher Distanz von beyden liegt und noch zwey gute Communications Strassen es durchschneiden, auch nur 2 Stund von Solothurn, 4 Stund von Zofingen, 2 Stund von Burgdorf liegt und seine Produkte leicht absetzen könnte, so ist doch selbst zu Widlisbach, dessen Burger wie in anderen Städten frey handeln dürfen, kein Handel noch Gewerb, denn die paar Kramlädeli, die sich im Amt befinden, verdienen keine Achtung.»

Die Schule und Erziehung war nicht zum besten bestellt: «Die zwey würdigen Seelsorger geben sich alle Mühe, durch öffentlichen und Privatunterricht die Auferziehung zu verbessern und die Schulen auf einen dem Lande nuzlichen Fuss zu setzen ... Es sind auch etliche Schulen so zahlreich an Schulkindern wie z.B. zu Niederbipp, wo 233 sind, dass der Schulmeister unmöglich auf alle die behörige Aufmerksamkeit wenden kann.»

Die Plünderung des Schlosses Bipp 1798

Landvogt Stettler lobt in einer oben zitierten Stelle die Bevölkerung des Bipperramtes, sie sei ihrer Obrigkeit von Herzen und mit willigstem Gehorsam zugetan und getreu gewesen ... Zehn Jahre später plünderten diese vorbildlichen Untertanen das obrigkeitliche Schloss Bipp. Stettler hat die Bipper-



Wiedlisbach. Aus der Schweizer Chronik des Johannes Stumpf, 1548.

ämter zu vorteilhaft eingeschätzt, vielleicht weil er sie nicht durchschaute und sich selber täuschte, vielleicht weil er seine Vogtei und seine eigene Regierungsweise vor seinen eigenen Herren herausstreichen wollte.

Wie sehr die Aufklärung wirkte und politische Schriften verbreitet waren, um die Untertanen von der Regierung abspenstig zu machen, ist nicht mehr festzustellen und auch nicht mehr entscheidend. Es steckte in der Bevölkerung einfach eine alte Missstimmung gegen die Obrigkeit, und das verräterische Betragen des letzten Landvogtes Chr. Friedrich Zehnder machte die Empörung losbrechen. Am 1. März 1798 drang die Kunde ins Amt, die Franzosen ständen im Thiersteinischen. Darauf hin riefen die Feuer der Hochwachten die Truppen zusammen. In den Mittagsstunden des folgenden Tages erschreckte der Übergang Solothurns Truppen und Bevölkerung. Den

Landvogt packte die Angst: er liess die Truppen im Stich und floh nach Thorberg. Von dort meldete er seine Flucht nach Bern und entschuldigte sich selbstbewusst, er habe das Amt mit verzweifelterm Herzen verlassen, um «seine Dienste dem Vaterland aufzubewahren».

Da der Vertreter der Obrigkeit die Bevölkerung so schmäzlich verriet, glaubte sie wohl, Meinen gnädigen Herren nicht nur nichts mehr schuldig zu sein, sondern sogar die Rückkehr eines Vogtes verhindern zu müssen, indem sie das Schloss plünderte. Bei diesem Racheakt winkte erst noch eine Entschädigung für die hohen Abgaben! Der Weibel Churet übernahm die Verwaltungsgeschäfte. Am 11. März berichtete er nach Bern an die provisorische Regierung:

«Wir die Unterschriebenen erachten Unserer pflicht zu seyn, einer provisorischen Regierung die Anzeige zu thun: dass Unser Herr Amtsmann zu Bipp, Freytag den zweyten Merz das Amt verlassen hat, und seither nicht wieder zu seynen Amtsangehörigen zurückgekehrt ist, das Schloss, so viel es des Herrn Amtsmanns Meubles und Effekten betrifft, ist geplündert und übel zugerichtet worden, selbst die Schlafbücher sind nicht verschont geblieben.»

Am 16. März meldet er: «In Antwort auf die von der tit. provisorischen Regierung erhaltene Schreiben vom 11 und 13 diss soll ich geziehend vortragen, dass das Schloss Bipp beinahe unbewohnbar seye, indemme sozusagen weder Fenster noch Thür mehr darin sich befinde, ohngeacht bey demselben allzeit eine französische Wacht aufgestellt ist.»

Das Jahr 1798 ist ein tiefer Einschnitt in die Geschichte der Schweiz und Berns. Die alte Ordnung wurde weggefeht. Es begann der Aufbau eines neuen Staatsgebäudes.

Ich möchte es nicht unterlassen, am Schluss meiner Artikelserie den drei Geschichtsschreibern des Bippamts den Dank abzustatten. Ich habe aus den Arbeiten der Herren Leuenberger, Dr. Freudiger und Dr. h.c. Morgenthaler viele Auskünfte geschöpft und Anregungen empfangen.
Erstabdruck: Wiedlisbacher Kurier 1–3, 1955.

KLEINSTÄDTISCHE WIRTSCHAFT IM ANCIEN REGIME AM BEISPIEL VON WANGEN a.A.

KARL H. FLATT

Hans Müblethaler gewidmet

Handwerk und Gewerbe

«Das Rückgrat der städtischen Wirtschaft bildete das Gewerbe. Es war auch in der kleinsten Stadt mit jenen Vertretern vorhanden, die für die Deckung des gewöhnlichen Alltagsbedarfes arbeiteten ...* Ein solches städtisches Gewerbe unterschied sich aber nur zahlenmässig vom ländlichen ... Für die Belebung des Gewerbes war die stärkere Entwicklung eines ganzen Zweiges, eine örtliche Spezialisierung vonnöten ... Eine entscheidende Erstarkung erfuhr das Gewerbe aber erst, wenn ein oder mehrere seiner Zweige für die Ausfuhr in einen weiteren Bereich ausserhalb der Stadt arbeiteten. Nun ergab sich die Möglichkeit, auch den eigenen Handel zu beeinflussen. In der Kleinstadt ohne starkes Exportgewerbe trat beim Handel die Einfuhr von Waren in den Vordergrund, die sie und ihr Hinterland benötigten, aber nicht selber erzeugen konnten ... Der Anteil der Landwirtschaft an der Gesamtwirtschaft war auch in grösseren mittelalterlichen Städten erheblich. Im allgemeinen verhält er sich spiegelbildlich zum entsprechenden Anteil des Gewerbes. Gerade Klein- und Zwergstädte sind daher meist eigentliche Ackerbürgerstädte geblieben.»¹

Diese Ausführungen August Bickels in seiner neuen Willisauer Geschichte können auch für die Kleinstadt Wangen Anspruch auf Gültigkeit erheben: weder konnte sich hier ein Handwerkszweig spezialisieren, noch entwickelte sich gar ein Exportgewerbe. Die *Verkehrslage* war zwar, wie wir schon früher dargelegt haben, eine günstige: einmal profitierte Wangen als Rast- und Stapelort an der schiffbaren Aare – die *Ländte* ist schon 1326 bezeugt; sodann vermittelte die *Aarebrücke* – 1367 erwähnt – nicht nur die Verbindung zwischen Jurasüdfuss und Obergeraargau, sondern – mit Aarwangen – die zwischen dem obern Hauenstein, den Strassen Olten–Solothurn–Aarberg und Aarburg–Kirchberg/Burgdorf–Bern.² Um den Transitverkehr auf diesen wichtigen Handelsrouten zwischen Oberdeutschland und dem

Rhonetal stritten sich die Stände Solothurn und Bern schon im 15. Jh.³, ging es doch u.a. um den reichen *Zollertrag*. In Wangen wurde von der Zeit der gräflichen Stadtherrschaft bis zur Gründung des Bundesstaates Fluss- und Strassenzoll erhoben.

Hatten im 13./14. Jh. kyburgische Ministeriale die Burghut versehen und das Amt Wangen verwaltet, so schlugen die Grafen selbst 1384 – nach dem Verkauf von Burgdorf und Thun – hier ihre letzte Residenz mit Münzstätte auf. Mit dem Aufzug des ersten bernischen Landvogtes 1408 wurde Wangen zum wichtigsten oberoargauischen *Amtssitz*, wo nach der Reformation auch der Landschreiber der drei Ämter sich niederliess.⁵ Von den landvögtlichen Aufträgen – vor allem Bauarbeiten an obrigkeitlichen Gebäuden – profitierten zahlreiche Handwerker, vom Publikumsverkehr auf dem Schloss, zumal auch von Landgerichtstagen und Verurkundungen beim Landschreiber besonders das Gastgewerbe.

Zwei Faktoren standen aber der wirtschaftlichen Entwicklung im Wege: 1. Die geringe *Bevölkerungszahl* (um 1500: zirka 120 Einwohner, 1653: zirka 200, 1798: 490) gestattete keine Differenzierung und Spezialisierung des Handwerks.⁶ Die Versumpfung der Oesebene gegen Deitingen erlaubte keine wesentliche Ausdehnung der Landwirtschaft. – 2. Das wirtschaftliche *Einzugsgebiet des Markortes* wurde durch vielfache, nahe Konkurrenz eingeschränkt: durch die Städte Solothurn und Wiedlisbach, durch die althergebrachten Dorfmärkte von Balsthal-Klus, Langenthal und Aarwangen (1480), sowie Herzogenbuchsee (1467).⁷

Die Frühzeit

Leider sind die Quellen, die uns einen Einblick in das Leben der mittelalterlichen Stadt vermitteln könnten, ausserordentlich dürftig. Neben den ritterlichen Vögten und den geistlichen Vorstehern der Propstei – vor dem Brand von 1375/1383 offenbar ein bedeutendes Kloster⁸ – werden nur selten Bürger als handelnde Personen oder Zeugen fassbar. Vielleicht dürfen wir aber doch in der Zeugenliste einer 1267 von den Grafen von Froburg in Wangen ausgestellten Urkunde eine Art Bürgerverzeichnis sehen, wobei die Unterscheidung von Berufsbezeichnungen und Familiennamen nicht sicher zu vollziehen ist. Nach den beiden Geistlichen von Wangen wird das ritterliche Gefolge der Grafen, dann Schultheiss Heinrich von Wangen genannt; bei fünf

Zeugen lässt der Name auf die Herkunft aus Bleienbach, Langenthal, Seeburg, Messen und Staad (Gestade nördlich von Wangen) schliessen; sodann finden sich ein Wimman, ein Spielmann und ein Bannwart, drei pistores (Pfister-Bäcker), ein rasor (Scherer) und ein faber (Schmied).⁹ – Noch im 15. Jh. konnten Familiennamen wechseln: so nannte sich Propst Hans Schürpf nach seiner Herkunft gelegentlich Hans Willisauer; das Geschlecht der Seemann – Inhaber beider Aarefischenzen – erscheint oft unter dem Namen Fischer.

Die gewerblichen Bestimmungen der Handfeste von 1501

Zur Abstellung von Mangel und Gebrechen erliessen Schultheiss und Rat von Bern auf Begehren einer Abordnung aus Wangen im April 1501 aufgrund eines schriftlichen Entwurfes 23 Artikel in Satzungsweise; zum Teil bestätigten sie altes Gewohnheitsrecht.¹⁰

Artikel 4–7 befassen sich mit der *Bürgerstube* auf dem Rathaus, die ein jährlich gesetzter Stubenknecht in Ehren halten, mit Licht und Feuer versehen soll. Wenn dort Streit und Geschrei entsteht, soll der Bürgermeister oder einer in seinem Namen die Leute zum Schweigen bringen. Wer nicht gehorcht, zahlt 3 Schilling Busse. Wer aber mit bösem Schwören Gott, seine würdige Mutter oder die lieben Heiligen lästert, hat nach bernischer Ordnung 10 Schilling zu entrichten. Bei Schlägereien gilt die gleiche Busse; Blutruns und Trostungsbruch aber werden vom Landvogt abgeurteilt. Jeder soll auf der Bürgerstube züchtige Worte brauchen und sich anständig benehmen, Grobheiten unterlassen. Wer ein Kartenspiel zerreisst oder andern Unfug begeht, wird mit 3 Schilling gebüsst. – Diese Bürgerstube lässt sich wohl mit der Stube der Gesellschaft gemeiner Handwerksleute in Nidau, ähnlich in Aarberg und Erlach vergleichen, während in Büren zwei, in Burgdorf und Thun mehrere Zünfte bestanden. – Eine eigentliche Bürgerpinte wurde in Wangen erst 1696 eröffnet.

Wer in Wangen Wirtschaft halten und *Wein ausschenken* will, muss dies mindestens ein Jahr tun, sonst zahlt er 10 Schilling Busse. Hat er von einer Vesper zur andern keinen Wein, muss er 1 Pfund entrichten. Die Wirte sollen feilen Kauf geben, den Landwein nicht mehr als einen Angster teurer denn in Solothurn, den niedern Wein gleich wie zu Burgdorf (Artikel 12). – Seit alters bezogen die Bürger von Wangen vom eingekellerten Wein das Ungelt (später Ohmgeld genannt), eine wichtige Einnahme für den Stadtsäckel.

Wie von altersher sollen die Bürger jährlich mit Rat der Gemeinde zwei Männer einsetzen, die Wein, Brot und Fleisch beschauen und die Wirte und Weinschenken überwachen. Nützt die bürgerliche Busse gegen Übertretungen nicht, so kann die Gemeinde den Landvogt zu Hilfe rufen (Artikel 16). – Die beiden *Schätzer* und Ungeltner erscheinen denn auch in den seit 1585 erhaltenen Bürgermeisterrechnungen zusammen mit andern Behörden aufgeführt.

Es sollen auch die *Brotbecken* und Pfister zu Wangen gutes und wohlfeiles Brot backen, nicht weisses und solches von Kernen mischen, bei Busse von 10 Schilling. Wenn ein Mütt Dinkel 20 Plappart oder darunter gilt, sollen die Bäcker aus dem Halbteil angsterwertiges Weissbrot backen, wie das in Burgdorf auch üblich ist (Artikel 13).^{10a}

Wie in Solothurn, Burgdorf und Herzogenbuchsee sollen diejenigen, die die *Metzg* zu Wangen (in Pacht) empfangen oder daselbst metzgen wollen, gutes, frisches und gesundes Fleisch – je nach der Zeit – kaufen und verkaufen. Wer sich nicht daran hält, zahlt den Bürgern ein Pfund Busse (Artikel 14).

Der Müller zu Wangen muss *Mühle* und Geschirr in Ehren halten, den Leuten ihr Korn zum altgewohnten Lohn mahlen. Mehl, Krüsch und Spreuer soll er ihnen ohne Abzug aushändigen, bei Busse der Propstei. Er darf nur vier Schweine und ein Pferd halten, es sei denn auf eigenem Land (Artikel 15).

Bern bestätigt dem Städtchen Wangen die drei alten *Jahrmärkte* vom 3. Mai, 14. September und 25. November. Von jedem Pfund Zoll gehört den Bürgern an Markttagen 4 Heller. Wenn die Obrigkeit den Kauf auf dem Land verbietet, dürfen die Bürger montags einen Wochenmarkt halten (Artikel 22).

Reformationszeit

In Wangen waren vor der Reformation weder Stadtherr noch Bürgerschaft Besitzer der Flur; vielmehr standen Twing und Bann, Wald und Feld der Benediktinerpropstei zu, die den Bürgern ein Nutzungsrecht gewährte. Einzig die Allmende gehörte der Bürgerschaft zu Eigen, während sie für die Weiher um die Stadt und die Haushofstätten innerhalb der Ringmauern dem Stadtherrn (Kyburg, ab 1406 Bern) zinspflichtig war. Diesem gehörten auch die beiden Aarefischenzen.

Laut Urbar von 1529 besass die Propstei neben Kirche und Propsteigebäude den grossen Speicher vor dem Obertor und verschiedene Häuser in der Stadt: so das Haus an der Festi, das im Winkel, wo der Stadtbach durchläuft, das von *Schuhmacher* und *Sager*. Thomas Fischer leistete ihr den Zins vom neuen Haus am Obertor und von des alten Sagers Haus, «da er den nünen keller hat gemacht».

Dem Kloster gehörte auch die Nutzung der Oesch (Mühlebach) und des daraus abgeleiteten Sagibachs. *Säge* und *Schleife* ertrugen 1529 zusammen 5½ Schilling Zins. Inhaber der Schleife war 1530 Simon Messerschmied, der den Bach den halben Mittwoch und den ganzen Freitag nutzen durfte, während das Wasser in der restlichen Zeit dem Sager diente.¹¹

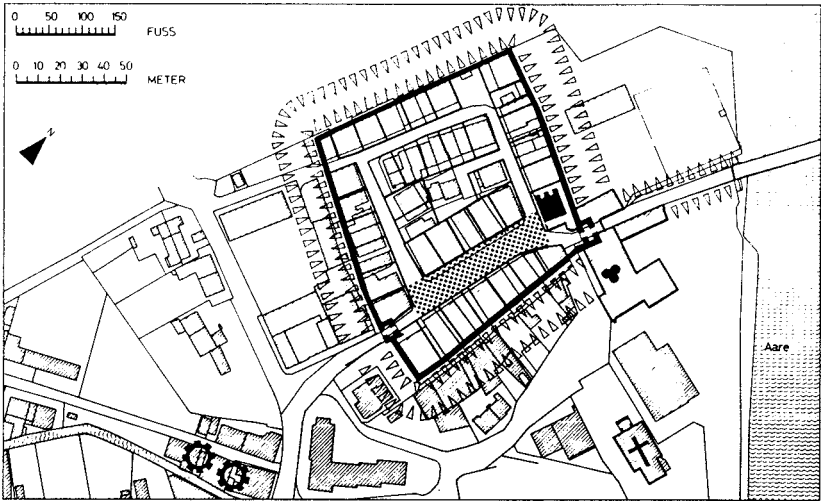
Der Lehenmüller hatte der Propstei 1 Pfund 5 Schilling von der Mühle, 1 Pfund von der Haushofstatt, zudem je 4 Viertel Kernen und Roggen und 6 Plappart vom Abfall zu entrichten.

Hausbesitzer in und ausser dem Städtli

Periodisch liess der Stadtherr die zinspflichtigen Güter in Stadt und Land in einem neuen Urbar (Einkünfteverzeichnis) aufnehmen – eine Art Grundbuch: 1530, 1580, 1663, 1731/1737.¹² Darin sind – mit Ausnahme von 1530 – auch die zinspflichtigen Haushofstätten und ihre Besitzer in und ausserhalb des Städtchens verzeichnet.

Während die *Hofstätten* der Zähringer- und der altern Kyburgerstädte (Winterthur, Diessenhofen) 60 × 100 Fuss (18 × 30 m) massen, weisen die spätem Gründungsstädte meist ein Hofstättenmass von 40 × 60 Fuss (12 × 18 m) auf, Zug sogar bloss 30 × 50 Fuss. In Wangen nimmt Keller 32 bis 36 Hofstätten zu 40 × 60 Fuss an, wobei nicht alle jederzeit überbaut waren.¹³ Eine Zählung von 1499 nennt nur 24 Feuerstätten von Wehrpflichtigen, eine von 1558 neben dem Rathaus bloss 22. Für die Zeit der Wirtschaftskrise von der Mitte des 14. Jh. bis ins ausgehende 15. Jh. ist mit Bevölkerungsrückgang oder doch Stagnation zu rechnen. 1504 wurde Wangen von einem Grossbrand heimgesucht.

Wie in Wiedlisbach waren auch in Wangen die Häuser direkt an die Ringmauer gebaut. Der einfache quadratische *Grundriss des Städtchens* mit dem Gassensystem hat sich bis heute fast unverändert erhalten: von der breiten Haupt- oder Marktgasse im Osten erschliessen zwei Quergassen die



Plan Wangen a.A. von Karl Keller (1980) mit Hinweis auf Mauer und Graben, Schloss, Lagerhäuser an der Aare; Mühle und Nebengewerbe an der Oesch falsch situiert.

Westachse, das sog. Hinterstädtli. Der innere Häuserblock war durch zwei Längsgässlein und ein Quergässlein erschlossen. Dieses einfache System erlaubt weitgehend die Lokalisierung der einzelnen Häuser und ihrer Besitzer laut den Verzeichnissen in den Urbaren:

Zwischen Brückenkopf und Stadttor lag ausserhalb der Ringmauer das obrigkeitliche *Zollhaus*. Nach dem Nebentor (Weg zu Kirche und Länte) beginnt die östliche Häuserflucht an der Hauptgasse mit dem Rathaus (1430 erwähnt, bis 1849 im Besitz der Burgerschaft: *Schaal*; seit 1615 auch Schule). Im nächsten Haus befand sich 1580 die *Badstube* des Hans Helg, der dort auch eine Wirtschaft führte. Im 17. Jh. findet sich im Haus eine Bäckerei; um 1730 lebte dort Schneider Urs Spuhler; von 1751 an gehörte das Haus über 100 Jahre der Metzgerfamilie Strasser. – An der Hauptgasse wohnte 1580 auch Maritz, der Färber; später wurde die Farb in die Vorstadt an den Oeschbach verlegt. – Als konzessionspflichtiges Gewerbe (Ehehafte) war die *Schmiede* an einen festen Standort gebunden und wurde erst 1943 durch das Geschäftshaus Pfister ersetzt. Bereits 1517 wird die Arbeit des Schmieds von Wangen an der Aarebrücke erwähnt.¹⁴ Um die Jahrhundertmitte wohnten neben dem Messerschmied gleich zwei weitere Schmiede in Wangen.

In den Jahren 1564–1600 wird Caspar Rämi als Inhaber der Schmitte erwähnt; er bekleidete 1584 das Amt des Burgermeisters und setzte zehn Jahre später als Zunftmeister mit seinen Kollegen eine Handwerksordnung der oberaargauischen Schmiede auf. – Auch an der Südostecke wurde das Städtchen ursprünglich von einem Wehrturm begrenzt, der später in der Landschreiberei (heute Gemeindehaus) aufging. Der heutige Gebäudekomplex entstand erst 1757/1759 unter Einbezug des nördlich angrenzenden Hauses. Die Landschreiberei ging 1635 in Staatsbesitz über. Bereits 1580 wohnte dort Landschreiber Rudolf Jenner, dem von des Vogtes Matten ausserhalb der Stadt ein Platz für einen Baumgarten mit Scheune abgesteckt worden war.¹⁵

Angrenzend an den Zeitglockenturm (Obertor) erstreckt sich die südliche Flucht der Bürgerhäuser, beginnend mit dem ehemaligen *Gasthof zum Rössli*, seit 1561 namentlich erwähnt. Um 1580 ist dort Adam Götti als Wirt bezeugt. – An der südlichen Ringmauer wohnten damals auch der Zimmermann Hämmer Schenk, der Maurer Peter Franz und der Weber Mathäus Strasser, der als einziger über einen Keller verfügte. – Im «Turm» (genannt Haus zum Spitz) an der Südwestecke lebte 1580 der ehemalige Wirt Hans Seemann.

Von den meisten Anwohnern der westlichen und nördlichen Ringmauer sind uns wohl die Namen bekannt, nicht aber die ausgeübten Berufe. Neben der Pfrundscheune wohnte 1580 Rudolf Spuhler (war er wie zahlreiche Nachkommen auch Schneider?), dessen Familie das Haus bis 1840 gehörte. – Neben dem Pfarrhaus lagen an der Nordmauer die beiden Häuser von Maurermeister Hans Franz; dann folgten noch zwei Gebäude. Drei weitere Bürgerhäuser neben dem Schloss hatte der Staat 1573 erworben und abbrechen lassen, um dort eine Schloss-Scheune zu erstellen, die 1616 in ein *Kornhaus* umgebaut wurde (im 19. Jh. bis 1974 Gefängnis, Büroräume).¹⁶

Im Stadttinnern können wir 1580 in sieben Häusern nur zwei Berufsleute ausmachen, einmal den Schneider Mathis Hag, dann Weibel Mathis Messerschmied als *Wirt zur Krone*. Wie Hans Seemann 1558 vermutlich fürs Rössli erhielt auch er 1582 für sein Wirtshaus eine bernische Wappenscheibe.¹⁷

Achtzig Jahre später finden sich im Stadttinnern (die Zahl der Häuser hatte sich von 7 auf 13 vermehrt) neben dem Kronenwirt der Metzger Hans Rösch, der Maurer Hans Kaufmann, der Tischmacher Niklaus Schmitz, der Schneider Jakob Klaus und der Schuhmacher Hans Seeberger. – An der Ostseite der Hauptgasse wohnten neben Bäcker und Schmied der Bruchschnei-

der Wilhelm Müller. Im Hinterstädtchen waren es Schneider Hans Spuhler und Hafner Bendicht Burkhard, während auf der Südseite Metzger Balthasar Roth (im Bauernkrieg von der Regierung mit einem Leibgeding belohnt), ferner Maurer und Zimmermann Gugger wohnten.

Abgesehen von den paar Bauerngütern im weitem Gemeindebann bestand 1580 vor der Stadt nur der *Mühlebetrieb* mit *Reibe*, *Stampfe*, *Säge* und *Schleife* und dem steinernen Stock am Kirchhof. Inhaber war der bernische Grossrat Hans Rudolf Berchtold, alt Landvogt von Büren 1581 und 1592 Mitglied der Regierung und zwischenhinein Gubernator von Payerne. – Im Laufe des 17. Jahrhunderts hat sich eine eigentliche *Vorstadt* gebildet: zwischen Städtchen und Kirche steht 1663 am Sagibachbrüggli das Haus des David Pfister. Südlich der Mühle erheben sich zwischen Mülibach und Sagibach *Gerbe* und Wohnhaus des Michel Haas und anschliessend am Mülibach-Brüggli die *Farb* des Hans Rudolf Zulauf. Er hatte 1659 überdies die Konzession erhalten, gegen eine Zinsleistung an die Pfrund auf der Pfrundmatte hinter der Kirche eine *Wollwalke* zu errichten, wobei man ihm die Verarbeitung von Leinen ausdrücklich verbot. – Links der Landstrasse nach Herzogenbuchsee verfügte Weibel Hans Seeberger 1663 über ein Schindelhaus; rechts der Strasse gegen den Mülibach hin hatte Martin Rikli Haus und Hofstatt (1580 Orias Wehrli).

Bis zum Jahr 1740 waren laut Urbar 1731/1737 *acht weitere Häuser* entstanden: an der Gasse Richtung Hofuhren die von Johann Seeberger, Franz Anderegg (Rämismatt) und Samuel Anderegg, Schlüsselwirt in Wiedlisbach; bei der Farbbrücke die von Schuhmacher Jakob Vogel und Josef Hartmann, Zimmermann; an der Landstrasse nach Herzogenbuchsee die Häuser von Urs Müller (Schürmatt) und Chirurgus Abraham Flaction (an der Abzweigung des Cheibegässli = Schindanger); ferner der Rainhof und die Ziegelhütte auf der Allmend.

Gewerbekonzessionen

- 1640 Auf Begehren der Wirte Hans Klaus und Weibel Hans Anderegg anerkennt die Regierung die *Gasthofs* zur Krone und zum Rössli als Tavernen und legt ihnen einen Jahreszins von je 3 Pfund auf.
- 1659 Schwarzfärber Hans Rudolf Zulauf darf gegen eine Zinsleistung auf der Pfrundmatt hinter der Kirche eine *Wollwalke* errichten, dort aber kein Leiniges walken.

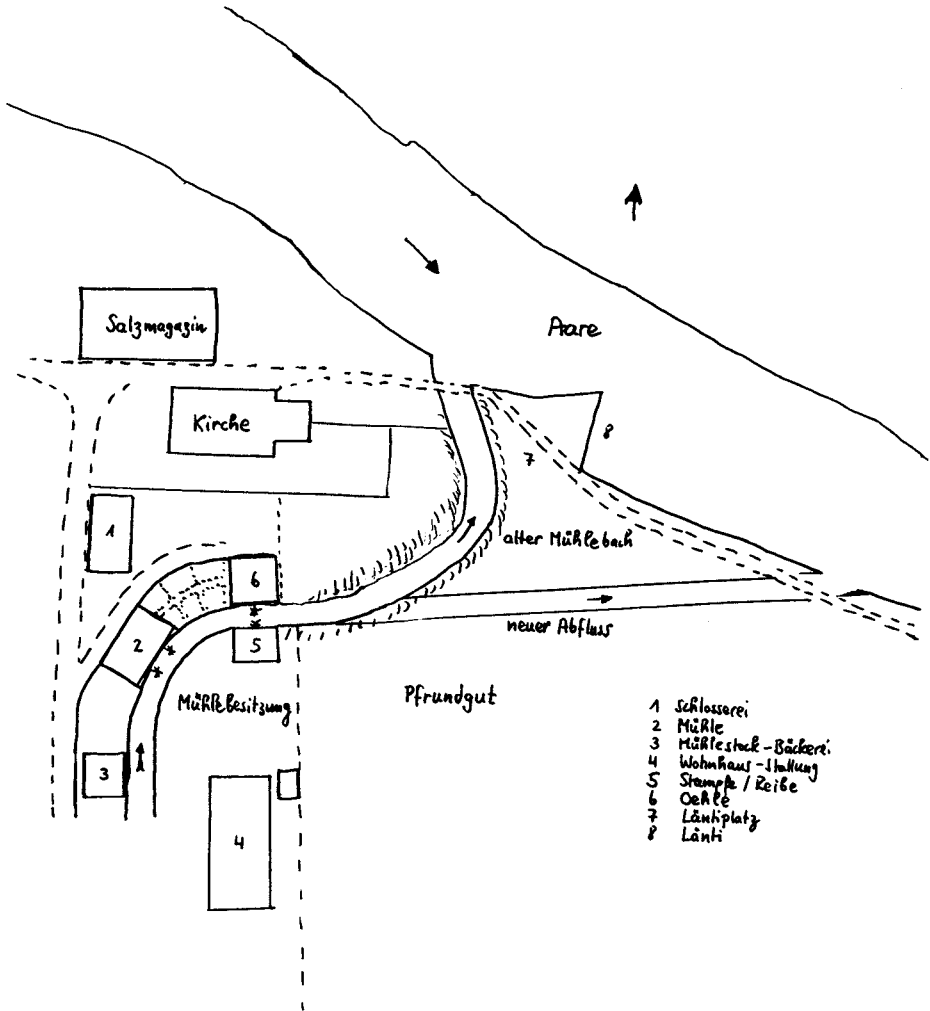
- 1675 Mit Bewilligung von Landvogt und Pfarrer darf die Gemeinde wieder einen *Wochenmarkt* einführen (Burgerbuch 1). Konzession 1795 erneuert.
- 1681 Gegen Entrichtung eines Bodenzinses darf Werkmeister Niklaus Hartmann auf der Burgerallmend bei der Abzweigung der Strasse nach Ried/Walliswil eine *Ziegelhütte* bauen. Sie gehört später (ab 1721?) der innern Burgerschaft und wird 1741 neu gebaut.
- 1687 Die Burgerschaft bewilligt Werkmeister Niklaus Hartmann den Bau einer Scheune beim Ofenhaus der Landschreiberei.
- 1733 Die Regierung erteilt Conrad Anderegg-Läderrmann die Konzession, in seinem steinernen Stock zwischen Kirchhof und Mühle eine *Schlosserschmitte* zu errichten.
- 1736 Der Müller von Wangen verkauft sein Schleifrecht um 20 Thaler einem Handwerker in Oberbipp.
- 1748/1777 Hans Roth, der *Rosshaarer*, erhält die Bewilligung, auf seiner Hofstatt in der Gasse, links am Weg, wo man in die Stöcken geht, ein Haus mit Feuerrecht zu errichten. Die Haltung von Federvieh ist ihm verboten. Sein Sohn, Jakob, Haarsieder, erwirkt 1777 eine weitere Feuerstattkonzession für ein seinem Gewerbe dienendes Haus am Mürgelebach.
- 1765 Franz Pfister wird bewilligt, auf dem Mühlefeld ein Haus zum *Garnbauchen* zu bauen; er hat dafür das Cheibengässli zu unterhalten. Bei seinem Konkurs 1768 geht die Besitzung mit neuem Sässaal, Scheune, Stallung, 9 Jucharten Land, noch ohne Feuerstattrecht an Jakob Wagner von Walliswil über. Das Gut stösst westlich an den Rainhof, nördlich an die Aare, auf den andern Seiten an die Breite.
- 1772 Die Burgerschaft bewilligt Jakob Reinmann von Walliswil den Betrieb einer *Sandsteingrube* von 20 × 20 × 20 Schuh am Galgenrain, unter Vorbehalt des Vorkaufsrechtes.
- 1774 Feuerstattrecht für den *Wagner* David Pfister in den Weihergärten anstelle des Speichers von Andreas Seeberger. Das ältere Haus der Pfister, näher dem Läntihaus am Kirchweg, hatte 1741 die Salzkammer zum Abbruch gekauft.
- 1777 Josef Anderegg erhält die Bewilligung, auf seinem zehnt- und bodenzinsfreien Vorstadt-Gärtli eine *Hafnerhütte* mit Brennofen zu errichten.¹⁸

Als die helvetische Republik 1798 die Handels- und Gewerbefreiheit einführte, entstanden zahlreiche neue Gewerbebetriebe, die freilich nicht alle ihr Auskommen fanden.

Zur wirtschaftlichen Lage im 17./18. Jahrhundert

In einem Streit der Gerichte um den Unterhalt eines Wachtfeuers berichtete der Landvogt 1689 nach Bern, das Städtchen Wangen sei seit altersher von Fuhrungen, Anlagen und Landkosten befreit, aber verpflichtet, zu Zeiten grossen Wassers über der Erhaltung der Brücke zu wachen. Gerade jüngst- hin, an Ostermontag und -dienstag, habe die Burgerschaft in Person mit Leib und Leben arbeiten müssen, um die beiden äussersten Holzjoche zu retten. «Item seye das sonst bekandtermassen armmüttige Stättli mit den zu Wasser angelangt vielen französischen Exulanten (vertriebene Hugenotten), als die meist allda pernoctiert (übernachtet), darvon andern umbliegende Orth gleichsamb wenig wüssend, wie nicht weniger mit denen ein Zeit hero aus der Pfaltz und Teutschland heraufkommend ruinirte armen Leuthen, die ordinari ihren Pass (Durchgang) allda durch nehmend, heftig beschwert.»¹⁹

Anlässlich einer Erhebung der Regierung meldete der Pfarrer 1764: «Der wenige Feldbau – das wenige Land, so hiesige Burgerschaft besitzt, ist mehrentheils schlecht und von geringem Abtrag – und etwelche gemeine handwercke nebst der Schiffart sind das einzige, womit die Burgeren zu Wangen sich beschäftigen ... Da das Stättlin Wangen in ansehen der Laag bekantermassen zur handlung und Spedition sehr wohl situiert, zumalen selbiges an dem Aaren Port gelegen und allda albereit die hochobrigkeitlich gesetzte Ablaag des Saltzes und Weins, auch andere Spedition Waaren,» so wäre es dienlich, wenn «eine hiesigem Ort nützlich findende Farbrique errichtet werden sollte, wodurch dann die Armen Arbeit genug an die Hand bekommen und sich darmit erforderlich ernähren könnten; zu deme wären die beyden Haubt Strassen durch das Amt Wangen und Bipp zur Zu- und Abfuhr halber von grosser Komlichkeit.» Die Armen könnte man mit Spinnen beschäftigen; für die Jungen wäre eine Lateinschule nützlich. Bereits senden einige Burger ihre Kinder mit grossen Kosten auswärts, «dass selbige durch erlehrende Künste und Wissenschaften mit der Zeit glücklich werden können».²⁰



Wangen a.A. Nach einem Plan von Niklaus Känzig, 1839. Bürgerarchiv Wangen.

Zur Kennzeichnung von Wangen nennt das *Regionenbuch von 1783*: Städtchen mit Schloss, Landschreiberei, Pfarrhaus, Pfarrkirche, Zollhaus, 2 obrigkeitliche Salzmagazine, obrigkeitliches Landhaus zur Weinablage, 2 Kornmagazine; Farb, Bleiche, Mühle, Schaal, 2 Wirtshäuser, 2 Pintenschenken, eine Schlosser- und eine Hufschmiede: 46 Häuser im Städtchen, dazu 15 in der Vorstadt, je eins auf Rainhof, Breiti, Zägel und Unterholz; auf Hofuhren 4 Häuser und 1 Stock, im Schachen jenseits der Aare 1 Haus und 1 Stock.²¹

Anlässlich der *Vermögens taxation von 1798* erwiesen sich als reichste Einwohner: Salzfaktor Samuel Rikli-Senn mit Livres 50 000 – nur elf Oberaargauer verfügten damals über 50 000 und mehr Livres; Müller Johann Bösiger und Sohn, Pfarrer Gabriel Rohr, Josef Kummer und Sohn, Mühlefeld; Witwe Susanne Elisabeth Rikli-Rikli; Krämer Rudolf Tschumi, alt Weibel, und Schiffmeister J. H. Vogel, alt Chorrichter; Metzger Jakob Strasser, alt Gerichtssäss; Metzger Johann Anderegg, Pintenschenk, Familie Felix Hofer, Hofuhren, Bürger Hürner von Aarau, Gerichtsschreiber D. S. Tschiffeli; endlich Zöllner Johann Marti, Haarsieder Jakob Roth und Rössliwirt Barthlome Schwander (je Livres 7500): 7 Stadtbürger und 8 Hintersässen.²²

Unter den 272 eidespflichtigen Männern der Kirchgemeinde finden sich: aus Walliswil 26 Angehörige der Familie Wagner und 23 der Pfister, aus Wangenried 18 Obrecht und 14 Arn, aus Wangen 17 Anderegg und je 11 Roth, Schorer und Strasser. – Von den Hintersässen stammten 31 aus dem Oberaargau (ausserhalb der Kirchgemeinde), 14 aus dem Emmental, je 3 aus der Stadt Bern und dem Aargau; zwei waren Welsche, je einer aus dem Bucheggberg und dem Oberland. – Bei den *Erwerbstätigen* können wir nur einen Überblick in der Pfarrei vermitteln; ob sie im Städtchen oder in den beiden Dörfern ansässig waren, lässt sich nicht in jedem Fall ermitteln. Die zentralen Dienste und das Handwerk dominierten in Wangen, in den Dörfern aber die Landwirtschaft.²³

Erwerbsstruktur 1798

Landwirtschaft	112	Gesundheitswesen	2
mit Dienstboten (in Wangen		Bezirksverwaltung/Polizei	
zirka ein Drittel)		Gericht	7
Textilgewerbe/Leder	52	Notariat	4

Holzverarbeitung	14	Kirche und Schule	5
Metallbearbeitung	11	Gemeindefunktionäre	8
Steine und Erden	8	(Nebenamt)	
Gastgewerbe, Ernährung	12	auswärts (1 in fremden Diensten)	15
Handel, Schiffahrt, Salzwesen	12	andere, nicht Erwerbsfähige	8



Wangen a.A.: Kirchturm; von links nach rechts: ehemalige Schlosserei, frühere Mühle (1777) und Mühlenstock (seit 1827 Bäckerei). Federzeichnung Rene Bürki.

1. Lebensmittelversorgung

1.1. Mühle und Nebengewerbe: Die Mühle zu Wangen gehörte bis zur Reformation der Propstei, dann dem Staat, der sie zu Erblehen ausgab. Sie war eine sog. Twingmühle, d.h. die Angehörigen der geistlichen Grundherrschaft hatten hier ihr Getreide mahlen zu lassen. Gegen den Willen des Müllers von Wiedlisbach erwirkte der Propst 1515, dass der Müller von Wangen weiterhin auch im Bipperamt Korn holen, d.h. «zur Mühle» fahren durfte. 1540 besass Maritz Kohler Mühle und Bleue zu Wiedlisbach und die Mühle zu Wangen; er verkaufte die drei Betriebe um 950 Gulden an Fridli Müller zu Oberbipp.²⁴

Als Mülilbach nutzte der Müller die Oesch, die – aus dem solothurnischen Wasseramt kommend – in Wangen in die Aare mündet. Bereits 1556 verwendete sich Bern bei der Schwesterstadt Solothurn für den Müller von Wangen, dass sein Betrieb genug Wasser bekam. Gegen den Anspruch von Oekingern und Derendingen bestätigten die beiden Stände im Jahre 1600, dass zwei Drittel des Oeschwassers über Subingen–Deitingen nach Wangen geleitet wurden. Der Betrieb der Mühle hatte auch vor der Wässerung des Hofuhrenhofes Vorrang. Bern garantierte dem Müller Baschi Klaus 1566: «Wan der mülli wassers notdürftig und mangelbar, das er wie von alters her die brütschen all ufziechen und das wasser an sein mülli reysen möge.»²⁵

Der Müller war meist ein angesehener und einflussreicher, aber auch beneideter Mann. 1520 sass er im Namen des Propstes «öffentlich ze gericht ze Wangen in der stat an zimliche richt statt».

Mit seinem Zug hatte er schon vor der Reformation beim obrigkeitlichen und städtischen Gemeinwerk Fuhrdienste zu leisten, so schon 1507 an der Aarebrücke. Neben der Leistung des Bodenzinses in bar und natura war der Mühle die Stellung eines Dragoners samt Montur zum bernischen Heer aufgelegt.²⁶

Während 1529/30 ein Messerschmied die Schleife betrieb und ein Sager in Wangen wirkte, gehörten diese Wasserwerke 1580 zum Mühlenbetrieb von Grossrat Hans Rudolf Berchtold, der auch über eine Reibe und eine Stampfe verfügte.²⁷ Hirse und Gerste wurde zu Speisezwecken gestampft, Hanf und Flachs in der Reibe zur Bereitung eines spinnfähigen Garns durch Schlagen und Klopfen (plöuwen) von ihrem holzigen Teil befreit. Beide Gewerbe bestanden bis um 1870 am rechten Mülilbach-Ufer und wurden damals durch eine mechanische Werkstätte ersetzt. Am linken Ufer lagen Mühle

(Brand 1723, Neubau 1777) und Säge; diese wurde 1812 zu einer Oehle und Schleife umgebaut, nachdem der Müller sein Schleifrecht 1736 nach Oberbipp veräussert hatte. In der Mühle fanden Mahlsteine aus Geissberger-, Insel- und Tägerfelderstein sowie Rosshaarsiebe Verwendung.



Besitzer der Mühle, Müller und Lehenmüller sind im 17. Jh. nicht immer auseinanderzuhalten.²⁸ In der ersten Hälfte des Jahrhunderts, bis zum Bauernkrieg, wirkten hier die neueingekauften Burger Hans Allimann, Ueli Gugelmann und Hans Aerni, der später nach Wiedlisbach zog. Er führte in einer Bittschrift an die Regierung ein Siegel mit Mühlrad, was für sein Selbstverständnis spricht. Nach dem Bauernkrieg gehörte die Mühle (wie die von Wiedlisbach) eine Zeitlang Landvogt Johann Ochs auf Bipp und seinem Bruder Samuel. 1678 erwarb sie der Neuburger Urs Müller von Walden; sie kostete samt neuer Stallung 7300 Gulden und 6 Duplonen Trinkgeld. Laut einem Bericht des Landvogts galt sie als «eine der fürnemsten im Land mit 3 mahlhüfen, Röndlinen und auf den nothfall alzeit mit gnugsamem wasser versehen». Kurz vor dem Jahre 1700 erwarb Müller auch die Gerbe samt Garten, Scheune und Stallung. Der Betrieb wurde eingestellt und das Haus dem Lehenmüller als Wohnung zugewiesen. Dieser hatte dem Besitzer wöchentlich 14 Mäss Müligut, jährlich 25 Wüsch Werg von der Rybi und je 1½ Mäss Gerste und Hirse von der Stampfe zu entrichten; um 60 Kronen nutzte er 16½ Jucharten Ackerland und 17½ Maad Mattland. Während der Lehenmüller den Dragoner zu stellen hatte, war der Besitzer für die Montur verantwortlich. Laut Inventar von 1766 wurden auf dem Betrieb 5 Pferde (samt Equipage), 2 Kühe, 12 Schafe und 3 Schweine gehalten.

Nach 1732 wurde über dem Bach ein steinerner Wohnstock (ab 1827 Bäckerei) und östlich des Bachs ein grosses Wohnhaus (Neubau mit Scheune vor 1804) erstellt. – Die Mühle gehörte von ungefähr 1715 bis 1732 dem Sohn des Langenthaler Ammans Geiser (Verkauf um 10700 Gulden + 12 Duplonen), dann bis 1766 der Rohrbacher-Familie Leuthy. Gerichtssäss Hans Roth von Niederönz erwarb sie damals um 34000 Pfund und 10 Duplonen. Kaum zehn Jahre später heiratete seine Witwe Capitaine-Leutnant Johann Gygax, Wirt im Löhli bei Seeberg, der den Betrieb 1787 um 12600 Kronen und 25 Duplonen an seinen Tochtermann, Johann Bösigger von Baumgarten/Graben, veräusserte. Im Besitz der Bösigger blieb sie bis 1871.

1.2. Die *Bäcker*: eine Erhebung des Landvogts erweist für 1681, dass in der Landvogtei Wangen 14 Mühlen bestanden (3 im Gericht Herzogenbuchsee, je 2 in den Gerichten Ursenbach und Koppigen) und 26 Bäcker arbeiteten: 10 im Gericht Langenthal, 6 in Rohrbach, 3 in Lotzwil und je 2 in Ursenbach und Wangen. Der Kriegsrat hielt die Zahl der Bäcker im Oberaargau, die sich bereits 1604 eine Meisterschaftsordnung hatten bestätigen lassen, zu

gering.²⁹ – In Wangen fanden stets mehrere Bäcker ihr Auskommen, wie bereits die Handfeste von 1501 feststellt: in der ersten Hälfte des 17. Jh. wirkten vier oder fünf nebeneinander, so in der ehemaligen Badstube mehrere Generationen der Familie Last (Vater Paulus wurde 1622 durch Unfall invalid), von denen das Haus an Heinrich Rösch überging. 1664 als Hintersäss zugezogen, hatte er sich elf Jahre später als Burger eingekauft und wurde bereits nach sieben weiteren Jahren zum Burgermeister gewählt. – Der Bäcker Conrad Strasser führte eine Zeitlang als Lehenwirt das Rössli; ebenso wirkten die Seeberger im alten Haus zum Bären an der Hauptgasse. Hans Heinrich amtierte nebenbei als Weibel, rechte Hand des Landvogts, und zeitweise als Burgermeister. – Im Haus neben dem Rössli wirkte der vielseitige Bäckermeister Barthlome Anderegg (1648–1723), der es zum Gerichtssäss und Burgermeister brachte. Um die Jahrhundertwende war er eine Zeitlang Zöllner und Zollwirt, dann Pächter der Krone. Dem Staat diente er überdies dreissig Jahre, bis zu seinem Tode, als Abwart des Läntihauses und als Salzfaktor. Zwei frühverstorbene Söhne folgten dem Vater im Beruf. – Zu grossem Reichtum kam Jakob Seeberger-Hartmann (1688–1765), der an die 15 Jahre die Stadtgemeinde führte und 75jährig die Entlassung begehrte. Kurze Zeit hatte er auch die Bürgerpinte inne. In seinem Nachlass fanden sich u.a. 106 Gültbriefe im Wert von 8300 Kronen, in bar 130 Kronen (u.a. Zürcher Münz, französische, spanische und päpstliche Münzen), in vier Säcklein aufbewahrt, ferner 130 Ellen gebleichtes Tuch, eine Feuerspritze, ein silberner Weibergürtel, ein goldgefasster Becher von einer Muskatnuss (Kokosnuss?). Der Hausrat bestand aus Zinn (u.a. 15 Kannen, 18 Teller, 8 Platten, 5 Schlüsseln) Kupfer, Mösch, Eisen und Ehernem. An Wäsche waren 12 Tischlachen, 28 Leinlachen vorhanden; hingegen standen im Stall bloss eine Kuh und eine Stute.³⁰

Die weiteren Bäcker von Wangen sind im Meisterbuch und im Manual der «Zunft Becken Handwerks der drei Ämter» 1781/84 verzeichnet: so Seebergers Schwiegersohn, Abraham Tanner (Eintritt 1740), dessen Sohn Rudolf (1767, gest. 1787 – die Witwe durfte das Gewerbe nicht fortführen) und Jakob Schmitz (1788), der aber ein Jahr später auswanderte. – In der Vorstadt aber eröffnete der sog. Schörlibeck, Hansulrich Roth-Schorer (1733 bis zirka 1804) seinen Betrieb. Er hatte 1748–1750 bei Seeberger gelernt und war 1753 in die Zunft eingetreten. In seinem Haus übte er 1778–1796 auch das Zollpintenrecht aus. Seine beiden Söhne, Fritz und Samuel, gelangten 1785 bzw. 1791 zur Meisterwürde.³¹



Lebkuchenmodel des «Schörlibecks», Ende 18. Jahrhundert. Ortssammlung Wangen. Fotos O. Neuenschwander, Aarwangen.

1.3. Die *Metzger*: im Unterschied zu den Bäckern mussten die Metzger ihr Handwerk laut Handfeste in der öffentlichen Schaal im Erdgeschoss des Rathauses ausüben. Unter dem Haus floss der Stadtbach durch, der den Unrat wegschwemmte. Für die Einrichtung der Schaal war die Gemeinde zuständig. Das Schaalrecht wurde jährlich an einen oder mehrere Bewerber versteigert: es ertrug in der ersten Hälfte des 17. Jh. 2–9 Pfund, in der zweiten 18–20 Pfund, im 18. Jh. 10–20 Kronen. Die Schätzer hatten pro Rind ein Pfund Fleisch zugut.

Unter den Metzgern seien die Glur (1620–80) erwähnt; Rudolf erhielt bis zu seinem Tod 23 Jahre lang eine staatliche Pension (Leibgeding). Im glei-



chen Handwerk waren über Generationen (1648–1756) die Rösch tätig, 1694–1728 vereinzelt Isaak Simon. Bei Hans Rösch ging der Sohn des im Bauernkrieg bekannten Wiedlisbacher Bürgermeisters Känzig zwei Jahre in die Lehre.

Schwere Konkurrenz erwuchs den Metzgern in den Wirten von Wangen, die sich oft erfolgreich um die Schaal bewarben, so vor 1620 Kronenwirt und Bürgermeister David Messerschmied – sein Sohn starb 1628 an der Pest –, in den Zwanzigerjahren Rössliwirt Conrad Schmid und ab 1630 Hans Anderegg-Wisswalder. Er war 1622 als Hintersäss aus Oberbipp auf die Krone gekommen und wurde als Neuburger schon 1634 zum Bürgermeister, bald darauf zum Weibel gewählt. Später war er Besitzer des Rössli, das seine Nachkommen aber 1680 verkaufen mussten. Wir wissen nicht, ob Anderegg gelernter Metzger war. Diesem Handwerk oblagen jedenfalls die Nachkommen über drei Generationen, wobei der letzte (gest. 1773) eine Zeitlang als Wirt in der Dürrmühle wirkte. Bei ihm lernte Jakob Strasser sein Gewerbe, das seine Nachkommen bis ins 19. Jh. im Gebäude neben dem Rathaus betrieben. – Auch die ersten Roth pflegten das Metzgergewerbe: Balthasar (1616–1703) erwarb 1638 das Bürgerrecht von Wangen und führte einige Jahre die Krone. Früh in den Viererrat gewählt, brachte er es später zum Bürgermeister, Chorrichter und Gerichtssäss. Wegen seiner Treue im Bauernkrieg erhielt er ab 1655 ein staatliches Leibgeding. Seine beiden Söhne Bernhard (1655–1727) – Lehenwirt zur Krone – und Andreas (1659–1739) arbeiteten beide als Metzger. Andreas führte kurze Zeit das Rössli, später die Zoltpinte; um die Jahrhundertwende amtierte er zweimal als Bürgermeister. – Endlich sei die Familie des Andreas Seeberger erwähnt, die gut 100 Jahre lang (bis 1831) im Haus nördlich der Krone eine Metzgerei betrieb. Neben Vater und Sohn Seeberger und Jakob Strasser war 1798 Johann Anderegg-Obi in Wangen als Metzger tätig.³²

Die Darstellung der übrigen Handwerks- und Gewerbebezüge ist einer weiteren Arbeit vorbehalten.

Abkürzungen

AHVB	Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern.
BZ	Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 1939 ff.
Flatt, Oberaargau	Flatt Karl H., Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau. Bern 1969.
OJB	Jahrbuch des Oberaargaus, 1958 ff.
RM	Ratsmanuale Bern.
StA	Staatsarchiv.

Quellen

Bürgerarchiv Wangen: Bürgerbuch 1/Jahresrechnungen der Bürgermeister, seit 1585/ Urkunden und Akten.

Staatsarchiv Bern: Ämterbücher Wangen/Amtsrechnungen Wangen, seit 1553/Familienarchiv von Fischer/Helvetisches Archiv/Kontraktenmanuale/protokolle Gericht Wangen Ratsmanuale, Pfarrberichte 1764/Regionenbuch J. F. Ryhner, 1783, Band 5/Dt. Spruchbücher/Urbare Amt Wangen, Nr. 1–5/Urkunden Fach Wangen

Anmerkungen

- ¹ Bickel August, Willisau, Geschichte von Stadt und Umland bis 1500. Luzerner Hist. Veröffentlichungen 15, 1982.
- ² Meyer-Usteri Konrad, Die Aarebrücke von Wangen. OJB 10, 1967. – Flatt K., Handel und Verkehr der Stadt Wangen im 14./15. Jh. BZ 1957.
- ³ Morgenthaler Hans, Bern und Solothurn im Streit um die Handelsstrassen. AHVB 30, 1930.
- ⁴ Flatt K. H., Die oberaargauischen Zölle zur Zeit des Ancien Régime. BZ 1962. – Derselbe, Die oberaargauischen Zölle im 18. Jh. OJB 7, 1964.
- ⁵ Flatt, Oberaargau, S. 267 ff., 339 ff.
- ⁶ Flatt K. H., Die Bevölkerung des Bipperamtes. OJB 4, 1961.
- ⁷ Flatt (wie Anm. 2), S. 56f.
- ⁸ Eggenberger Peter/Stöckli Werner, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche Wangen a.A. OJB 24, 1981. – Flatt K. H., Pfarrkirche und Kirchendienst in Wangen zur Zeit der gnädigen Herren. OJB 25, 1982.
- ⁹ Boos H., Urkundenbuch der Landschaft Basel 1, 1881, Nr. 93.
- ¹⁰ Dt. Spruchbuch, unteres Gewölbe D, folg. 154 ff.
- ^{10a} Der Plappart galt seit ungefähr 1480 16 Haller; der seit 1376 geprägte Augster galt 2 Pfennige.
- ¹¹ Urbar 1 (1529), 2 (1530).
- ¹² Urbarien Nr. 2–5: 1530, 1580, 1663, 1731.
- ¹³ Keller Karl, Die Städte der Grafen von Kyburg, Katalog Winterthur 1980. – Hidber Basilius, Der Schwaben- und Burgunderkrieg. AHVB 3, 1857.
- ¹⁴ Urbarien: Amtsrechnungen seit 1553; Nachrichten zur ersten Hälfte 16. Jh.: Dt. Seckelmeisterrechnungen im StA Bern. – Bürgerarchiv: Jahresrechnungen.

- ¹⁵ Flatt, Obergeraargau, S. 339 ff.
- ¹⁶ Amtsrechnungen Wangen.
- ¹⁷ RM und Seckelmeisterrechnung 15.2.1558, 17.3.1582.
- ¹⁸ Die Konzessionen sind meist in den staatlichen Urbarien und im Bürgerbuch 1 eingetragen. Vgl. auch Ämterbücher Wangen F 31 f.
- ¹⁹ Ämterbücher Wangen B 111 ff.; OJB 1966, S. 92.
- ²⁰ Pfarrbericht 1764, StA Bern.
- ²¹ Regionenbuch 1783, Bd. 5.
- ²² StA Bern, Helvetik 367; 78.
- ²³ StA Bern: B XII 437.
- ²⁴ Dt. Spruchbuch, oberes Gewölbe W 617, Urkunde Fach Wangen 9. 3. 1540.
- ²⁵ Urbar Nr. 3, S. 62 f. – Ämterbücher Wangen B 601/611.
- ²⁶ Urkunde Fach Wangen 24. 9. 1520. – Deutsch Seckelmeisterrechnung 1507.
- ²⁷ Urbarien Wangen, Nr. 1–3.
- ²⁸ Quellen im Bürgerarchiv Wangen. – StA Bern: Kontrakten und Ämterbuch Wangen E.
- ²⁹ StA Bern, Familienarchiv von Fischer: B. Fischer, Journal und Memorialia wegen erlangten Amts Wangen.
- ³⁰ Kontraktenmanuale Gericht Wangen.
- ³¹ StA Bern: B V 133.
- ³² Vgl. Anmerkung 28.

DIE RÖMISCHE VILLA AUF DEM NIDERFELD IN WIEDLISBACH

HEINZ SCHULER UND WERNER E. STÖCKLI

I. Einleitung

In römischer Zeit gab es im schweizerischen Mittelland neben wenigen Städten und stadtähnlichen Siedlungen keine Bauerndörfer im heutigen Sinne, sondern die ländliche Besiedlung bestand aus vielen einzelnen Gutshöfen, von denen wir heute etwa 1300 kennen. Jeder Gutshof bestand aus einem ummauerten oder eingezäunten Kern mit Herrenhaus, Pächterhaus, Gesindehäusern und Wirtschaftsgebäuden und darum herum lag das zugehörige Ackerland und die Weiden. Ein weitgehend untersuchter Gutshof, dessen Ruinen konserviert und zugänglich gemacht worden sind, liegt bei Seeb in der Gemeinde Winkel bei Kloten (Kanton Zürich). Bei kleineren Gutshöfen ist es wahrscheinlich, dass verschiedene Gebäudefunktionen, z.B. Herren- und Pächterhaus, Gesinde- und Wirtschaftsgebäude, in einem Haus zusammengefasst worden sind. Der ländlichen Besiedlung in römischer Zeit lag ein Wirtschaftssystem mit Grossgrundbesitz wie in Italien zugrunde, wo der Grossgrundbesitzer an der Landwirtschaft regen Anteil nahm, wie wir das aus verschiedenen landwirtschaftlichen Schriften römischer Patrizier wissen. Die Gutshöfe des schweizerischen Mittellandes werden wohl einheimischen Grossen und römischen Veteranen gehört haben, Genauerer wissen wir nicht. Der römische Gutshof auf dem Niederfeld in Wiedlisbach gehörte zu den kleineren im Mittelland. Das Hauptgebäude (Abb. 3, B), das wir als Herrenhaus bezeichnen, ist sehr bescheiden in seiner Grösse und Ausstattung und scheint den Wohnteil mit den Wirtschaftsräumen unter einem Dach vereinigt zu haben. Im Frühsommer 1982 führte der Archäologische Dienst des Kantons Bern Ausgrabungen in diesem Hauptgebäude durch, kurz bevor der Grundeigentümer dort drei Einfamilienhäuser bauen liess. Es handelte sich um eine Nachgrabung, um die Pläne, die während der Ausgrabungen von 1913–1914 aufgenommen worden waren, zu überprüfen, und allfällig noch nicht vollständig ausgegrabene Teile zu untersuchen.

Die Flur wurde im Urbar von 1518 mit «Murenzelg»¹ und 1571 mit «auf den Mauern»² bezeichnet. Vielleicht waren im 16. Jahrhundert noch Mauern der Villa oberflächlich sichtbar und es ist anzunehmen, dass die Ruine den Wiedlisbachern als bequemer Steinlieferant für ihre Häuser gedient hat. Noch auf einem Plan aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert wurde die Flur «zun Mauren»³ genannt, Mauern waren aber nicht eingezeichnet, weil wohl von der Ruine nichts mehr zu sehen war. Jedenfalls kannten die namhaften Berner Altertumsforscher F. L. von Haller und A. Jahn die römische Villa nicht.⁴ In der Bevölkerung war aber die Erinnerung an die Ruine noch gegenwärtig, so dass sich in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Wiedlisbach eine kleine Genossenschaft bildete mit dem Zwecke, mühelos zu Wertgegenständen zu kommen.⁵ Wohl im Auftrage dieser Genossenschaft legte damals der Burgerschreiber Jakob Bohner die Grundmauern der römischen Villa frei⁶, die aber nicht in einem Plan erfasst worden sind.

Während des trockenen Sommers 1911 weilte der Basler Archäologe Dr. Karl Stehlin in Wiedlisbach und vermäss die dürrn Stellen westlich der Villa im Niderfeld, um den Verlauf der Römerstrasse abzuklären, was ihm aber trotz Sondierungen nicht gelang. Immerhin konnte er das Badegebäude der Villa anhand der Bewuchsunterschiede in seiner ganzen Ausdehnung erkennen.⁷ Bei dieser Gelegenheit legte ihm der Leiter des Ortsmuseums, Postthal-

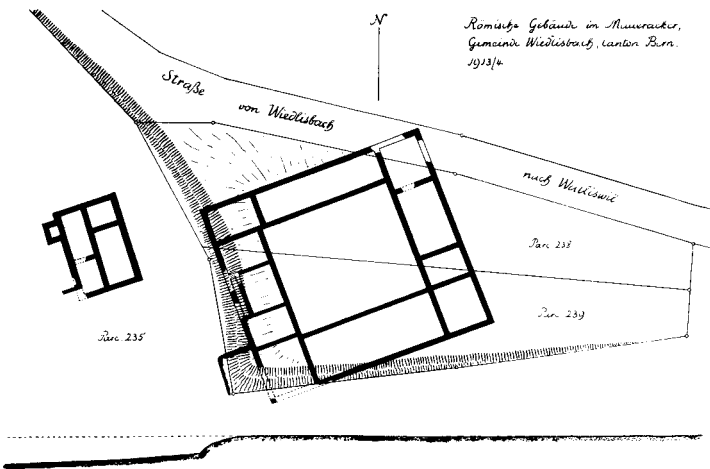


Abb. 1: Situationsplan 1913/14. M. 1:1000.

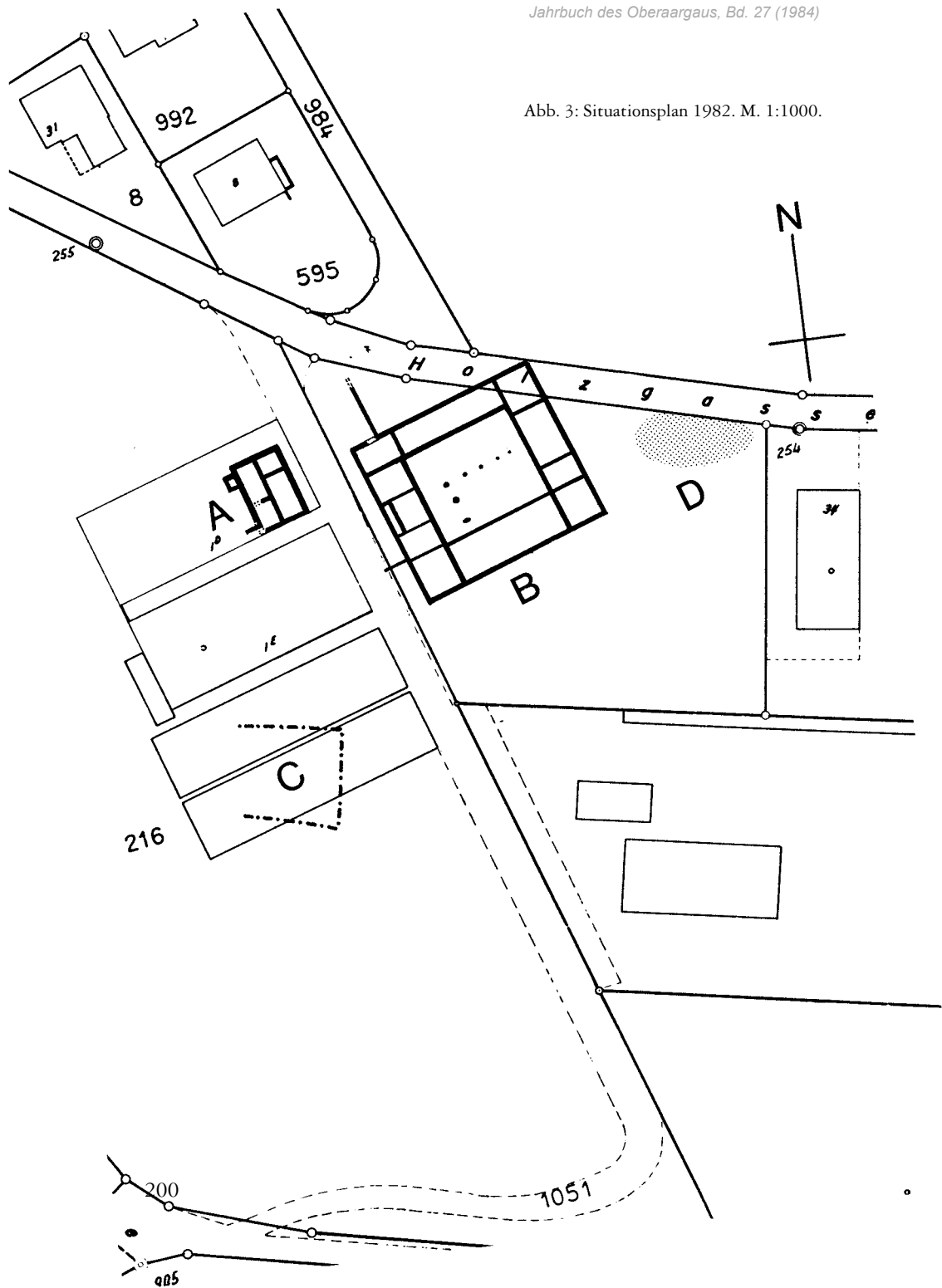
ter Gottfried Ingold, die Ausgrabung der Villa nahe.⁸ Nach mühevollen Verhandlungen mit den Grundeigentümern, die glaubten, dass man sie um verborgene silberne und goldene Schätze prellen wolle, konnte am 10. November 1913 mit der Ausgrabung begonnen werden.⁹ Die örtliche Grabungsleitung übernahm G. Ingold, der Karl Stehlin fast täglich in Postkarten nach Basel berichtete, wie die Arbeiten vorwärtsgingen. Karl Stehlin schrieb einen Bericht über die Ausgrabungen und Funde mit Plänen und Zeichnungen, der leider nie veröffentlicht worden, glücklicherweise aber in seinem Nachlass erhalten geblieben ist. Wir werden auf diesen Bericht immer wieder verweisen (Abb. 1; 2).

Der römische Gutshof lag auf der Moränenterrasse zwischen Jura-Nordfuss und der Aare. Über diese Moränenterrasse führte in römischer Zeit die Hauptstrasse von Aventicum nach Vindonissa und Augusta Raurica, deren genauen Verlauf wir aber nicht kennen.

Das Herrenhaus des römischen Gutshofs (Abb. 3, B) lag auf einer kleinen Erhebung und hatte seine Hauptfront etwa west-südwestlich (LK 616315/



Abb. 2: Grabung 1913, Gebäude A von Nordwesten.



233 020) Westlich davon stand etwa 3 m tiefer ein kleines Gebäude (Abb. 3 A), das wir mit ziemlicher Sicherheit als Bad interpretieren können. Das Herrenhaus ist 1913 und 1982 untersucht worden und ist jetzt vollständig zerstört; das Bad wurde nur 1913 abgedeckt, und seine Reste liegen wohl heute noch im Boden. Südöstlich des Herrenhauses gelang es anfangs der sechziger Jahre, ein drittes Gebäude (Abb. 3, C) auszumachen; es stand 4 m tiefer als das Herrenhaus. Bevor man eine Kiesgrube in die Zone dieses Gebäudes erweiterte, wurden Erhebungen durchgeführt. Neben den bloss noch rudimentär angetroffenen Vorfundamentresten fanden sich nur Leistenziegelfragmente.¹⁰ Der etwa 15 × 15 m grosse Bau liegt so stark schief zu den beiden andern aufeinander ausgerichteten Häusern, dass es offen bleiben muss, ob er römisch war und zum Gutshof gehörte.

Östlich des Herrenhauses fand K. Stehlin 1913 eine Schicht von Ziegeln (Abb. 3, D), jedoch keine Mauerreste, und vermutete, dass sie von einem aus Holz konstruierten Schopf stammen könnten. Ohne weitere Beobachtungen scheint uns aber keine Deutung dieser Schicht möglich.

II. Herrenhaus (Gebäude B)

1. Die Ausgrabung 1982

Von der früheren Ausgrabung her war der Grundriss des Herrenhauses bekannt und im Gelände lokalisiert (Abb. 1). Am 2. Juni 1982 wurde der Humus mit einem Trax abgeschoben, wobei sich im Westen gerade darunter schon die ersten Mauern zeigten. Unter dem Humus setzten wir die Arbeiten mit einem Schaufelbagger fort. Sobald die Mauerreste zum Vorschein kamen, legten wir die Oberkanten von Hand frei. Da die Mauern vielfach nur noch aus ungemörtelten Fundamentsteinen bestanden, liess es sich trotz sorgfältiger Arbeit des Baggerführers R. Rudolf nicht vermeiden, dass einige Rollsteine in ihrer Lage gestört wurden. Da aber von den Rollierungen noch zwei bis drei Lagen erhalten waren, blieben die unteren Lagen praktisch ungestört. Die Grobarbeiten beim Freilegen des Kellers (Raum 1) und des Vorplatzes führten wir mit dem Bagger aus, um Zeit zu sparen. Die Handarbeiten wurden von zwei bis fünf Bauarbeitern ausgeführt. Die Ausgrabungen dauerten bis zum 6. Juli, also fünf Wochen. Die Luftaufnahme Abb. 4 und die Beilage 1 zeigen, in welchem Zustand wir das Herrenhaus angetroffen haben.

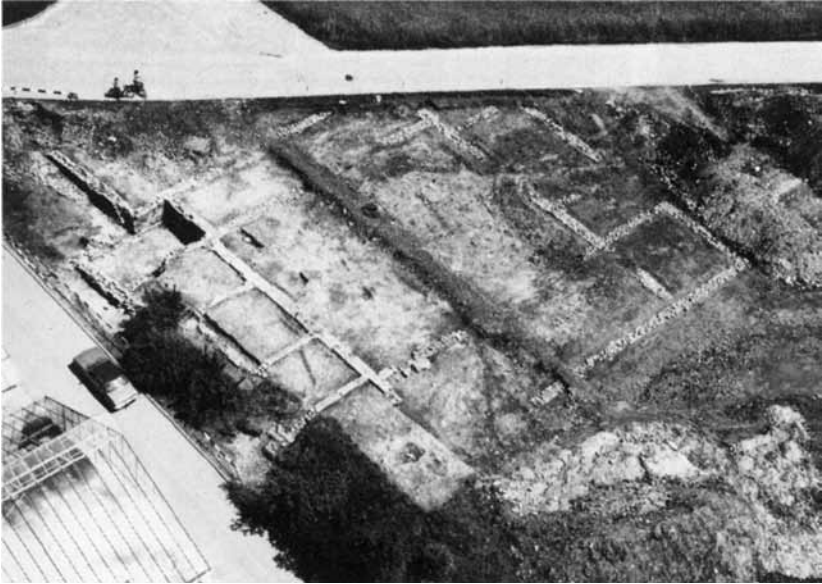


Abb. 4: Flugaufnahme Gebäude B.

Gegenüber dem Plan von Stehlin von 1913/14 haben sich nur wenige Unterschiede ergeben: die Südwestecke und die ganze Westseite ist stärker gestört, und Nordwest–Südost verläuft ein moderner Leitungsgraben quer durch das Haus. Umgekehrt fanden wir eine bisher unbekannte Mauer im Norden mit einem kleinen Vorplatz, wo wir noch ungestörte Schichten aus römischer Zeit angetroffen haben, und der nordwestliche Eckraum (Raum 1) erwies sich als Keller (Abb. 5), der zwar schon einmal ausgegraben worden war, aber anscheinend nicht von K. Stehlin.

2. Grundriss und Planung

Das Herrenhaus ist ein rechteckiger Bau von 31,30 Metern Länge und 27,40 Metern Breite. Elf Räume umschliessen einen $17,70 \times 14,70$ Meter grossen Innenhof. Ist dieses Haus aufgrund eines einzigen Entwurfes oder in mehreren Etappen entstanden? Leider konnte dieser Frage nur im Westteil der Villa anhand von Baufugen nachgegangen werden, weil im Ostteil nur noch die



Abb. 5: Kellerraum 1 von Westen.

mörtellosen Fundamente erhalten geblieben sind. Baufugen konnten wir zwischen den Mauern 4 und 7 bzw. zwischen den Mauern 7 und 13, die den Innenhof umschliessen, feststellen. Die fugenlose Verbindung zwischen den Mauern 3, 4 und 5 (Beilage 1) zeigt uns aber, dass der Westflügel mit den Räumen 2 bis 5 gleichzeitig mit dem Nordteil (Räume 1 und 11) gebaut worden ist. So müssen wir annehmen, dass die festgestellten Baufugen zwischen den Hofmauern durch den bautechnischen Ablauf bedingt sind und das ganze Herrenhaus mit Innenhof in einem Zug gebaut worden ist.

Durch einen Kollegen, Hans-Jakob Meyer, der sich mit ähnlichen Problemen im Mittelalter beschäftigt, sind wir auf die Bedeutung von Schnurgerüsten beim Bauen aufmerksam gemacht worden, d.h. Planungsideen sind am besten am Schnurgerüst ablesbar. Vom Schnurgerüst ausgehend wurde dann gebaut, indem man die Mauern links oder rechts an die Schnur anlehnte. Unser Grundsatz war, zwischen verschiedenen Mauerfluchten möglichst

runde Masse auf der Basis des römischen Fusses (29,6 cm) am Plan zu eruieren.¹¹ Es ist uns bewusst, dass wir hier spekulieren müssen, aber unsere Resultate scheinen uns so eindeutig, dass diese auch auf eine einheitliche Planung des Herrenhauses und auf einen Bau aus einem Guss hinweisen.

Abb. 6 zeigt alle Messstrecken mit ihren erschlossenen zugehörigen Fusslängen. «Wir haben die erschlossenen Messstrecken nach ihrer Wichtigkeit in drei Kategorien unterteilt, wobei die erste die Grundvermessung ist, aus der nach dem Satz des Pythagoras ein rechter Winkel resultierte. Wir konnten im ganzen 15 Masse eruieren, von denen nur zwei nicht ein Mehrfaches von zehn oder fünf Fuss waren. Wir fragen uns dabei vor allem, warum für die Breite des Nordteils des Hauses ein Mass von 16 Fuss genommen worden ist, der damit wesentlich schmaler als der Südteil wurde. Im Gelände können wir jedenfalls keinen Hinweis erkennen. Der Nordteil muss nach dem erarbeiteten Plan zum ursprünglichen Projekt gehört haben, denn die Ostmauer des Kellers nimmt auf die Schnur der Hofwestseite Bezug, bloss schlägt sie auf der anderen Seite der Schnur an als die Hofmauer, und im Nordosten verbindet der Raum 10 mit seiner nach Süden verschobenen Südmauer Nord- und Ostteil miteinander. Möglicherweise sind die Mauern 19 und 20 später eingebaut worden, was die andere Art der Vermessung zwischen dem Ost- und Westteil erklären würde. Im Ostteil sind nämlich beide Fluchten der Mauern 19 und 20 in das Absteckungssystem eingebaut. Mindestens bei der Mauer 19 ist sogar noch auf dem Niveau der Fundamentrollierung eine Mauerfuge zur Mauer 16 zu vermuten (Beilage 1).

Aus den 15 erschlossenen Messstrecken konnten wir mit der Annahme von ganzen Fusseinheiten umgekehrt die Grösse des verwendeten römischen Fusses errechnen. Er betrug 29,53 cm (mit einer Standardabweichung von 0,61 cm). Bei den einzelnen Kategorien der Messstrecken erwies sich die erste als weitaus die beste (Standardabweichung weniger als 2 mm), ohne dass die anderen sehr ungenau wären. Die Zahlen im einzelnen:

	Mittlere Fusslänge	Standardabweichung
1. Absteckung (3 Masse)	29,59 cm	0,19 cm
2. Absteckung (6 Masse)	29,66 cm	0,51 cm
3. Absteckung (6 Masse)	29,36 cm	0,77 cm

Unklar ist uns geblieben, in welchen Fällen und aus welchen Gründen die Mauern links oder rechts (innen oder aussen) einer Schnur angeschlagen wor-

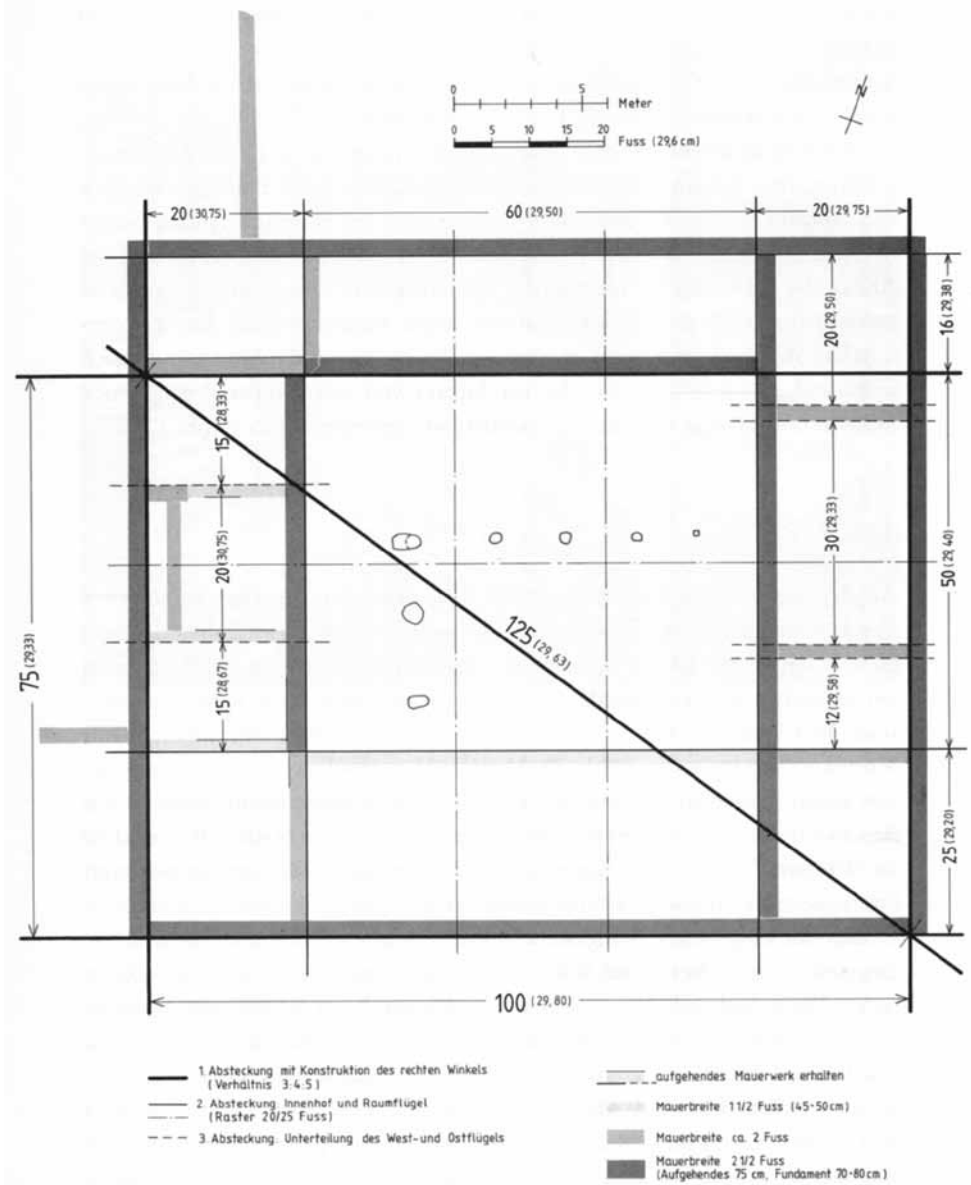


Abb. 6: Absteckungssystem Gebäude B, Masse in Fuss (in Klammern die Fussmasse in cm).
M. 1:300.

den sind. Weiter ist es uns auch nicht gelungen, ein klares System bei den Mauerdicken zu erkennen, die im wesentlichen $2\frac{1}{2}$, 2 oder $1\frac{1}{2}$ Fuss breit waren. Da oft das Aufgehende der Mauer fehlte, waren diese Messungen zusätzlich erschwert.

Nicht zum ursprünglichen Plan mag der Annexraum 12 im Südwesten gehören, den Stehlin 1913/14 untersucht hat, aber keine Baufuge zwischen den Mauern 5 und 11 feststellen konnte, die den späteren Anbau belegt hätte.¹² Durch Fugen belegt ist der Einbau der Mauer 6 im Raum 3 und der Anbau der Mauer 24 im Norden des Herrenhauses, wobei nur die Terrassierungsmauer M 24 sicher einer späteren Phase zuzuweisen ist. Diese unterscheidet sich auch durch die ungenauere Vermauerung der Steine und durch viele und grössere Ziegelstücke im Mörtel von allen anderen erhaltenen Mauern und erweist sich damit eindeutig als späterer Zusatz (Abb. 11).

3. Mauern

An den gefundenen Mauern konnten wir ungemörteltes und gemörteltes Fundament und das Aufgehende unterscheiden. Ohne dass wir diesen Punkt ganz sicher hätten klären können, ist anzunehmen, dass für das Fundament ein Gräbchen gezogen wurde, in das die Fundamentsteine verlegt worden sind. Wir konnten zwei bis fünf Lagen Rollsteine beobachten, die nicht mit Mörtel verbunden waren (Abb. 7). Manchmal waren die obersten Rollsteinlagen schon gemörtelt; darauf kam teilweise ein gemörteltes Fundament aus Bruchsteinen, das aus einer bis zwei Lagen bestand. Die Mauern 8, 9 und 10 im Weststeil des Hauses zeigten gegen Westen hin ein höheres gemörteltes Fundament als im Osten. Damit wurde das abfallende Gelände ausgeglichen, so dass das aufgehende Mauerwerk auf der gleichen Höhe ansetzen konnte. Gegenüber dem Ostteil der Villa lag man aber immer noch etwa 10–20 cm tiefer. Das aufgehende Mauerwerk bestand generell aus gehäupteten, sorgfältig ausgerichteten Bruchsteinen und war meistens etwas schmaler als das Fundament. Mehrmals konnte ein eigentlicher Fundamentvorsprung beobachtet werden (Beilage 2: Mauern 7, 9, 10, 12, 13). Beim Keller (Raum 1) und bei der Stützmauer (M 24) lagen die Fundamente generell tiefer, und das aufgehende Mauerwerk begann etwa 1,7 Meter unter dem Niveau der anderen Mauern. Die Kellermauern und die Stützmauer waren in den unteren Partien gegen die Erde gebaut und einhäuptig. Die Mauer 1 springt im Auf-



Abb. 7: Rollierungen SO-Ecke (Räume 6, 7, 8, 9, Innenhof).

gehenden – 48 cm über dem Kellerboden – 12 cm zurück (Abb. 8), den Grund dafür können wir nicht erkennen.

4. Böden und der Vorplatz im Norden

Selbst wenn an den Mauern bauliche Veränderungen des Herrenhauses nicht oder nur im kleinsten Umfang erkennbar sind, wäre es möglich, dass in den Räumen selbst Erneuerungen vorgenommen worden sind. Innenrenovationen, die auf eine längere Benutzung hindeuten könnten, wären beim schlechten Erhaltungszustand der Villa aber nur an den Böden abzulesen. Im ganzen Herrenhaus (Räume 1–11) haben sich leider keine Böden oder originale Gehniveaus erhalten. Sie sind wohl alle dem Pflug und früheren Raubgrabungen

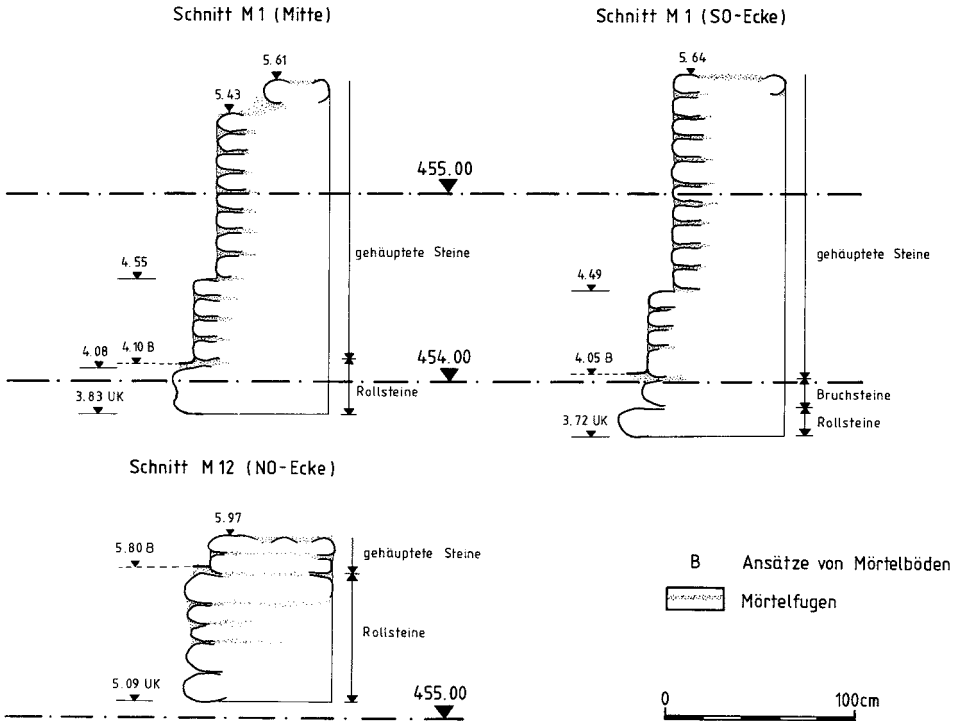


Abb. 8: Schnitte durch M 1 (Raum 1) und M 12 (Raum 5). M. 1:40.

zum Opfer gefallen. Damit konnten wir auch keine Bodenerneuerungen fassen. Bodenerneuerungen wären für uns auch besonders wichtig, weil dabei Zwischenschichten entstehen, in denen meistens Kleinfunde eingelagert sind, die wir für die Datierungen und für die Zweckbestimmung der Räume unbedingt brauchten.

Das originale Terrain, worauf das Herrenhaus gebaut wurde, senkte sich leicht von Ost nach West, so dass wir im Osten auf dem gleichen Niveau die Fundamentsteine angetroffen haben, auf dem sich im Westen noch aufgehendes Mauerwerk erhalten hat (Beilage 1; vergleiche die Höhenangaben). So ist klar, dass im Osten der Pflug schon lange unter das römische Bodenniveau gereicht hat. Im Westen haben sich die Böden auch nicht erhalten, aber im Raum 3 haben wir wenigstens in den östlichen Ecken kleine Reste von Steinsetzungen gefunden, auf denen einmal ein Mörtelboden lag. Und in den



Abb. 9. Eingang zum Kellerraum 1, von aussen (Vorplatz).

Räumen 2, 4 und 5 haben sich auf dem etwas vorstehenden Fundament ganz kleine Reste von Mörtelböden erhalten, so dass wir im Westteil der Villa ein Bodenniveau auf der Höhe zwischen 455,80 bis 455,90 Metern über dem Meeresspiegel rekonstruieren können. In den östlichen Teilen müssen wir den Boden bis etwa 50 cm höher annehmen.

Im Anbau (Raum 12) fand K. Stehlin grosse Teile eines Ziegelmörtelbodens, auf dem sich zwei 6 cm dicke Ziegelplatten von 22×22 cm Grösse wohl noch in ursprünglicher Lage befanden (Beilage 2). Es sind die letzten Reste einer Warmluftheizung (Hypokaust), bei welcher der Boden auf Pfeilerchen aus solchen Ziegelplatten stand. Wie kennen die absolute Höhe des Ziegelmörtelbodens nicht genau (etwa 455,00). K. Stehlin meinte, dass man bei einer durchschnittlich anzunehmenden Differenz von 80 cm zwischen unterem und oberem Boden eines Hypokausts mit dem oberen Boden, der das Gelniveau darstellt, gerade auf die Höhe der Böden der Räume 2 bis 5 kam.

Zu unserer Überraschung entpuppte sich der Raum 1 als Keller, von dem Karl Stehlin nichts gewusst hat (Abb. 5). Trotzdem war er mit sehr lockerem modernem Schutt – mit einigen römischen Funden darin – gefüllt. Nur in der Südhälfte des Kellers fanden wir eine dünne Schicht aus Sand und Lehm



Abb. 10: Detail Westleibung des Eingangs zum Kellerraum 1, von innen.

mit Holzkohle und Asche, die vielleicht noch unberührt war. Wahrscheinlich ist der ganze Keller schon in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts ausgegraben und mit viel Abraum von der damaligen Raubgrabung wieder eingefüllt worden, darunter auch Reste von Wandmalerei, auf die wir unten zurückkommen werden. Auch der Keller war einmal mit einem Mörtelboden versehen, der von 454,13 auf 454,05 von Osten nach Westen leicht abfiel und damit knapp 1,8 m unter den Böden in den Räumen 2 bis 5 lag. In der Nordwand des Kellers fanden wir eine Türaussparung von 1,58 m Breite. Zuunterst sprangen die Türleibungen zurück, wo die Schwelle aus Holz oder Stein eingelassen war (Abb. 9; 10). Die Schwellenhöhe können wir im Negativ an den Leibungen ablesen: sie lag auf 454,13 bis 454,20, d.h. 15 bis 20 cm über dem Mörtelboden des Kellers und 10 bis 15 cm über dem Vorplatz, auf den die Türe führte.

Der Vorplatz lag etwa auf der Höhe des Vorgeländes westlich des Herrenhauses und war wie der Keller in den Abhang eingetieft (Abb. 11). Der Vorplatz wurde gegen Osten durch die Hangstützmauer M 24 begrenzt, die direkt in der Flucht der Ostleibung der Türe ansetzte und 9 Meter nach Norden verfolgbar war, wo sie durch einen modernen Leitungsgraben gestört

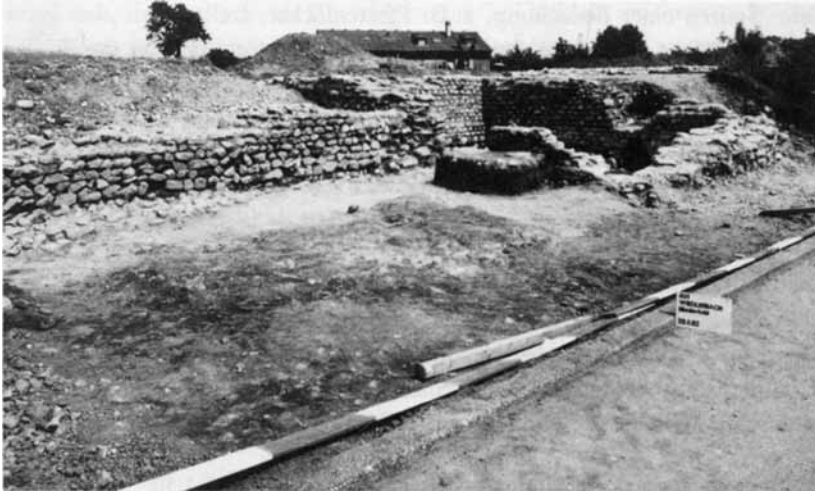


Abb. 11: Übersicht Vorplatz, Terrassierungsmauer (M 24) und Kellerraum 1 von Nordwesten.

wurde. Diese Mauer könnte nur im Zusammenhang mit dem Vorplatz stehen oder Teil einer Umfriedungsmauer sein, die um den gesamten Gutshof herumführte. Auf dem Vorplatz trafen wir die einzigen ungestörten römischen Schichten, die uns unsere Vorgänger noch überlassen haben. In diesen ungestörten Schichten haben wir die meisten Kleinfunde angetroffen, die auf den Tafeln 1–8 gezeichnet sind. Den Schichtaufbau erkennt man auf den zusammengesetzten Längs- und Querprofilen (Abb. 12).¹³ Wir können eine ältere Steinpflasterung und eine jüngere – etwas gröbere – Steinpflasterung neben einem Mörtelboden unterscheiden, die durch die Schichten V und Va getrennt waren. Die ältere Steinpflasterung reichte unter die Fundamente der Mauer 24 und gehörte vermutlich zu einer Vorgängermauer. Zur Mauer 24 selbst gehörten dann die jüngere Steinpflasterung und der Mörtelboden. Beide Steinpflasterungen führten wohl bis zur Kellertüre, wo sie aber von den Raubgräbern des letzten Jahrhunderts gestört worden sind. Der Südabschluss des Mörtelbodens könnte eine gewollte Begrenzung sein, d.h. er lässt einen ungepflasterten Weg der Mauer 2 entlang zum Badegebäude frei. Ein eindeutiges Gelniveau haben wir aber nicht gefunden. Der mit Ziegelschrot durchsetzte Mörtelboden überrascht auf einem Vorplatz. Unseres Erachtens kann er nicht der Witterung ausgesetzt, sondern muss überdacht gewesen

sein. Spuren einer Bedachung, z.B. Pfostenlöcher, stellten wir aber keine fest, vielleicht sind ihre Spuren westlich des Mörtelbodens durch den Strassenbau gestört worden. Über dem Mörtelboden lagerten zwei Schichten mit Brandschutt (Schichten III und II). Zwei Steinplatten nördlich der Mauer 2 neben der Türe lagen auf der Schicht II wahrscheinlich in situ und könnten einen jüngsten Gehhorizont des Vorplatzes angeben, der aber etwa 15 cm über der Türschwelle lag.

5. Innenhof

Beim 60 × 50 Fuss grossen Innenhof stellte sich vor allem die Frage der Überdachung, da es sich ja auch um eine Halle handeln konnte. Von römischen Villen aus Stein sind im wesentlichen nur regelmässig verlegte Steinplatten

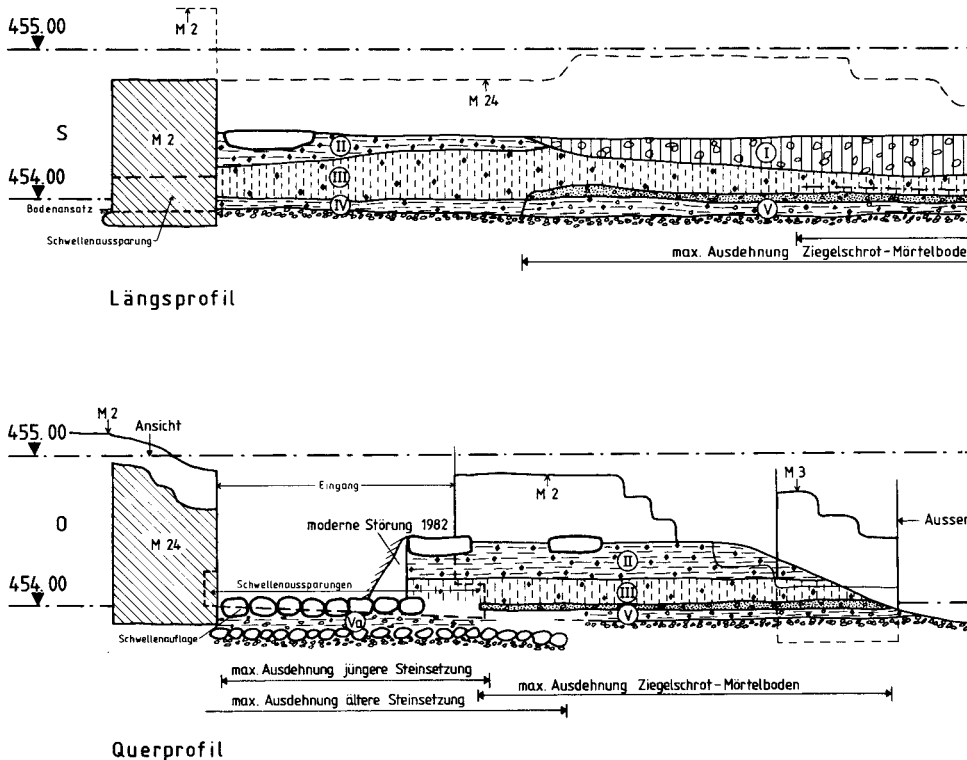
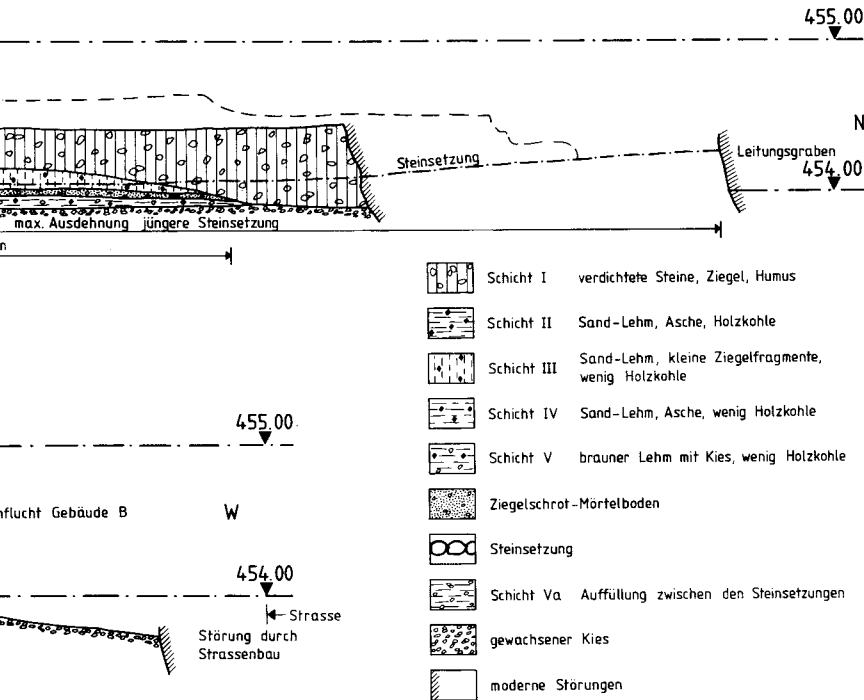


Abb. 12: Profile durch die römischen Schichten des Vorplatzes. M. 1:50.

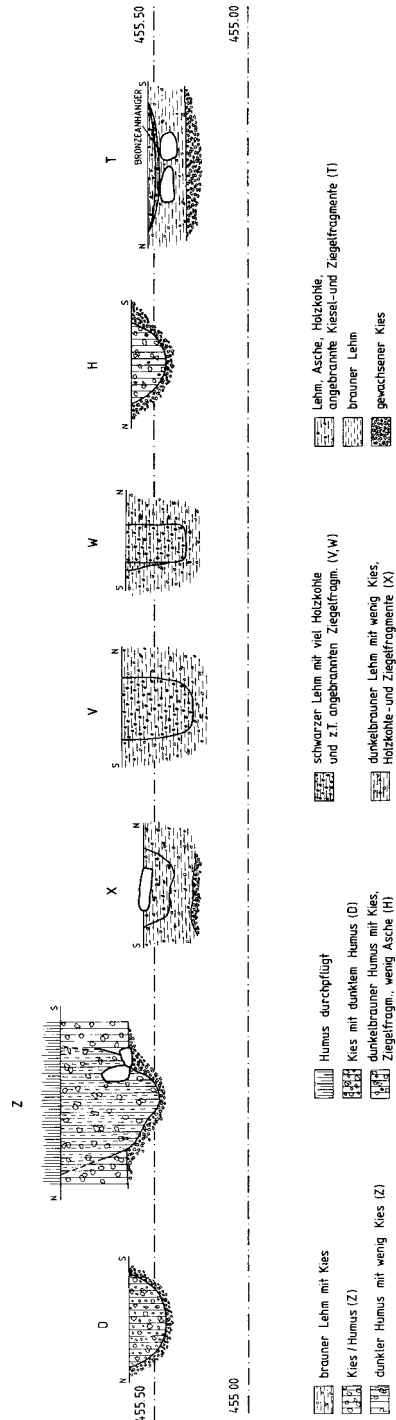
bekannt, die als Unterlagesteine für Dachstützen dienten. Solche Steine fanden wir nicht, weil vielleicht das Bodenniveau schon zu stark gestört war. Um allfällige Verfärbungen von Gruben, Pfosten und Pfostenlöchern gut erkennen zu können, zogen wir die Fläche des Innenhofes mit dem Bagger auf ein tieferes Niveau ab. In der Westhälfte gingen wir bis auf den anstehenden Kies, wo sich eine verwirrende Vielzahl von Verfärbungen zeigte, die sich im Schnitt in der Mehrzahl als natürlich erwiesen (Beilage 1). In der Osthälfte stand der Kies tiefer an, so dass wir mit dem Bagger auf einen hellbraunen mit Kies durchsetzten Lehm gingen. Hier waren weniger Verfärbungen sichtbar, dafür eindeutigere. Wir stiessen auf zwei schwarze, rechteckige Verfärbungen (Beilage 1, V. W; Abb. 13, V. W), die sich im Schnitt als Pfosten erwiesen. Ausgehend von diesen eindeutigen Pfosten fanden wir in der gleichen Linie drei weitere Verfärbungen (D, Z, X), die man im Schnitt als Pfostengruben



deuten konnte, was bei der Verfärbung Z durch drei Keilsteine noch gestützt wurde. Da wir zuerst an einen Vorgängerbau aus Holz dachten, suchten wir die Fläche nach einer zweiten parallelen Pfostenreihe ab, was aber ergebnislos blieb. Da die Reihe ziemlich parallel zur Nordmauer des Innenhofes verläuft – der Abstand der Nordgrenzen der Verfärbungen zur Nordmauer schwankt nur zwischen 6,15 und 6,20 m –, scheint es uns wahrscheinlicher, dass diese Pfosten eine Teilüberdachung des Innenhofes getragen haben. Für eine vollständige Überdachung scheint uns die Spannweite zur Südmauer des Innenhofes zu gross. Erst nach der Grabung stellten wir fest, dass unter den vielen Verfärbungen im Westteil noch H und R (Beilage 1) Pfostengruben gewesen sein könnten. Leider wurde die Verfärbung R nicht geschnitten, so dass ihre Deutung als Pfostengrube sehr unsicher bleibt. Die Pfostenreihe D, H und R könnte ein Pultdach parallel zur Westmauer des Innenhofes getragen haben. Diese Überdachung würde recht gut zu einer Türe in der Mauer 13 passen, die wir anhand von zwei Platten im Raum 6 in der Südwestecke des Innenhofes annehmen können. Wir meinen nämlich, dass diese Platten – zwar durch den Pflug aus ihrer ursprünglichen Lage gerissen – zur Schwellenunterlage gehörten (Beilagen 1 und 2). Die Flächen in den Räumen 2–11 haben wir noch von Hand abgezogen und nach Bodenverfärbungen untersucht; damit haben wir vielleicht nicht ganz diejenige Ebene erreicht, auf der man die Verfärbungen am besten sieht, so dass wir nicht absolut sicher sein können, wirklich jedes Pfostenloch erfasst zu haben. Im Raum 6 haben wir wenigstens noch die Verfärbung T entdeckt, die sich als eine sanfte Delle entpuppte, die mit einer Brandschicht gefüllt war; in der kleinen Vertiefung konnte sie sich erhalten, war aber ursprünglich wohl viel ausgedehnter. Vielleicht waren die Pfostenlöcher V und W mit der gleichen Brandschicht gefüllt, und der Brandschutt auf dem Vorplatz könnte auch auf dasselbe Ereignis hindeuten, was aber heute nicht mehr beweisbar ist. Mit mindestens einem beträchtlichen Brand des Herrenhauses müssen wir aber rechnen, wie die verbrannten Ziegel in der Mulde T und auf dem Vorplatz belegen.

Die beiden Pfostenreihen im Innenhof versuchten wir auch ins erschlossene Masssystem des gesamten Gebäudes einzubauen. Auf Abb. 6 haben wir das Rechteck der Grundvermessung in 15 Felder von 25 auf 20 Fuss aufgeteilt. Es scheint uns möglich, dass der Rand des Pultdaches an der Nord- und Westseite des Innenhofes mit den Grenzlinien zwischen den Feldern zusammenfiel und die Stützpfeiler etwas zurückversetzt waren. Damit hätte der unbedachte Teil des Innenhofes noch zwei Felder von 25 auf 20 Fuss umfasst.

Abb. 13: Schnitte durch Pfostenlöcher (V, W) und Pfostengruben (D, Z, X, H) im Innenhof sowie der Mulde (T) im Raum 6. M. 1:40.



6. Aussehen und Ausstattung

Was wissen wir vom Aussehen des Herrenhauses und von der Ausstattung und Zweckbestimmung der Räume? Bei der schlechten Erhaltung der Mauern war es unmöglich, einen Verputz der Aussenmauern festzustellen. Es ist aber anzunehmen, dass die Steine in der Antike sichtbar waren, allenfalls könnte ein Fugenstrich im Mörtel zur Vortäuschung rechteckiger Steinquader angebracht worden sein.

Der Eingang zum Keller wird wohl nur ein Nebeneingang gewesen sein, und es ist nicht einmal sicher, ob man von dort ins übrige Gebäude gelangen konnte. Der Haupteingang, beispielsweise von der römischen Hauptstrasse her, ist eher zu den Räumen 7–11 im Osten oder Norden anzunehmen. Die Mauer 6 im Raum 3 wird wohl ein Treppenfundament gewesen sein, worauf auch das verbreitete Fundament der Mauer 8 hinweisen könnte, das vielleicht den obersten Tritt der Treppe tragen musste. War eine Treppe vorhanden, ist mindestens im Westflügel mit einem oberen Stockwerk zu rechnen. Die Westseite besitzt schon im Erdgeschoss die stärkste Unterteilung in Räume und könnte am ehesten als Wohnteil benutzt worden sein. Zur Zweckbestimmung der Räume lässt sich im einzelnen aber wenig sagen. Wir wissen beispielsweise nicht, was im Keller (Raum 1) eingelagert war; wir wissen nicht, ob Raum 3 als Treppenhaus anzusprechen ist, wir wissen nicht, wofür der heizbare Raum 12 im Südwesten angebaut worden ist. Vielleicht ist es nicht nur dem Erhaltungszustand zuzuschreiben, dass nur in den Räumen 1–5 und 12, also im Westteil, Mörtelböden nachweisbar waren, immerhin war von den Mauern 1, 7 und 12 soviel vorhanden, dass auch Ansätze von Mörtelböden für die Räume 6 und 11 und für den Innenhof sich hätten finden können, was wiederum darauf hindeuten würde, dass der Westteil die Wohnräume umfasste und sich in den übrigen Flügeln die Wirtschafts- und Gesinderäume befanden, die nicht so gut ausgebaut waren.

Neben dem Vorplatz gab es auch in den Räumen Ziegelschrot-Mörtelböden, wie Funde aus der Brandschuttschicht und den Einfüllungen belegen; teilweise besaßen sie eine abgeschliffene Oberfläche (Terrazzoboden). In den modernen Einfüllungen im und vor dem Keller fanden wir verschiedene Bruchstücke von Ziegelplatten von 22 × 22 cm Grösse, die zu Hypokaustpfeilern gehörten, und von einer etwas grösseren obersten Pfeilerplatte (30 × 30 bis 33 × 33 cm). Daneben sind verschiedene Hohlziegel der Wandheizung zu erwähnen. Diese stammen wohl aus dem Badegebäude oder dem

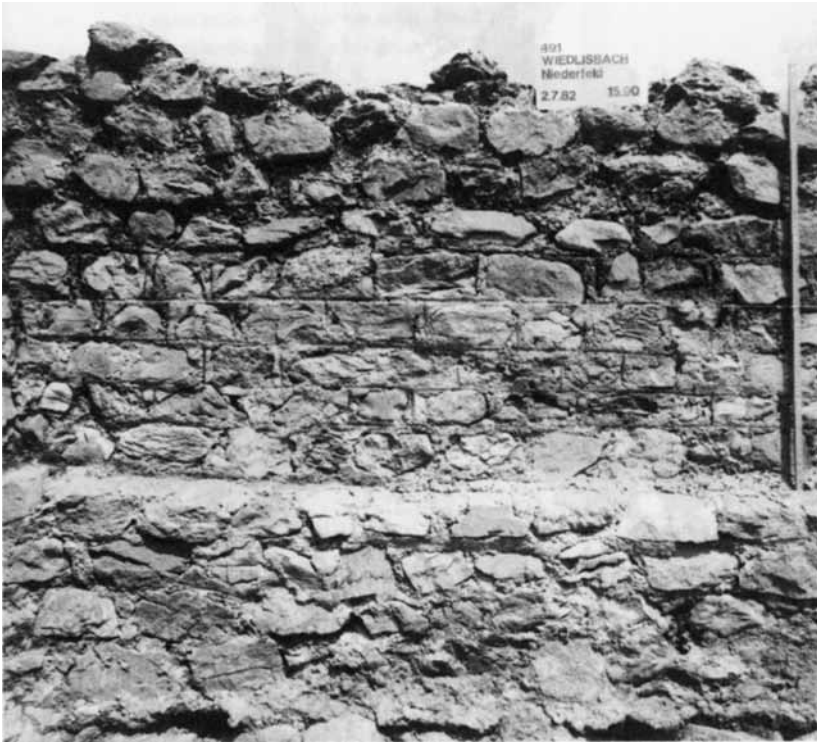


Abb. 14: Detail Fugenstrich im Kellerraum 1 (M 1).

Raum 12, aber es könnten auch noch andere Räume heizbar gewesen sein. (Zwei Ziegelbruchstücke, die mit 2,5 cm sehr dünn sind, trugen einen Mörtelboden, dessen oberste Schicht stark mit Stroh durchsetzt war.)

Im Wiedlisbacher Museum wird ein Fragment eines Mosaikbodens aufbewahrt; da es nicht angeschrieben ist, kann nicht gesagt werden, ob es aus der Villa auf dem Niederfeld stammt.

Der Keller (Raum 1) besass Wände mit Fugenstrich (Abb. 14), aber es fanden sich keinerlei Hinweise auf eine weitere Verputzung der Kellerwände, obwohl in der Kellerfüllung viele Bruchstücke von Wandmalerei lagen. Diese sind am ehesten nach der Raubgrabung in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts beim Aufräumen in den Keller geworfen worden. Sie können unseres Erachtens von irgendeinem Raum im Herrenhaus oder gar

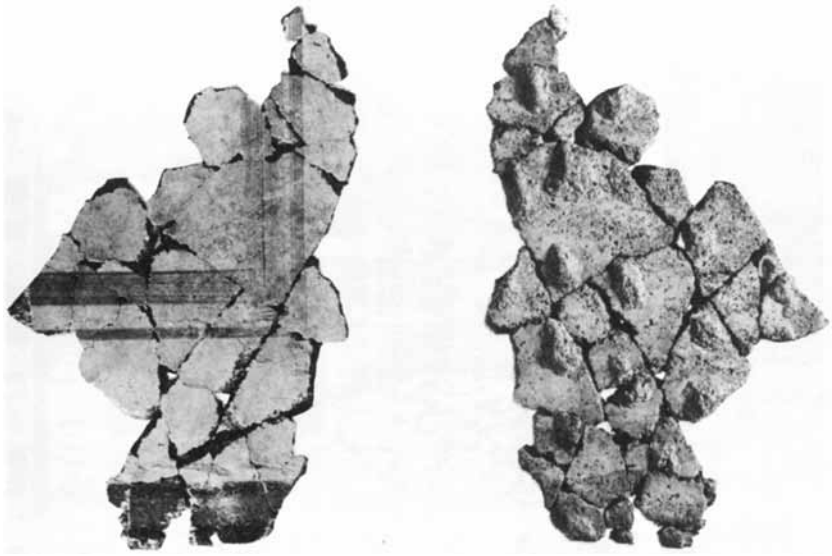


Abb. 15: Wandmalerei Wand 1, links Vorderseite, rechts Rückseite mit Noppen, M. 1:4.

im Badegebäude stammen, wo aber K. Stehlin keine Hinweise auf Wandmalerei fand. Der 4 cm dicke Wandverputz aus Ziegelmörtel, den K. Stehlin an der Mauer 5 im Raum 12 entdeckte, kann keine Wandmalerei getragen haben, da er im Heizungsbereich lag und unsichtbar war. Die erhaltenen Wandmalereibruchstücke scheinen mindestens von vier verschiedenen Wänden oder Wandteilen zu stammen, in drei Fällen sicher aus der Sockelzone.

Wand 1 ist weissgrundig und mit einem roten und zwei gelbbraunen Streifen in Panneaus unterteilt. Es ist eine Ecke eines Panneaus erhalten geblieben (Abb. 15); der untere rote Streifen läuft gerade am Bodenansatz um. Im weissen Feld des Panneaus ist eine nicht deutbare Zeichnung mit braunen und grauen Pinselstrichen erhalten.

Von der zweiten Wand ist wieder der Bodenansatz erhalten, darüber liegt ein 8 cm breiter roter Streifen, den ein 1 cm breiter grauer Strich von einem gelbgrundigen Feld mit roten Wolken trennt, in dem noch zwei weitere 1 cm breite graue Striche im Abstand von 5 cm zum ersten umlaufen.

Bei der dritten Wand ist der Bodenansatz nicht erhalten. Sie ist rotgrundig mit zwei 1 cm breiten weissen Streifen, die im Abstand von 5 cm parallel zueinander verlaufen.

Von der vierten besitzen wir den Bodenansatz mit einem roten Streifen. Wie die erste hat sie einen weissen Grund, von dem sich sehr schlecht erhaltene rotbraune Streifen abheben. Zu dieser Wand scheinen drei Bruchstücke zu gehören, die zur 120°-Ecke einer Fenster- oder Türleibung gehören. (Bruchstücke von Fensterglas bestätigen das Vorhandensein von Fenstern.)

Ein kleines Bruchstück besitzt einen hellgrauen Grund mit einem braunen Strich und gelben Tupfen, und mehrere kleine Bruchstücke haben einen rötlichweissen Grund mit diffusen roten Strichen.

An Bruchstücken der vierten Wand ist erkennbar, dass der 4 cm dicke Grundverputz aus sandigem Mörtel in zwei Schichten aufgetragen worden ist. Von den anderen Wänden ist immer nur die zweite 2 cm dicke Schicht erhalten. Bei der ersten Wand scheint die untere Mörtelschicht aufgepickt worden zu sein, damit der obere Verputz besser halten würde, so dass jetzt auf der Unterseite des oberen Verputzes viele Noppen zu beobachten sind, welche die Kerben ausgefüllt haben (Abb. 15).

In der Kellerfüllung fanden wir einige behauene Tuffsteine, die von Fenster- und Türgewänden stammen könnten. Es wäre abzuklären, ob dieser Tuff aus der Grube hinter Wolfsberg oberhalb Wiedlisbach stammt, die im 17. Jahrhundert ausgebeutet wurde.¹⁴ Wenn nicht in dieser Grube, so muss doch sonst in der Umgebung von Wiedlisbach schon in römischer Zeit Tuff abgebaut worden sein, wie die Beobachtungen von K. Stehlin am Gebäude A zeigen (s.u.).

Vom Dach fanden sich viele Fragmente von Leistenziegeln und Rundziegeln, einige in der Mulde T und in der Brandschuttschicht waren vom Brand grau verfärbt. Ein Ziegeldach deckte wohl sicher die Räume 1–12 und das Badegebäude, während uns die Stützkonstruktion der Pultdächer im Innenhof dafür zu schwach erscheint und wir dort eher mit einem Strohdach rechnen.

III. Gebäude A

Das Gebäude A liegt heute unter Gewächshäusern; es ist anzunehmen, dass seine Grundmauern noch im Boden liegen. Bei den Ausgrabungen von 1913/14 war dieses Gebäude weit besser erhalten als das Herrenhaus. Karl Stehlin schreibt in seinem Grabungsbericht⁹ (Abb. 16):

«Das kleine Gebäude liegt westlich vom Fusse der Bodenerhebung, 10 m vom grösseren entfernt und annähernd parallel zu demselben gerichtet. Seine

Mauern reichen bis etwa 40 cm unter die Bodenoberfläche, an der Nord- und Westseite sind noch 2–3 Schichten aufgehendes Mauerwerk mit regelmässigen Fluchten aus Kalkbruchsteinen erhalten, die Ecken sind aus Tuffsteinquaderchen hergestellt. Die südwestliche Partie ist theilweise zerstört. Das Innere ist durch Zwischenmauern in 4 Räume getheilt. An der Westseite, nach der NW-Ecke, springt ein kleiner Anbau vor, er ist sicher zugleich mit dem Hauptgebäude errichtet, denn die Mauer des letzten ist an der Stelle, wo der Anbau anfängt, schmaler und hat ausserdem einen Absatz, der an der übrigen Strecke fehlt. Der Vorbau enthielt offenbar das Praefurnium zum Hypokaust im Raum 1, dessen Hypokaust durch Bruchstücke von Tubuli bezeugt ist. Der Boden des Hypokaustraums 1 ist mit Kieselwackern gepflastert, deren Fugen mit Ziegelmörtel ausgestrichen sind. Der Hypokaust scheint sich auch in den Raum 2 hinüber erstreckt zu haben; denn auf der Mauer zwischen 1 und 2 fanden sich, in gleicher Höhe mit dem Mörtelboden des Raums 1, Reste eines Belages von Ziegelplatten.»

Auch wenn sich keine Spuren einer Badewanne erhalten haben, wird es sich beim Gebäude A um ein Bad gehandelt haben.

Nach den erfreulichen Resultaten beim Herrenhaus versuchten wir auch für dieses Gebäude eine Massanalyse (Abb. 17): Die drei Grundmasse von 30, 40 und 50 Fuss ergeben nach dem Satz des Pythagoras wieder genau einen rechten Winkel. Für die Raumeinteilung wird die Breite zu je 15 Fuss halbiert, während die Länge zu 25 und 15 Fuss, bzw. zu 15 und 25 Fuss aufgeteilt wird. Wir haben also 9 Masse zur Verfügung, die eine Fusslänge von 28,77 cm bei einer Standardabweichung von 0,39 cm ergibt.¹⁵ Die Zahlen im einzelnen:

	Mittlere Fusslänge	Standardabweichung
1. Absteckung (3 Masse)	28,80 cm	0,10 cm
2. Absteckung (6 Masse)	28,76 cm	0,47 cm

Die Schwankungen sind noch geringer als beim Herrenhaus, was wohl darauf zurückzuführen ist, dass bei allen Mauern des Gebäudes A auch das Aufgehende erhalten war. Die Masse des Badegebäudes beruhen aber auf einem 8 mm kleineren Fuss als diejenigen des Herrenhauses. Der Unterschied ist zwar etwas gross, aber er hängt vielleicht doch mit der anderweitig festgestellten Verminderung des römischen Fusses in der Zeit des Septimius Severus (um 200 n. Chr.) zusammen, die nur 2 mm beträgt.¹⁶

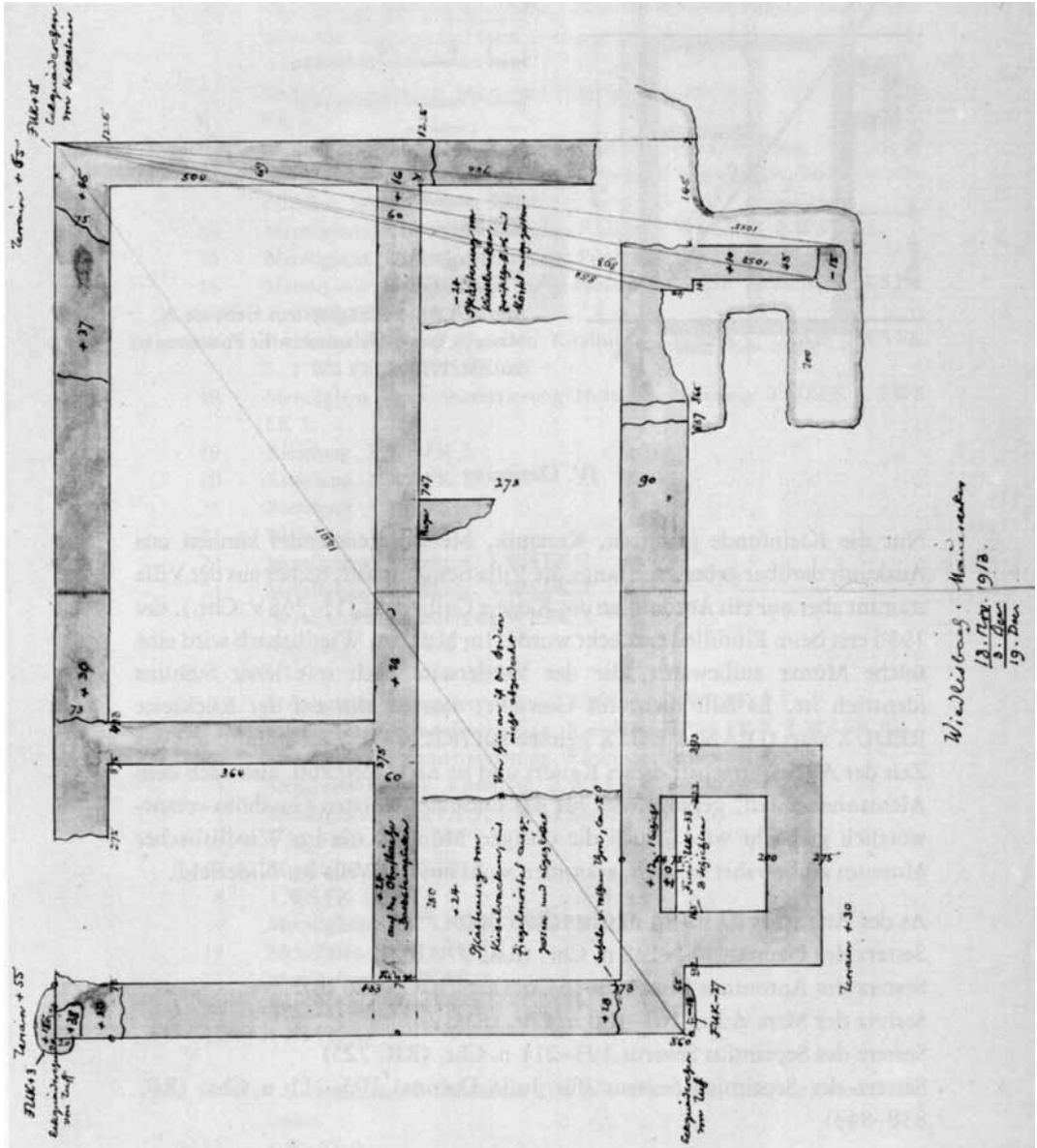
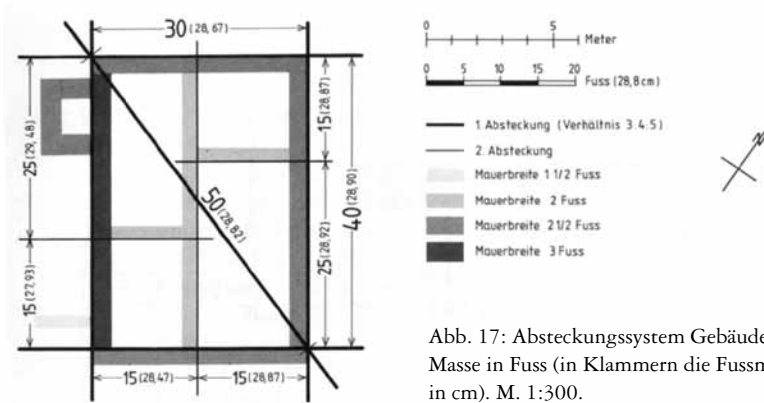


Abb. 16: Gebäude A, Grabungsplan von K. Stehlin, 1913. M. 1:100.



IV. Datierung

Nur die Kleinfunde (Münzen, Keramik, Metallgegenstände) können uns Auskunft darüber geben, wie lange die Villa bewohnt war. Sicher aus der Villa stammt aber nur ein Antoninian des Kaisers Gallienus (253–268 v. Chr.), der 1914 erst beim Einfüllen entdeckt wurde. Im Museum Wiedlisbach wird eine solche Münze aufbewahrt, die der Vorderseite nach mit jener Stehlins identisch ist. Es fällt nicht ins Gewicht, dass Stehlin auf der Rückseite REDUX statt (DIAN)A FELIX gelesen hat (RIC 473).¹⁷ Sie stammt aus der Zeit der Alleinherrschaft dieses Kaisers und ist nach 258/260, also nach dem Alemanneneinfall, geprägt, der für das Ende der meisten Gutshöfe verantwortlich gemacht wird. Auch die übrigen Münzen, die im Wiedlisbacher Museum aufbewahrt werden, stammen wohl aus der Villa im Niderfeld:

As des Augustus 27 v.–14 n. Chr. (RIC 360)

Sesterz des Hadrian 117–138 n. Chr. (RIC 970 b)

Sesterz des Antoninus Pius 138–161 n. Chr. (RIC 1386 b)

Sesterz des Marc Aurel 161–180 n. Chr. (RIC ?)

Sesterz des Septimius Severus 193–211 n. Chr. (RIC 725)

Sesterz des Septimius Severus (für Julia Domna) 193–211 n. Chr. (RIC 838–843)

Daran können wir noch die Münze des Traianus Decius (249–251 n. Chr.) anfügen, die F. L. von Haller erwähnt (RIC 26).¹⁸ Ausser der Münze des

Kaisers Augustus fügen sich die anderen in eine kleine Münzreihe von Hadrian bis Gallienus (117–268 n. Chr.) ein. Wegen der zu geringen Zahl von Münzen ist noch keine eindeutige Aussage über die Belegungszeit des Gutshofes möglich, ganz davon abgesehen, dass ihr Fundort nicht gesichert ist.

Was die Keramik betrifft, ist das importierte Tafelgeschirr aus Terra sigillata am besten für Datierungen zu gebrauchen. Leider haben wir aber nur die Bruchstücke von elf solchen Gefäßen zur Verfügung. Die Tasse (Taf. 9,1) und der Löwenkopf (Taf. 1,3) stammen wohl aus Rheinzabern; sie gehören ins ausgehende 2. oder ins 3. Jahrhundert und sind die jüngsten Gefäße zusammen mit dem Teller Drag. 32 (Taf. 9,2). Etwa in die Mitte des 2. Jahrhunderts sind die beiden ostgallischen Scherben von Reliefschüsseln der Form Drag. 37 zu setzen (Taf. 1, 6.7), wovon Taf. 1,6 mit einiger Sicherheit aus Heiligenberg stammt, dem die andere Scherbe im Ton sehr ähnlich ist. Auch der Teller Drag. 31 gehört in diesen Rahmen. Älter sind die Schälchen Drag. 36 (Taf. 1, 1.2), das kleine Tässchen Knorr 78 (Taf. 1, 4.5), die Schüssel Drag. 37 (Taf. 8,17) und vielleicht der Teller Curle 15 (Taf. 1,8), die sich im Ton gleichen. Am ältesten könnte davon das Tässchen Knorr 78 sein; diese Form beginnt noch in vespasianischer Zeit (69–79 n. Chr.), die aber nach dem Vergleich zwischen Kastell III von Rottweil (ca. 75–105 n. Chr.) und dem Kastell von Oberstimm, das bis etwa 125 n. Chr. bestand, anfangs 2. Jahrhundert etwas häufiger wird. Am besten lässt sich die Schüssel Drag. 37 datieren, sie stammt vom Töpfer Natalis aus Banassac in Südgalien. Seine Ware gehört zum jüngsten in Oberstimm und zum ältesten im Kastell Hesselbach, das am älteren Limes liegt und dessen Gründung wohl mit dem Ende von Oberstimm zusammenfällt.¹⁹

Nach den vorliegenden Funden scheint uns wahrscheinlich, dass der Gutshof von der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts bis in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts bestanden hat.

Der oben schon einmal erwähnte Brand der Villa, den wir nach dem Befund in eine mittlere Belegungszeit des Gutshofes weisen wollten, scheint nach den Kleinfunden aus der Schicht III und der eigentlichen Brandschuttschicht II (Abb. 12) etwa um 200 n. Chr. ausgebrochen zu sein, da in diesen Schichten die jüngste Terra sigillata nicht vorkommt.

Zwei Pfeilspitzen (Taf. 8, 12.13) gehören zu den spektakulärsten Funden unserer Grabung. Ist der Gutshof kriegerischen Ereignissen zum Opfer gefallen? Leider ist die eine ein Streufund, die andere (Taf. 8,12) kam in der Fül-

lung über den Vorplatzschichten I–III zum Vorschein. Jedenfalls steht sie nicht mit dem Brand in Zusammenhang. Sie könnte also durchaus etwas mit der Zerstörung der Villa zu tun haben, auch wenn wir keine Zerstörungsschicht fassen konnten. Solche Pfeilspitzen mit flachem Blatt und gespalte-
ner Tülle kommen in römischen Militärkastellen durchaus vor.²⁰ Interessant scheint mir aber, dass sie auch im freien Germanien in Gräbern auftreten, also von Germanen als Waffen benutzt worden sind.²¹ Vielleicht haben doch Alemannen die Villa zerstört, zwar kaum 258/260 n. Chr., sondern bei einem späteren Überfall.

V. Haushalt und Wirtschaft

Auf dem Gutshof von Wiedlisbach wird man Ackerbau betrieben und Haustiere gehalten haben. Leider sind unsere Funde an Knochenabfällen allzu gering, um Genaueres aussagen zu können. Die wichtigsten Haustiere wie Rind, Schwein, Schaf und Ziege werden wohl vorhanden gewesen sein. Zwar besitzen wir keine direkten Hinweise auf den Ackerbau, aber es hat sich in der Kellerfüllung ein Läufer einer Mühle aus Granit gefunden (Abb. 18).

Die 897 Keramikscherben, die 16 Glasscherben und ein Bodenstück eines Lavezgefäßes (Taf. 7,13), die wir aus den ungestörten Schichten auf dem Vorplatz bergen konnten (Fundkomplexe 1–9), geben einen schwachen Einblick in den «Geschirrschrank» des Herrenhauses. Die Zusammensetzung des Geschirrs war ganz anders als heute. In Keramiktöpfen wurde damals gekocht (Taf. 6, 16.17; 7, 1–12). Dann sind für uns die Reibschalen mit ihrer mit Quarzkörnern gerauhten Innenflächen ungewöhnlich; sie dienten als Mörser zum Anrühren verschiedener Breie (Taf. 3, 13–16; 4, 17–19). Henkelkrüge für Flüssigkeiten aller Art sind uns schon vertrauter (Taf. 4, 4–7; 5, 1–5). Wahrscheinlich benutzte man die vielen kleinen Gefäße mit Glanztonüberzug (Taf. 1, 10–24; 2) als Trinkbecher, mit Ausnahme des Krügleins Taf. 2,6 und der Schale Taf. 2,7. Auch mit dem Tafelgeschirr aus Terra sigillata lässt sich kein Service in unserem Sinne zusammenstellen: Es sind zwei Schälchen (Taf. 1, 1.2), ein Ausguss einer Reibschale (Taf. 1,3), ein Becher (Taf. 1, 4.5), zwei Schüsseln (Taf. 1, 6.7) und zwei tiefe Teller (Taf. 1, 8.9) nachgewiesen.

Die Keramik aus dem Gutshof von Wiedlisbach ist teilweise in nächster Umgebung hergestellt worden; speziell fallen Kochtöpfe mit Kalkmagerung

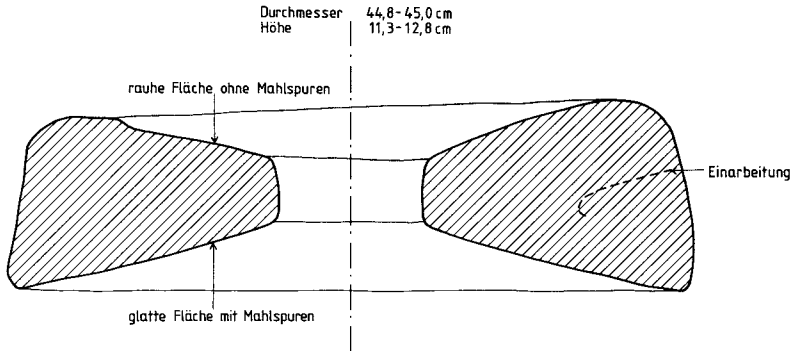


Abb. 18: Läufer einer Handmühle. M. 1:5.

auf (Taf. 6,17; 7, 1–12), die wohl irgendwo im Jura oder an seinem Südfuss gefertigt worden sind. Von weiter her kommt die Keramik mit Glanztonüberzug: Die Gefässe auf den Tafeln 1, 10–24 und 2, 1–13 könnten aus Aventicum stammen²², während diejenigen auf den Tafeln 2, 28–31 vielleicht aus östlicheren Gebieten importiert worden sind; es handelt sich um sogenannte «Rätische Ware». Den weitesten Weg hat die beste Keramik, die Terra sigillata, hinter sich. Die Gefässe auf Tafel 1, 1.2.4.5.8 sind in Südwestfrankreich hergestellt, während jene auf Tafel 1,3.6.7.9 aus dem Elsass und der Pfalz stammen.

Anhang

Fundkomplexe (FK)

- FK 1 Vorplatz, Schicht I
- FK 2 Vorplatz, Schicht II
- FK 3 Vorplatz, Schicht III
- FK 4 Vorplatz, Schicht IV
- FK 5 Vorplatz, Schicht V
- FK 6 Vorplatz, Ziegelschrot-Mörtelboden
- FK 7 Vorplatz, neben Ziegelschrot-Mörtelboden
- FK 8 Vorplatz, Reinigung neben Ziegelschrot-Mörtelboden
- FK 9 Vorplatz, Schicht Va (zwischen den Steinpflästerungen)
- FK 10 Füllung über dem Vorplatz
- FK 11 UK Füllung über dem Vorplatz

- FK 12 Vorplatz, Reinigung OK der Schichten
- FK 13 Raum 1, Füllung
- FK 14 Raum 1, Füllung, direkt über der Eingangsschwelle
- FK 15 Raum 1, UK Füllung
- FK 16 Raum 1, schwarze Schicht
- FK 17 Raum 4, Füllung (unter dem Humus)
- FK 18 Raum 5, Füllung
- FK 19 Raum 5, Reinigung
- FK 20 Raum 5, Füllung auf Bodenhöhe
- FK 21 Raum 6, Grube T
- FK 22 Innenhof, Grube Y
- FK 23 Innenhof, Grube H
- FK 24 Innenhof, Grube U, über Holzkohleband
- FK 25 Innenhof, Grube U, unter Holzkohleband
- FK 26 Innenhof, UK Rollierung M 7, an Stein klebend
- FK 27 Streufunde, wahrscheinlich aus römischer Schicht
- FK 28 Streufunde
- FK 29 Streufunde, westlich M 24
- FK 30 Streufund, Raum 6
- FK 31 Streufund, Schuttdeponie
- FK 32 Streufunde vor Abhumisierung

Tafeln (S. 235 ff.)

- Taf. 1, 1–9 Terra sigillata
 - 1, 1 Drag. 36, südgallisch. 1 WS FK 4, 1 WS FK 7, 1 WS FK 10.
 - 2 Drag. 36, Rest von Barbotineauflage auf dem Rand erhalten, südgallisch. 3 WS FK 3, 1 WS FK 4, 1 WS FK 5.
 - 3 Löwenkopf-Applike einer Drag. 45, ostgallisch, wohl aus Rheinzabern. FK 14.
 - 4–5 Knorr 78, südgallisch. 1 WS FK 3, 1 WS FK 5.
 - 6 Drag. 37, ostgallisch, wohl aus Heiligenberg (R. Forrer, Die römischen Terra-sigillata-Töpferien von Heiligenberg-Dinsheim und Ittenweiler im Elsass. Stuttgart 1911. Taf. 33; 35). 1 WS FK 3.
 - 7 Drag. 37, ostgallisch, wohl aus Heiligenberg. 1 WS FK 3.
 - 8 Curle 15, südgallisch? 1 WS FK 7.
 - 9 Drag. 31, ostgallisch. 1 RS FK 5.
 - Schrägwand einer Drag. 31, ostgallisch, zu 9 gehörig? 2 WS FK 3.
- Taf. 1, 10–24; Taf. 2, 1–13: Glanztonkeramik mit orangerotem bis rotbraunem Überzug aus-
sen und innen, falls ein metallischer Glanz vorhanden, wird dies vermerkt.
 - 1, 10 Metallglanz. Barbotineverzierung: Geweih, Hals, Vorderbein und Hinter-
beine von Hirschen und Punktreihen. 1 WS FK 2, 4 WS FK 3, 1 WS FK 4, 1
WS FK 11.

- 11 Barbotineverzierung: Maul eines Hirsches, Punktreihen. 1 WS FK 1, 3 WS FK 3.
 - 12 Metallglanz. Barbotineverzierung: Hinterteil eines Hirsches. 1 WS FK 2.
 - 13 Metallglanz. Barbotineverzierung: Hinterteil eines Hasen, Hirsches oder Hundes. 1 WS FK 3.
 - 14 Metallglanz. Barbotineverzierung: Punkte. 1 WS FK 2, 2 WS FK 3.
 - 15 Metallglanz. Barbotineverzierung: Punkte. 1 WS FK 10.
 - 16 Metallglanz. Barbotineverzierung: Hufeisen, Punkte. Riefelung. 2 WS FK 2, 2 WS FK 3.
 - 17 Barbotineverzierung: Hufeisen. Ritzlinien. 3 WS FK 3, 1 RS + 1 WS FK 5, 1 WS FK 8, 1 WS FK 12.
 - 18 Metallglanz. Barbotineverzierung: Hufeisen. Riefelung. 2 WS FK 2, 2 WS FK 3.
 - 19 Riefelung. 2 WS FK 3.
 - 20 Riefelung. 1 WS FK 15.
 - 21 Riefelung. 1 WS FK 16.
 - 22 Riefelung. 1 WS FK 2.
 - 23 Metallglanz. Riefelung. 1 WS FK 2.
 - 24 Metallglanz. Riefelung. 3 WS FK 3.
 - Metallglanz. Riefelung. 1 WS FK 3.
 - Riefelung. 1 WS FK 2.
-
- 2, 1 Metallglanz. Stempelverzierung, Riefelung. 1 WS FK 3.
 - 2 Metallglanz. Stempelverzierung, Riefelung. 2 WS FK 2, 1 WS FK 3.
 - 3 Metallglanz. Stempelverzierung, Riefelung. 2 WS FK 3.
 - 4 Stempel Verzierung, Riefelung. 2 WS FK 3.
 - 5 Metallglanz. 1 RS FK 3, 1 WS FK 2.
 - 6 1 RS FK 2.
 - 7 Metallglanz. 1 RS FK 3.
 - 8 1 WS FK 16.
 - 9 Metallglanz. 2 WS FK 2, 3 WS FK 3.
 - 10 Metallglanz. 1 WS FK 12.
 - 11 Metallglanz. 1 WS FK 3.
 - 12 Metallglanz. 1 BS FK 3.
 - 13 1 BS FK 3.
-
- Taf. 2, 14–16: Glanztonkeramik. Rötlicher Ton mit schwarzem Überzug, aussen und innen.
- 2, 14 1 RS FK 3.
 - 15 Metallglanz. Barbotineverzierung: Hufeisen. Riefelung. 1 WS FK 3, 1 WS FK 7.
 - 16 Metallglanz. Riefelung. 1 WS FK 2.
 - Metallglanz. Faltenbecher. 1 WS FK 10.
-
- Taf. 2, 17–27: Glanztonkeramik. Grauer Ton mit grauem bis schwarzem Überzug.
- 2, 17 Riefelung. 1 WS FK 2.

- 18 Barbotineverzierung: Bogen. Riefelung. 1 WS FK 7.
- 19–20 Faltenbecher. Innen kein Überzug, Riefelung. 2 WS FK 2.
- 21 Metallglanz. Faltenbecher. Riefelung. 1 RS + 18 WS + 1 BS FK 2, 1 RS + 6 WS FK 3, 3 WS FK 1.
- 22 Metallglanz. 1 RS FK 2.
- 23 Metallglanz. Riefelung. 1 WS FK 3.
- 24 Riefelung. 1 WS FK 3.
- 25 Riefelung. 1 WS FK 2, 2 WS FK 3.
- 26 Metallglanz. 6 WS + 1 BS FK 16.
- 27 Metallglanz. 1 BS FK 10.
- Faltenbecher. 1 WS FK 2.
- Metallglanz. Faltenbecher. 1 WS FK 3.

Taf. 2, 28–31: Glanztonkeramik, übrige Sorten.

- 2, 28 Rötlicher Ton, graubraunoliver Überzug. 1 RS FK 3.
- 29 Rötlich-hellbrauner Ton, Überzug aussen braunrot-cremig, innen grau-braun-oliv. Riefelung. 1 RS FK 8, 1 RS FK 12.
- 30 Rötlich-hellbrauner Ton, Überzug aussen braunrot-cremig, innen grau-braun-oliv. Barbotineverzierung: Fäden, Punkte; Ritzlinien zwischen Barbotinefäden. 1 WS FK 8, 1 WS FK 12 (wohl zu 29 gehörig).
- 31 Ton hellgraubraun. Überzug aussen orange, grauschwarz, graubraun, grau-braunoliv, innen grauolive. Barbotineverzierung: Punkte. Ritzlinien. 3 WS FK 3, 1 WS FK 4.

Taf. 3: Ton hellbraun bis hellrotbraun; hellbrauner, hellrotbrauner bis rotbrauner Überzug aussen und innen.

- 3, 1 1 RS-BS FK 15, 1 RS FK 2.
- 2 1 RS-BS FK 1.
- 3 Höhe nicht gesichert. 3 RS + 1 BS FK 3.
- 4 1 RS-BS + 2 BS FK 3.
- 5 1 RS FK 3.
- 6 1 RS FK 16.
- 7 1 WS FK 2.
- 8 1 RS FK 2.
- 9 1 RS FK 2.
- 10 1 RS FK 3.
- 11 1 RS FK 3.
- 12 1 RS und 1 WS FK 3, 1 WS FK 7.
- 13 1 RS FK 3.
- 14 1 RS FK 2.
- 15 1 RS FK 3.
- 16 1 RS FK 2.
- Reibschale. 1 RS mit Ausgussansatz FK 10.
- Reibschale. 1 RS FK 3.

Taf. 4, 1–16: Ton hellbraun bis hellrotbraun; hellbrauner, hellrotbrauner bis rotbraun Überzug nur aussen.

- 4, 1 1 RS FK 3.
- 2 1 RS FK 3.
- 3 1 RS FK 3.
- 4 1 WS mit Henkelansatz FK 10.
- 5 Henkel FK 1.
- 6 Henkel FK 2.
- 7 2 WS FK 1, 1 WS FK 2.
- 8 1 BS FK 3.
- 9 1 BS FK 12.
- 10 1 BS FK 10, 1 BS FK 11.
- 11 1 BS FK 11.
- 12 1 BS FK 1, 2 BS FK 2.
- 13 Reibschale. 1 BS FK 3.
- 14 1 BS FK 3.
- 15 1 BS FK 3.
- 16 1 BS FK 3.

Taf. 4, 17–19; 5, 1–10: Keramik ohne Überzug, Ton weisslich-hellrotbraun.

- 4, 17 1 RS FK 3.
- 18 2 RS FK 7.
- 19 1 RS FK 7.
- 5, 1 1 RS FK 7.
- 2 Henkel FK 3.
- 3 Henkel FK 4.
- 4 8 WS FK 3.
- 5 6 WS FK 3.
- 6 1 BS FK 3.
- 7 1 WS FK 2, 7 WS und 1 BS FK 3.
- 8 1 BS FK 3.
- 9 1 BS FK 7.
- 10 1 BS FK 3.

Taf. 5, 11; 6, 1–11: Ton hellgrau, schwarzer bis braungrauer Überzug aussen.

- 5, 11 1 RS + 12 WS FK 10.
- 6, 1 Überzug nur innen. 1 RS FK 3.
- 2 1 RS FK 3.
- 3 3 WS FK 2: Vielleicht zu 2 gehörig.
- 4 Stempel Verzierung. 1 WS FK 2.
- 5 Stempelverzierung. 2 WS FK 3. Vielleicht zu 5 gehörig.
- 6 Stempelverzierung. 1 WS FK 3. Vielleicht zu 5 und 6 gehörig.
- 7 Riefelung. 1 WS FK 2.

- 8 1 WS FK 7.
- 9 1 BS FK 3.
- 10 Nicht ganz eindeutig, ob Überzug vorhanden. 1 BS FK 10. 11

Taf. 6, 12–15: Ton grau, sandig, ohne Überzug.

- 6, 12 Kammwellen-Verzierung. 1 WS FK 1, 1 WS FK 3.
- ähnlich 12 ohne Kammwellen. 1 WS FK 3.
- ähnlich 12 ohne Kammwellen. 1 WS FK 3.
- 13 Rädchenverzierung. 1 RS FK 2, 1 RS FK 8, 1 RS FK 12.
- 14 Deckel. 1 RS FK 3.
- 15 1 BS FK 2.

Taf. 6, 16–18; 7, 1–12: Grobkeramik, wohl meistens nachgedreht. Farbe sehr uneinheitlich.

- 6, 16 Grobe Quarzmagerung. 4 RS + 3 WS FK 3.
- 17 Kalkmagerung. 2 RS FK 2.
- 18 Kalkmagerung. 1 RS FK 3.
- 7, 1 Kalkmagerung. Kammstrich. 1 RS + 4 WS FK 2, 2 RS + 1 WS FK 3.
- 2 Kalkmagerung. Kammstrich. 2 RS + 5 WS FK 3.
- 3 Kalkmagerung. 1 RS FK 3.
- 4 Kalkmagerung. 2 WS FK 2.
- 5 Kalkmagerung. Kammstrich. 1 RS FK 21.
- 6 Kalkmagerung. Kammstrich. 1 RS + 3 WS FK 2, 2 WS FK 3.
- 7 Kalkmagerung. 1 RS FK 13.
- 8 Kalkmagerung. 1 RS + 4 WS FK 2.
- 9 Kalkmagerung. 4 RS FK 16.
- 10 Kalkmagerung. 1 BS FK 10.
- 11 Kalkmagerung. 1 BS FK 4.
- 12 Kalkmagerung. 1 BS FK 2.
- 13 Lavez. 1 BS FK 2.

Taf. 8, 1–3: Glas.

- 8, 1 Farblos, durchsichtig. 1 RS FK 3.
- 2 Milchig, durchscheinend. 1 WS-BS FK 3.
- 3 Hellblaugrün, durchsichtig. 1 RS oder BS FK 3.
- 1 Stück Fensterglas. FK 2.
- 6 Glasscherben, farblos bis grün. FK 2.
- 6 Glasscherben, farblos bis grün. FK 3.
- 1 Glasscherbe, grün. FK 8.

Taf. 8, 4–6: Bronze.

- 8, 4 Beschlag mit Anhänger. FK 21.
- 5 Scheibe, Rückseite nicht bearbeitet. FK 21.
- 6 Legierung wohl stärker zinnhaltig. Aufhängeöse an einer Glocke? Im Innern Eisenstift. Römisch? FK 30.
- dünnes Blech mit umgebogenem Rand. FK 8.

- Taf. 8, 7–16: Eisen.
- 8, 7–8 T-Haken mit Befestigungsplatte. FK 3.
 - 9 T-Haken mit Befestigungsplatte. FK 31.
 - 10 Beschlag. FK 3.
 - 11 Beschlag. FK 2.
 - 12 Pfeilspitze. FK 10.
 - 13 Pfeilspitze. FK 28.
 - 14 FK 3.
 - 15 Gelenk, römisch? FK 28.
 - 16 FK 26.
 - Etwa 30 römische Nägel nicht abgebildet.
- Taf. 8, 17; 9, 1–13: Keramik aus den Grabungen 1913/14. Zeichnungen der verschollenen Stücke von K. Stehlin.
- 8, 17 Terra sigillata, Drag. 37, südgallisch. Navalis aus Banassac (P. Karnitsch, Die Reliefsigillata von Ovilava. Linz 1959, Taf. 24, 6–9). 2 WS Museum Wiedlisbach.
 - 9, 1 Terra sigillata, Drag. 46, ostgallisch, wohl aus Rheinzabern. Gefunden im Gebäude A. Vollständig erhalten, Museum Wiedlisbach.
 - 2 Terra sigillata, Drag. 32, ostgallisch. 1 RS Museum Wiedlisbach.
 - 3 Glanztonkeramik, Überzug hellbraun-rötlich. 2 WS Museum Wiedlisbach (3b), sind verschollen (3a).
 - 4 Glanztonkeramik, Überzug dunkelviolet-rot, verschollen.
 - Glanztonkeramik, Überzug orange-dunkelviolet, Riefelung. 1 WS verschollen.
 - Glanztonkeramik, Überzug schwarz, Riefelung. 1 WS verschollen.
 - 5 Glanztonkeramik, Überzug orange-rot, verschollen.
 - 6 Ton hellbraun-rötlich, roter Überzug innen und aussen. 1 RS + 1 WS Museum Wiedlisbach.
 - 7 Kugelamphore, Ton graurötlich, mehrere Scherben, verschollen.
 - 8 Ton rot, verschollen.
 - 9 Ton rot, verschollen.
 - 10 Deckel? Ton graurot, verschollen.
 - 11 Ton hellgrau, Kalkmagerung. 1 RS Museum Wiedlisbach.
 - 12 Ton graubraun, sandig. Oberfläche schwarz, rau, verschollen.
 - 13 Ton grau, Kalkmagerung. 1 BS Museum Wiedlisbach.
 - 14 WS und 2 BS Keramik ohne Überzug, verschollen.
- Taf. 9, 14: Ton hellgrau, hellbrauner bis schwarzer Überzug aussen. Nicht sicher aus der Villa stammend. Museum Wiedlisbach.
- 1 BS eines Glasgefässes und 1 Stück Fensterglas nicht abgebildet.
- Taf. 10: Metallfunde aus den Grabungen 1913/14. 1 Bronze, sonst Eisen. Alle verschollen. Zeichnungen von K. Stehlin.

- 10, 1 Papierdünnes Bronzeblech.
- 2 Schlüssel.
- 3 T-Haken.
- 4–5 T-Haken mit Befestigungsplatte.
- 6 Beschlüge.
- 7 Haken.
- 8 Gedrehtes Stäbchen mit spatelförmigen Enden.
- 9 Pfeilspitze, mittelalterlich?
- 10 Klinge.
- 11 Werkzeug mit gebogenem Ende.
- 12 Beschlag.
- 13 Keil.
- 6 Nägel nicht abgebildet.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Zeichnung Karl Stehlin? Foto Bernisches Historisches Museum, Bern.

Abb. 2: Foto C. Anliker, Staatsarchiv Basel, Archivsignatur PA 88, H 8,2.

Abb. 3, 6, 8, 12, 13, 17, 18: Zeichnung Margrit Kummer.

Abb. 4, 5, 7, 9–11, 14, 15: Foto Archäologischer Dienst des Kantons Bern.

Abb. 16: Zeichnung Karl Stehlin, Staatsarchiv Basel, Archivsignatur PA 88, H 8,2.

Tafeln 1–10: Zeichnung Beatrice Schmid.

Beilagen 1, 2: Zeichnung Margrit Kummer und Martin Zbinden.

Abkürzungen

BS	Bodenscherbe.
Curle J.	Curle, Newstead, a Roman Frontier Post and its People. 1911.
Drag.	H. Dragendorff, Terra Sigillata, Bonner Jahrbücher 96/97, 1895, 18 ff.
FK	Fundkomplex.
Knorr	R. Knorr, Töpfer und Fabriken verzierter Terra-Sigillata des ersten Jahrhunderts. Stuttgart 1919.
LK	Koordinaten Landeskarte.
M	Mauer.
OK	Oberkant.
RS	Randscherbe.
UK	Unterkant.
WS	Wandscherbe.

Anmerkungen

¹ H. Freudiger, Die politisch-wirtschaftliche Entwicklung des Amtes Bipp. Diss. phil. Bern. Balsthal 1912, 12.

² J. Leuenberger, Chronik des Amtes Bipp. Bern 1904, 8.

- ³ Staatsarchiv des Kantons Bern, Atlanten Nr. 114, Wiedlisbach 1790, 38. Plan aus: Spezial-Plan über den Einungs-Bezirk Wiedlisbach, Welcher in 46 Plans besteht, aufgemessen in den Jahren 1789 und 1790, durch J. G. Frinz.
- ⁴ F. L. von Haller, *Catalogus numismatum veterum*. Bern 1829, 277. A. Jahn, *Der Kanton Bern, deutschen Theils, antiquarisch-topographisch beschrieben*. Bern 1850, 479.
- ⁵ E. Tatarinoff, *Die römischen Villen von Wiedlisbach*, in: *Beiträge zur solothurnischen Alterthumskunde* 13. Solothurner Tagblatt, Unterhaltungsbeilage vom 20. Febr., 1., 6. und 13. März 1914.
- ⁶ s. Anm. 2. Baron G. de Bonstetten, A. Quiquerez, Dr. Uhlmann, *Carte Archéologique du Canton de Berne*. Genève 1876.
- ⁷ K. Stehlin, *Notizen zur Strasse und Villa Wiedlisbach 1911*, unveröffentlicht. Staatsarchiv Basel, Dokumentation der Historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Archivsignatur P 88, H 15,5.
- ⁸ s. Anm. 5.
- ⁹ K. Stehlin, *Grabungsbericht und Notizen 1913–14*, unveröffentlicht. Staatsarchiv Basel, Dokumentation der Historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Archivsignatur P 88, H 7, 1e und H 8,2.
- ¹⁰ H. Grütter, *Vier Jahre archäologische Betreuung des Nationalstrassenbaus im Kanton Bern*. *Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums* 43–44, 1963/64, 471 ff.
- ¹¹ E. Hultsch, *Griechische und römische Metrologie*. Berlin 1882, 88 ff.
- ¹² s. Anm. 9.
- ¹³ Im Hinblick auf eine Erhaltung der Stützmauer M 24 und des Kellers liessen wir den Mörtelboden, die Steinpflasterung, die Stützmauer und die Kellermauern stehen, so dass dieser Befund nicht restlos geklärt ist. Beim Bau wurden diese Teile aber dann weggerissen.
- ¹⁴ Freudiger (wie Anm. 1), 171.
- ¹⁵ Stehlins Plan (Abb. 17) birgt eine Unstimmigkeit: Die Südostmauer ist in einer Dicke von 60 cm gezeichnet, aber mit 69 cm angeschrieben. Wir haben uns bei unseren Berechnungen auf die angeschriebene Dicke gestützt; sollte sich Stehlin verschrieben haben, d.h. die Dicke 59 cm sein, würden sich auch unsere Fussmasse etwas verändern:

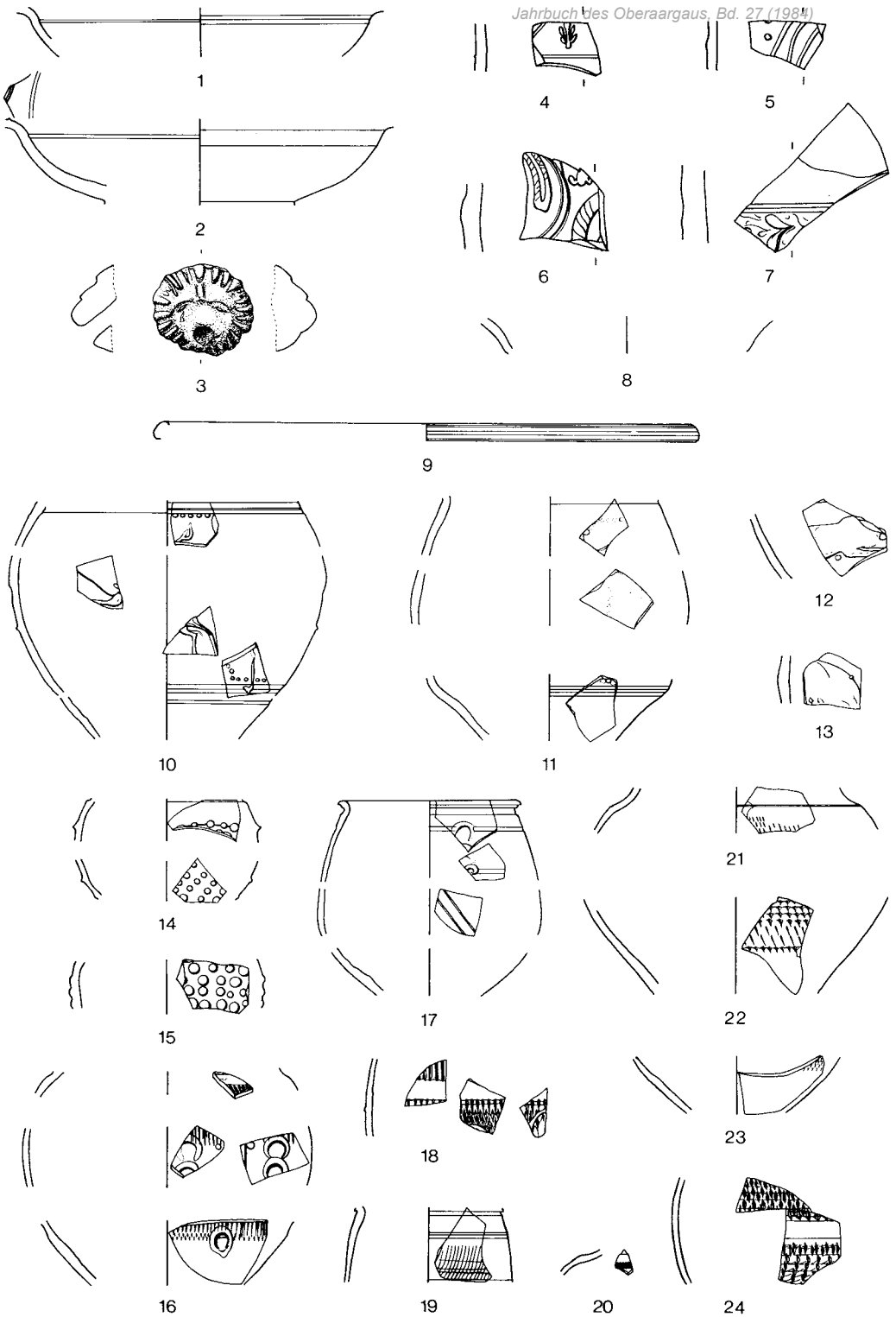
	Mittlere Fusslänge	Standardabweichung
1. Absteckung (3 Masse)	28,93 cm	0,20 cm
2. Absteckung (6 Masse)	28,94 cm	0,36 cm
Total (9 Masse)	28,93 cm	0,32 cm
- ¹⁶ Hultsch (wie Anm. 11), 97.
- ¹⁷ RIC = *The Roman Imperial Coinage*. London 1923 ff.
- ¹⁸ s. Anm. 4. O. Tschumi, *Urgeschichte des Kantons Bern*. Bern und Stuttgart 1953, 395. Die Münze wird im bernischen Historischen Museum in Bern aufbewahrt.
- ¹⁹ Unsere Datierungen, die wir hier nicht näher begründen können, beruhen auf dem Vergleich der Funde aus den Kastellen Hofheim, Rottweil III, Oberstimm und Hesselbach: E. Ritterling, *Das frühromische Lager bei Hofheim im Taunus*. *Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung* 40, 1912, 1 ff. D. Planck, *Arae Flaviae I. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg* 6/1. Stuttgart 1975. H. Schönberger, *Kastell Oberstimm*. *Limesforschungen* 18. Berlin 1978. D. Baatz, *Kastell Hesselbach und andere Forschungen am Odenwaldlimes*. *Limesforschungen* 12. Berlin.

- ²⁰ G. Wulff, Das Kastell Hofheim und die anderen Befestigungen daselbst. Der Obergermanisch-rätische Limes II B, Nr. 29. 1897, Taf. 8,17.
- ²¹ Chr. Pescheck, Die germanischen Bodenfunde der römischen Kaiserzeit in Mainfranken. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 27. München 1978, Taf. 31, 5–14.
- ²² G. Kamel, Aventicum I. Céramiques gallo-romaines décorées. Cahiers d'archéologie romande 1. Lausanne 1974.

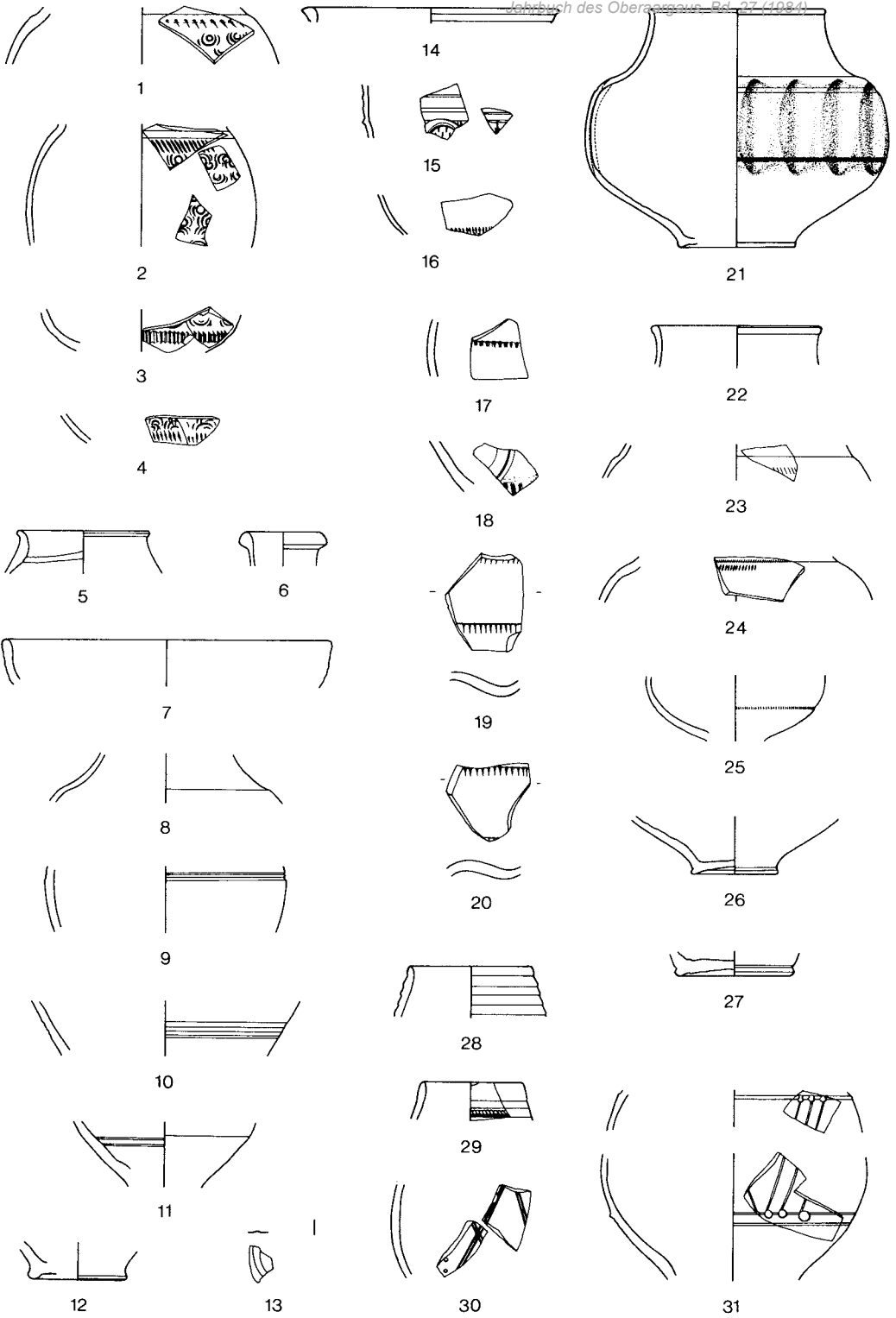
Am Schluss des Bandes:

Beilage 1: Gebäude B, Steingerechter Plan 1982. M. 1:100.

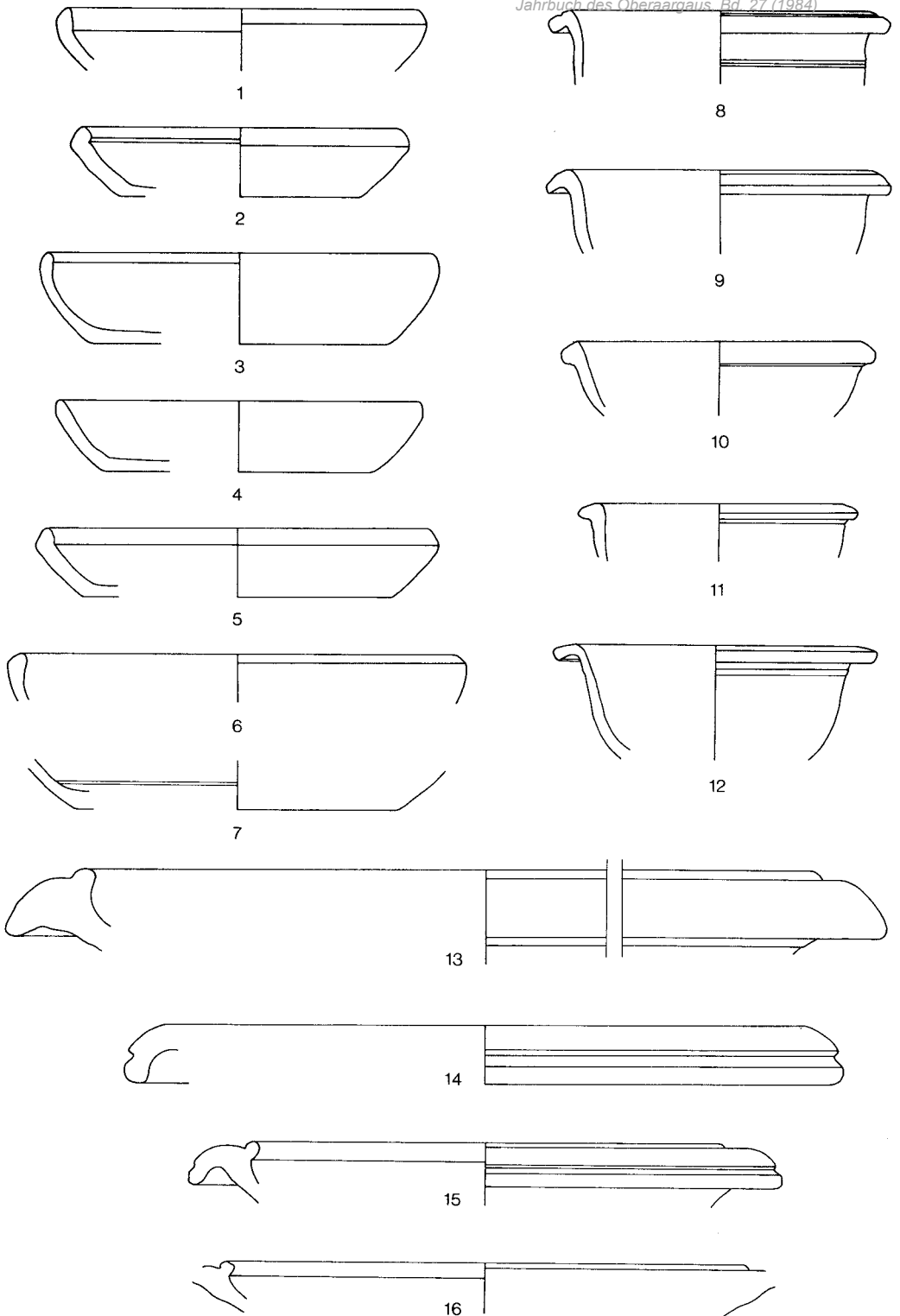
Beilage 2: Gebäude B, Schematischer Plan. M. 1:100.



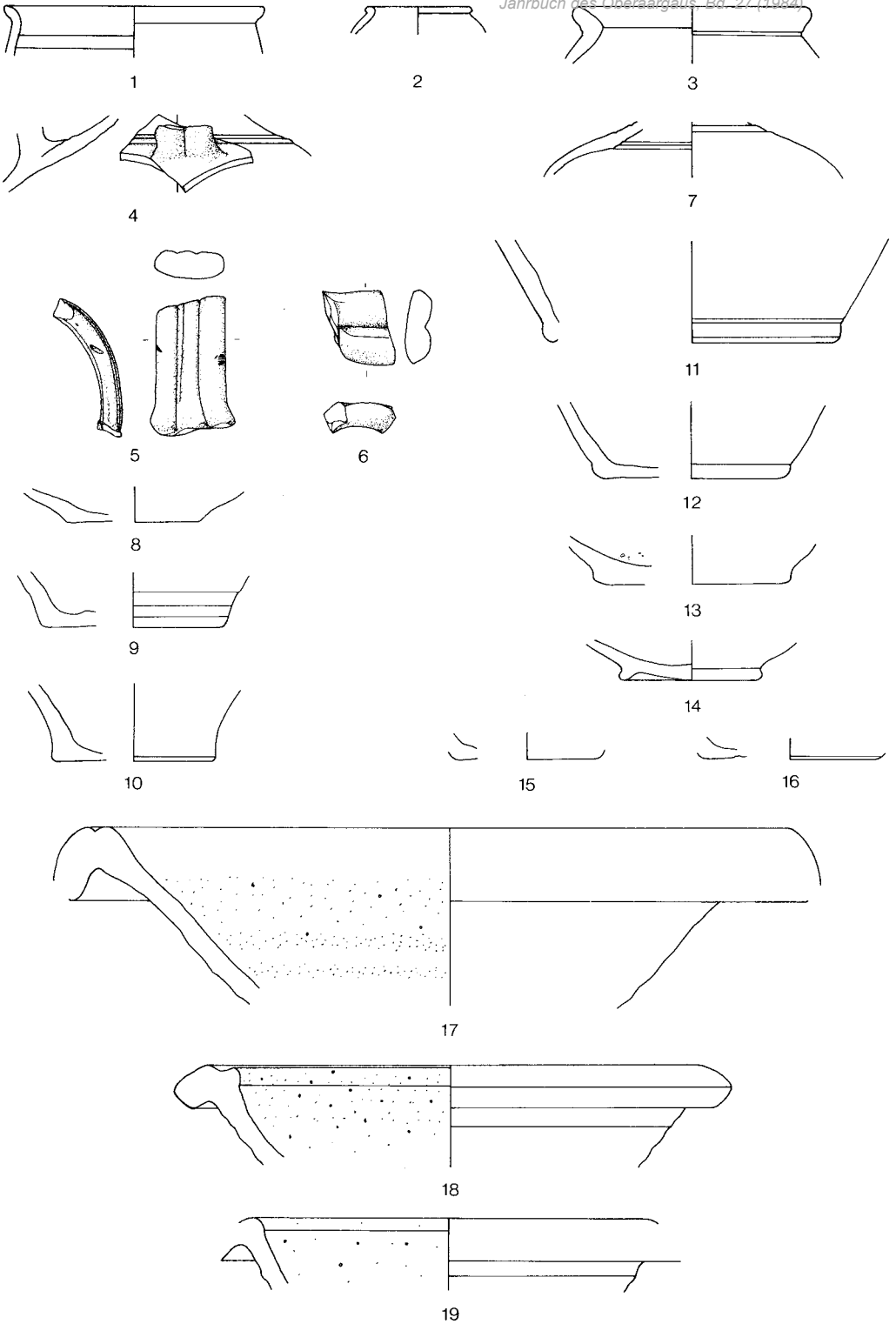
Tafel 1: 1-9 Terra sigillata, 10-24 Glanztonkeramik. M. 1:3 (4-7 M. 1:2), vgl. S. 226f.



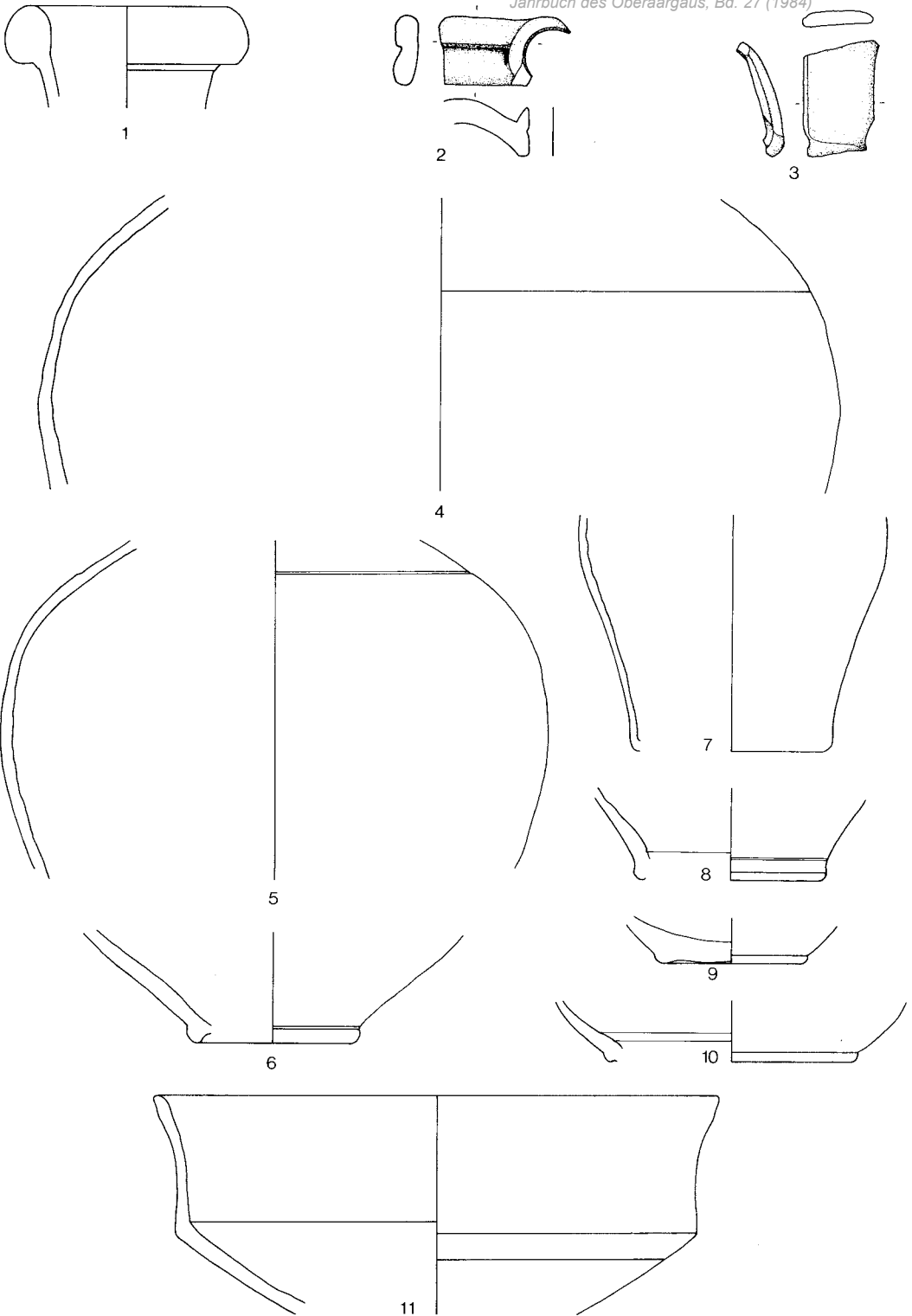
Tafel 2: Glanztonkeramik. M. 1:3, vgl. S. 227 f.



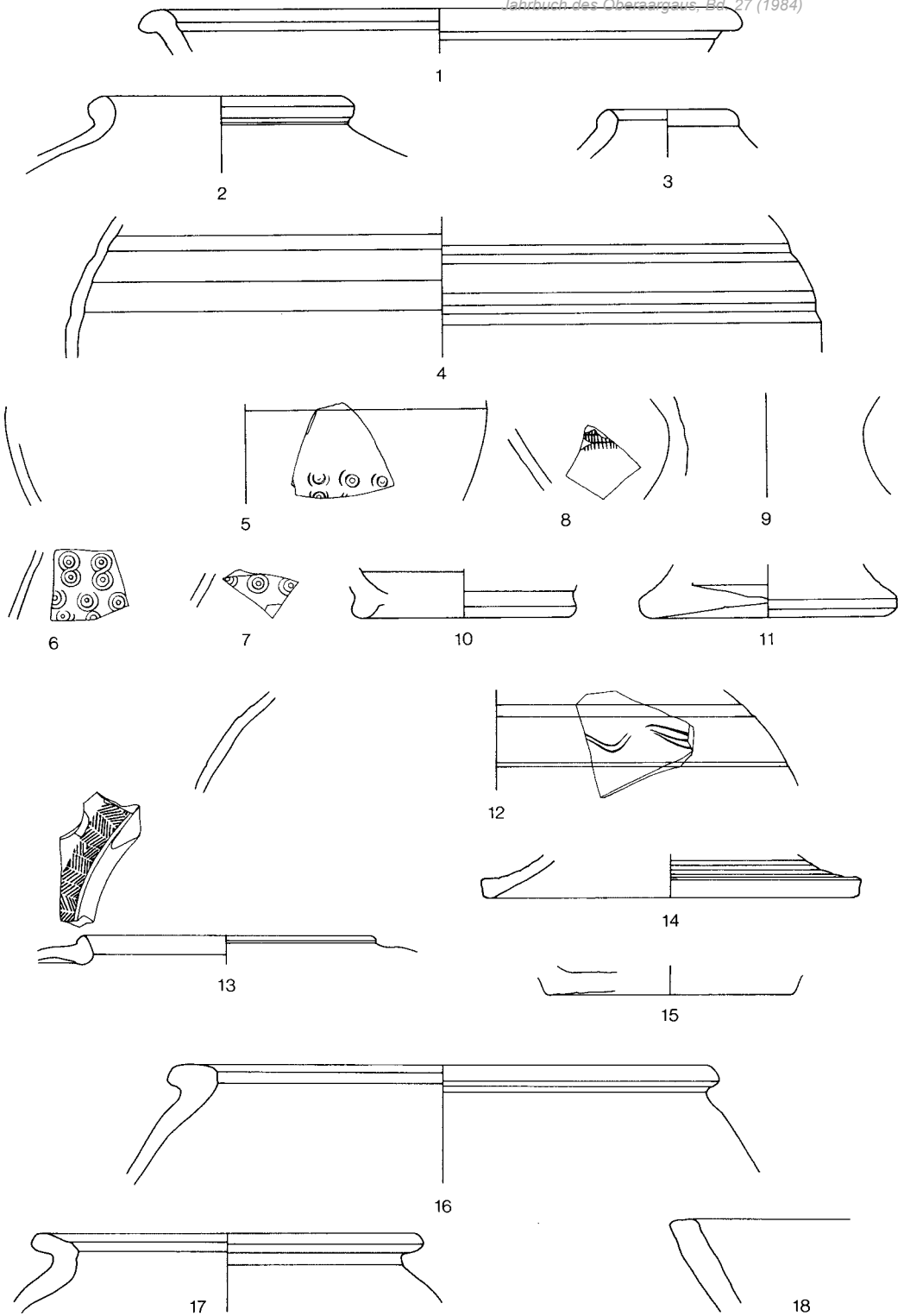
Tafel 3: Keramik mit rotem Überzug. M. 1:3, vgl. S. 228f.



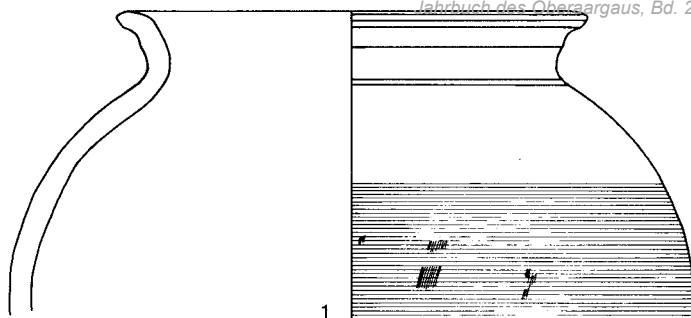
Tafel 4: 1–16 Keramik mit rotem Überzug, 17–19 rote Keramik ohne Überzug. M. 1:3, vgl. S. 229.



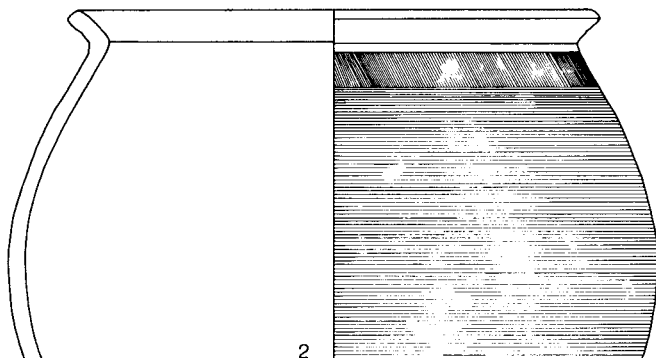
Tafel 5: 1–10 rote Keramik ohne Überzug, 11 Keramik mit schwarzem Überzug. M. 1:3, vgl. S. 229f.



Tafel 6: 1–11 Keramik mit schwarzem Überzug, 12–15 graue Keramik ohne Überzug, 16–18 Grobkeramik. M. 1:3, vgl. S. 230.



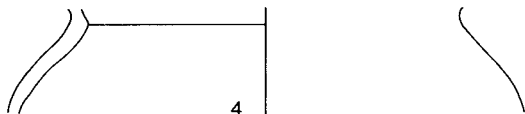
1



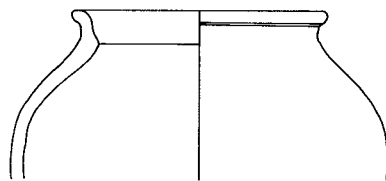
2



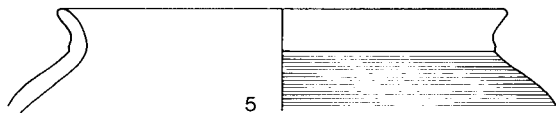
3



4



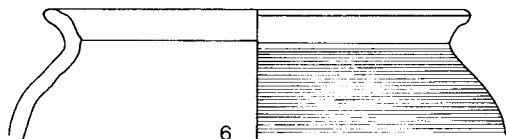
7



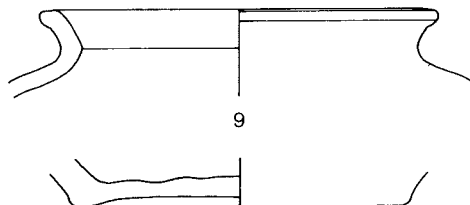
5



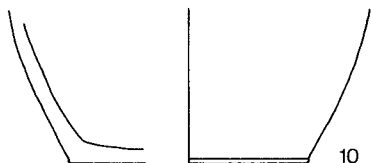
8



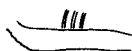
6



9



10



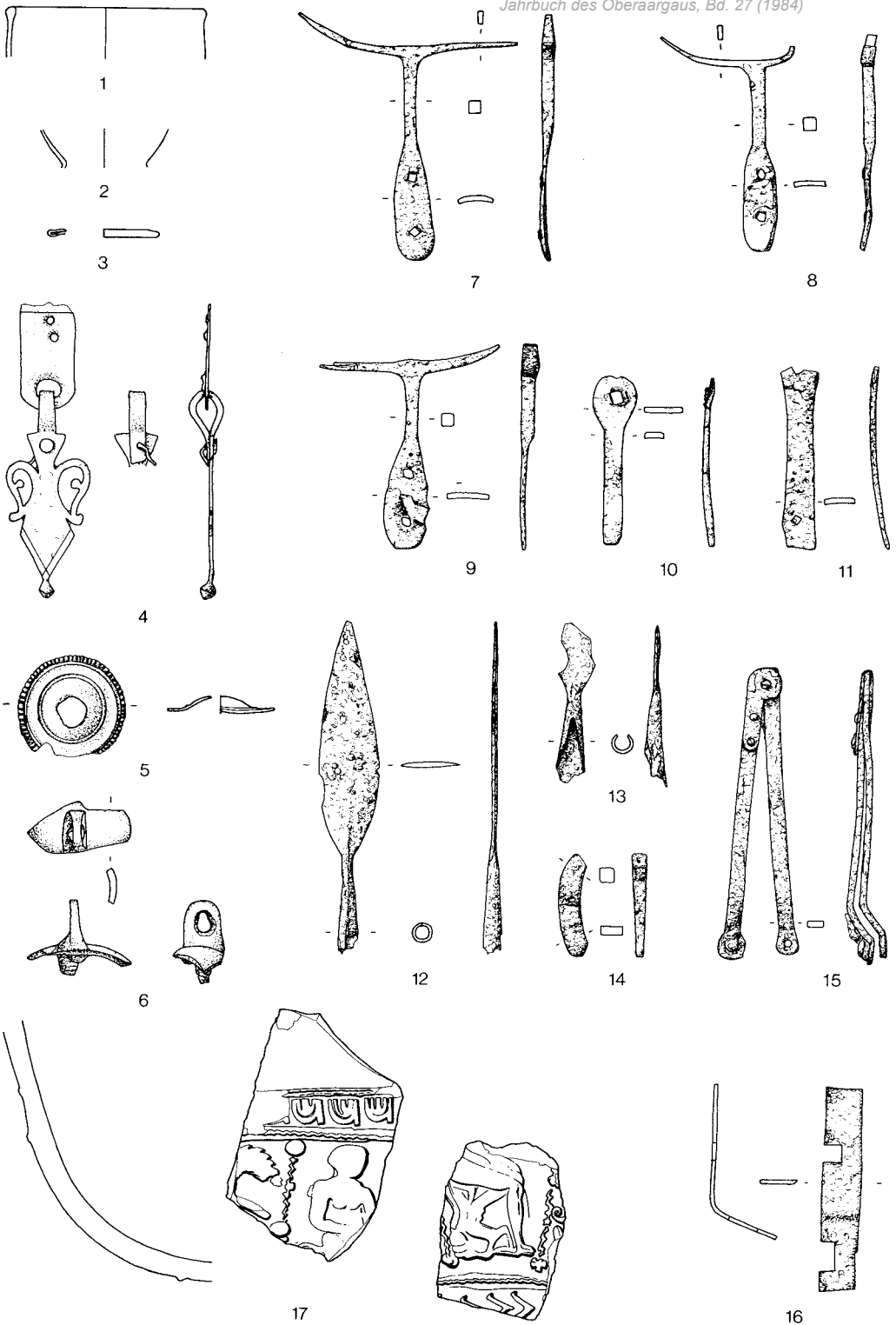
13



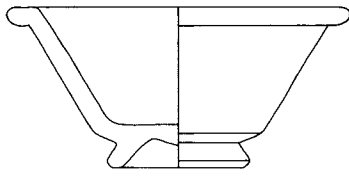
12

11

Tafel 7: 1–12 Grobkeramik, 13 Lavez. M. 1:3, vgl. S. 230.



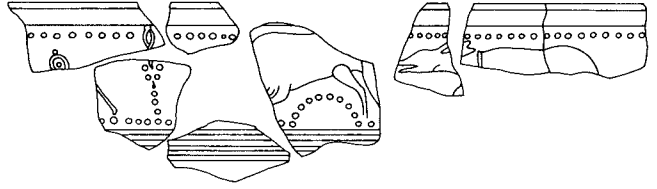
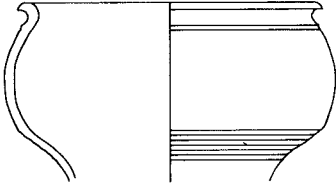
Tafel 8: 1–3 Glas, 4–6 Bronze, 7–16 Eisen, 17 Grabung 1913/14. M. 1:3 (4–6, 17 M. 1:2), vgl. S. 230f.



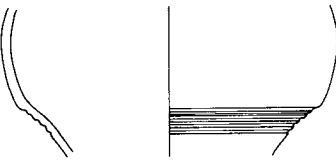
1



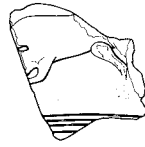
2



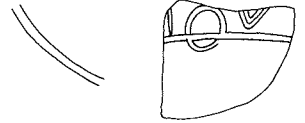
3a



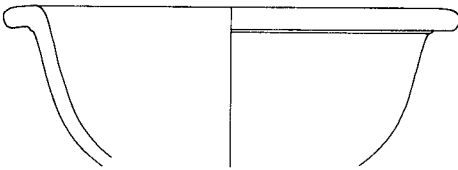
3b



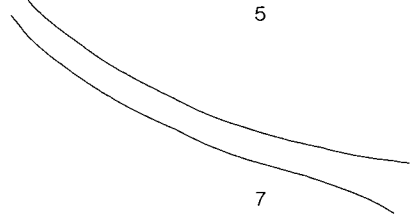
4



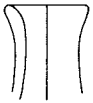
5



6



7



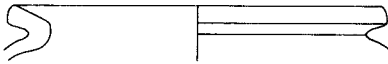
8



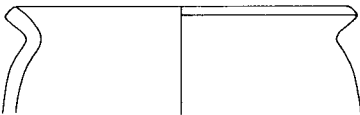
9



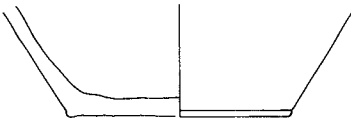
10



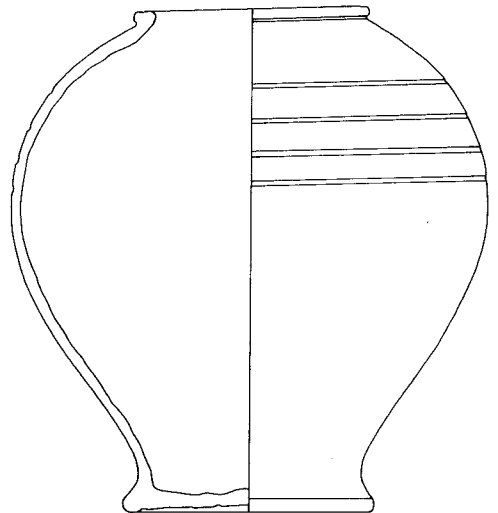
11



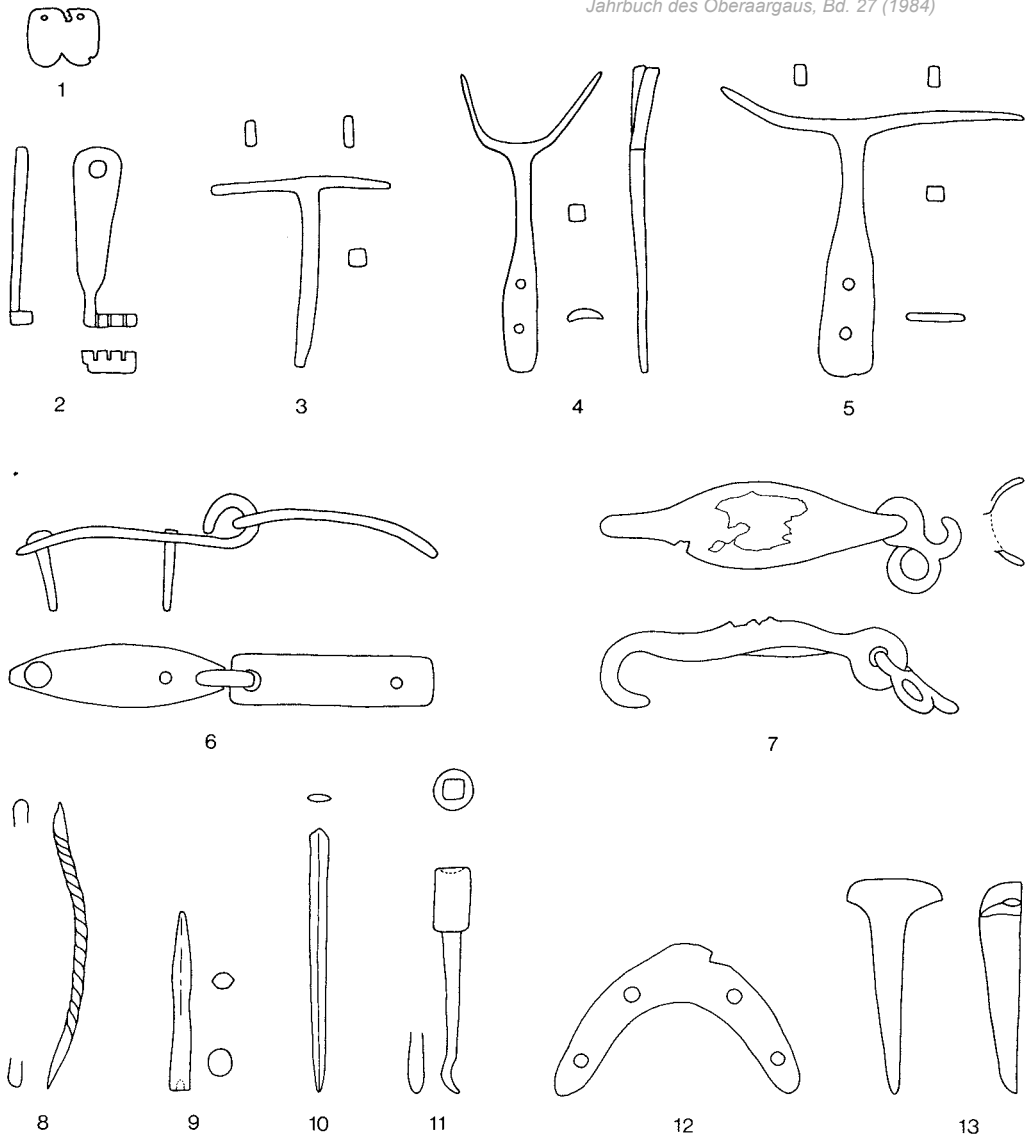
12



13



14



Tafel 10: Grabung 1913/14. M. 1:3, vgl. S. 232.

ARCHÄOLOGISCHE AUSGRABUNGEN IN DER PFARRKIRCHE VON ROHRBACH

PETER EGGENBERGER UND MONIQUE RAST

I. Historische Notizen

Dem historisch Interessierten ist die Pfarrkirche von Rohrbach im Tal der Langeten insofern ein Begriff, als es sich um eine der ältesten, in geschriebenen Dokumenten verbürgten Kirchen des Kantons Bern handelt. Laut einer mit dem Jahr 795 datierten Urkunde erhält der custos Adalgoz in der Kirche St. Martin zu Rohrbach eine Schenkung zuhanden des Gotteshauses. Weitere Urkunden des 9. Jahrhunderts erwähnen Vergabungen einer reichen Familie von Grundbesitzern, welcher der genannte Adalgoz angehört, an das Kloster St. Gallen. Diesem wird schliesslich auch der Kirchensatz der Martinskirche vermacht.¹

Darunter ist vor allem die vom Bischof als Lehen abgetretene Verwaltung der Kirche und ihrer Güter (Pfrundgut) zu verstehen, die von den Stiftern und in der Folge von weiteren Personen der Kirche vergabt wurden. Aus den Zinsen musste als hauptsächliche Pflicht der Priester bezahlt und das Gebäude unterhalten werden. Im Frühmittelalter dürfte es sich dabei wohl um die gesamte Kirche gehandelt haben, während sich ab dem Hochmittelalter diese Pflichten und Rechte (*ius patronatus*) nur noch auf den Bereich der Chorzone beschränkten, das heisst denjenigen Teil der Kirche, welcher das Altarhaus und vielfach auch ein im Schiff ausgeschiedenes Vorchor umfasste und wo nur die Kleriker Zugang hatten. Der Laienteil unterstand in dieser späteren Zeit schon der Gemeinde. Dem Inhaber des Kirchensatzes kam auch das Mitspracherecht bei der Wahl des Priesters zu, die vom Bischof vorgenommen wurde. Aus diesem Recht, der Kollatur, leitet sich auch die allgemeine Bezeichnung Kollator ab. Wenn es sich ursprünglich auch um ein Lehen handelte, wurde der Kirchensatz letztlich vom Patronatsherrn als Eigentum betrachtet, über das er frei verfügen, es verkaufen, belehnen und vererben konnte.²

Die Stifter der Kirche von Rohrbach entstammten wahrscheinlich der in Herzogenbuchsee – und damit im früher besiedelten flacheren Land – ansässigen alemannischen Gutsbesitzerfamilie. Ihr in der Urkunde erwähntes Mitglied Adalgoz wird im lateinischen Text als *custos* bezeichnet, was wohl auf seine Stellung als Hüter, d.h. Patronatsherr der Kirche Bezug nimmt. Die Verbindungen dieser Sippe zu anderen Grossgrundbesitzern sind bis in den Bodensee-/Zürichseeraum nachzuweisen, und die Rohrbacher Schenkungen an das Kloster St. Gallen sind wohl als Folge dieser Verbindungen frühmittelalterlicher Grundbesitzer des alemannischen Siedlungsgebiets zu verstehen.³

Vom 9. Jahrhundert an bis ins Spätmittelalter blieb St. Gallen einer der grössten Eigentümer von Boden und Rechten im Dorf Rohrbach und seiner Umgebung. Wirtschaftliche Schwierigkeiten zwangen das Kloster jedoch, seinen Besitz nach und nach zu verkaufen. So übernahmen die Johanniter von Thunstetten 1345 den Kirchensatz, und 1458 kam der verbliebene Teil des Klosterguts an die Stadt Bern, welche 1504 auch die aus dem klösterlichen Meieramt hervorgegangene Herrschaft Rohrbach aufkaufte und damit zum einflussreichsten Besitzer am Ort wurde. Mit der Reformation fiel auch das Patronatsrecht an der Kirche durch die Säkularisation der Johanniterkomturei an Bern.⁴ Von nun an musste die Stadt den Unterhalt des ehemaligen Chortheils übernehmen, wobei vor allem der Abbruch der mit der Reformation übernommenen Kirche und deren Neubau 1738 grössere Mittel beanspruchte.⁵ An die Stelle der alten in Schiff und Altarhaus unterteilten Anlage trat der heute noch erhaltene grosse Predigtsaal, der im Osten dreiseitig schliesst, eine Konzeption, welche die Unterteilung in Kleriker- und Laienzone verschwinden liess und die Kirche dem reformierten Gottesdienst anpasste, in dem die Predigt im Mittelpunkt steht. Erst 1911 trat der nunmehrige Kanton in der Folge der 1847 beschlossenen Liquidation der mittelalterlichen Lehensrechte die Unterhaltungspflicht am Chor gegen eine Entschädigungssumme an die Pfarrgemeinde ab.⁶

II. Die Ergebnisse der Bauforschung

Die Kenntnis der reichen Geschichte der Kirche von Rohrbach bewog den Archäologischen Dienst des Kantons Bern, der Kirchgemeinde Bodenforschungen zu beantragen, als die Restaurierung von 1982 die Einrichtung



Abb. 1: Die Grabung auf dem untersten erreichten Niveau. Im Vordergrund die Strukturen des mächtigen Turmes in der Südwestecke.

einer Bodenheizung vorsah. Es drohten damals wichtige archäologische Strukturen zu verschwinden, die aufgrund von Entdeckungen während der Erneuerungsarbeiten im Jahre 1928 nur wenig unter dem modernen Boden liegen mussten. Damit bot sich die seltene Gelegenheit, die reichhaltigen historischen und archäologischen Forschungen zu gemeinsamen Ergebnissen zu vereinen.

Die Kirchgemeinde schloss sich diesem Ansinnen in verdankenswerter Weise an, und in Zusammenarbeit mit dem verantwortlichen Architekten Josef Negri, Langenthal, wurden die Arbeiten im Frühjahr 1982 innerhalb von drei Monaten zu Ende geführt (Abb. 1).

1. Die erste Kirche, ein Unikum im Kanton Bern

Der ergrabene Bestand bildet denn auch eine besonders erfreuliche Grundlage für die Erforschung frühmittelalterlicher Geschichte im deutschschweizerischen Raum, der an Interesse weit über die Kantonsgrenzen hinaus von Bedeutung sein dürfte.

Die erste Kirche (Anlage I) besass einen längsrechteckigen Saal, an den in gleicher Breite eine Apsis anschloss, die jedoch aussen nicht den gerundeten Grundriss aufwies, sondern rechteckig ummantelt war (Abb. 2). Damit bildete der Plan der Kirche ein gestrecktes Rechteck, und nur im Innern zeichnete sich der halbkreisförmige Altarraum ab (Abb. 3). Eine Schranke trennte zudem im Schiff ein Vorchor ab, welches zur Chorzone gehörte.

Besonders eindrücklich ist der Grabraum der Stifter, der sich an die Westmauer des Langhauses, wahrscheinlich in der ganzen Breite, anlehnte. Darin sind sieben Gräber in auserwählter Lage angeordnet (Abb. 4). Obschon die hier beigesetzten Personen der reichen Besitzerschicht angehörten, wurden ihnen keine Beigaben mitgegeben. Diese Sitte starb unseres Wissens im alemannischen Raum im Laufe des späten 7. Jahrhunderts aus⁷, ein Nachweis dafür, dass die Kirche nach diesem Zeitpunkt gegründet worden sein muss.

Auf die genauere Zeitstellung im 8. Jahrhundert weisen nicht nur die erhaltenen Dokumente hin, sondern auch der Vergleich mit gleichartigen Kirchen in anderen Landesgegenden. Eine grosse Gruppe ähnlicher Gotteshäuser ist aus dem rätischen Gebiet bekannt, das sich im Frühmittelalter nicht nur auf den heutigen Kanton Graubünden beschränkte, sondern bis in den Bodensee-/Zürichseeraum reichte. Es sind denn auch die ins 8. Jahrhun-



Abb. 2: Die innere Apsisschale. Die rechteckigen äusseren Mauern gehören schon zur zweiten Kirche. Im Zentrum der Altar.

dert datierten ersten Kirchen von Romanshorn/TG und Uznach/SG, deren Plan demjenigen von Rohrbach sehr nahe kommt.⁸ In Romanshorn konnten ebenfalls Stiftergräber in einem westlichen Vorraum festgestellt werden. Diese Beispiele entstammen nun auffallenderweise derselben Gegend, in der schon Beziehungen der Rohrbacher Gründerfamilie durch die Urkunden nachgewiesen werden können.

In der Kongruenz der Ergebnisse von Bau- und Archivforschung werden uns damit frühmittelalterliche Verhältnisse offenbar, wie sie nur selten derart deutlich zutage treten. In den Kirchengründungen und den Schenkungen einflussreicher Besitzerfamilien wahrscheinlich alemannischen Ursprungs, die sowohl in der heutigen Nordostschweiz als auch im entfernten Bernbiet parallel verlaufen, zeigen sich Verbindungen, die den regionalen Rahmen sprengen. Während im Norden und Osten unseres Landes der Typus der ersten Rohrbacher Kirche häufig ist, muss es sich hier um eine importierte Kirchenarchitektur handeln, die bisher als einziges Beispiel im westlichen Teil des Bistums Konstanz dasteht. Es waren also die persönlichen Beziehungen der Stifterfamilie, welche im 8. Jahrhundert einen Kirchentyp errichten liessen, der in dieser Gegend einmalig ist, und der die überregionale Bedeutung der Gründer deutlich manifestiert. Es ist denn auch nicht weiter verwunderlich, dass die Schenkungen an das Kloster St. Gallen erfolgten, eines der bedeutendsten christlichen Zentren dieser Zeit auf heutigem schweizerischem Gebiet. Ein gleicher Fall liegt weiter im Westen noch mit Aetingen/SO vor, wo ebenfalls grössere Vergabungen zu Grundbesitz dieses Klosters führten. Dort ist jedoch der Plan der ersten Kirche auch aufgrund der jüngst erfolgten archäologischen Forschungen⁹ nicht mehr zu rekonstruieren. Eindrücklich ist auch, dass ebenfalls die Kirchen von Romanshorn/TG und Uznach/SG an St. Gallen vergabt wurden; dies wohl nicht zufällig, sondern im Rahmen der Schenkungen von unter sich verbundenen Sippen adliger Stellung, deren Einfluss vom Bodensee bis zur Grenze gegen den galloromanischen/burgundischen Siedlungsraum reichte und damit in etwa kongruent der schliesslichen Ausdehnung des Bistums Konstanz war. Es scheint, als ob dieses Bistum durch diese Einflussphäre determiniert worden wäre.¹⁰

Das Beispiel von Rohrbach darf nun nicht als allgemein gültig für Kirchengründungen alemannischer Sippen im Obergeraargau und im weiteren bernischen Raum postuliert werden. Nicht alle frühmittelalterlichen Stiftungen gingen auf derart einflussreiche Grossgrundbesitzer zurück, sondern dürften auch durch Familien lokaler Bedeutung vorgenommen worden sein.

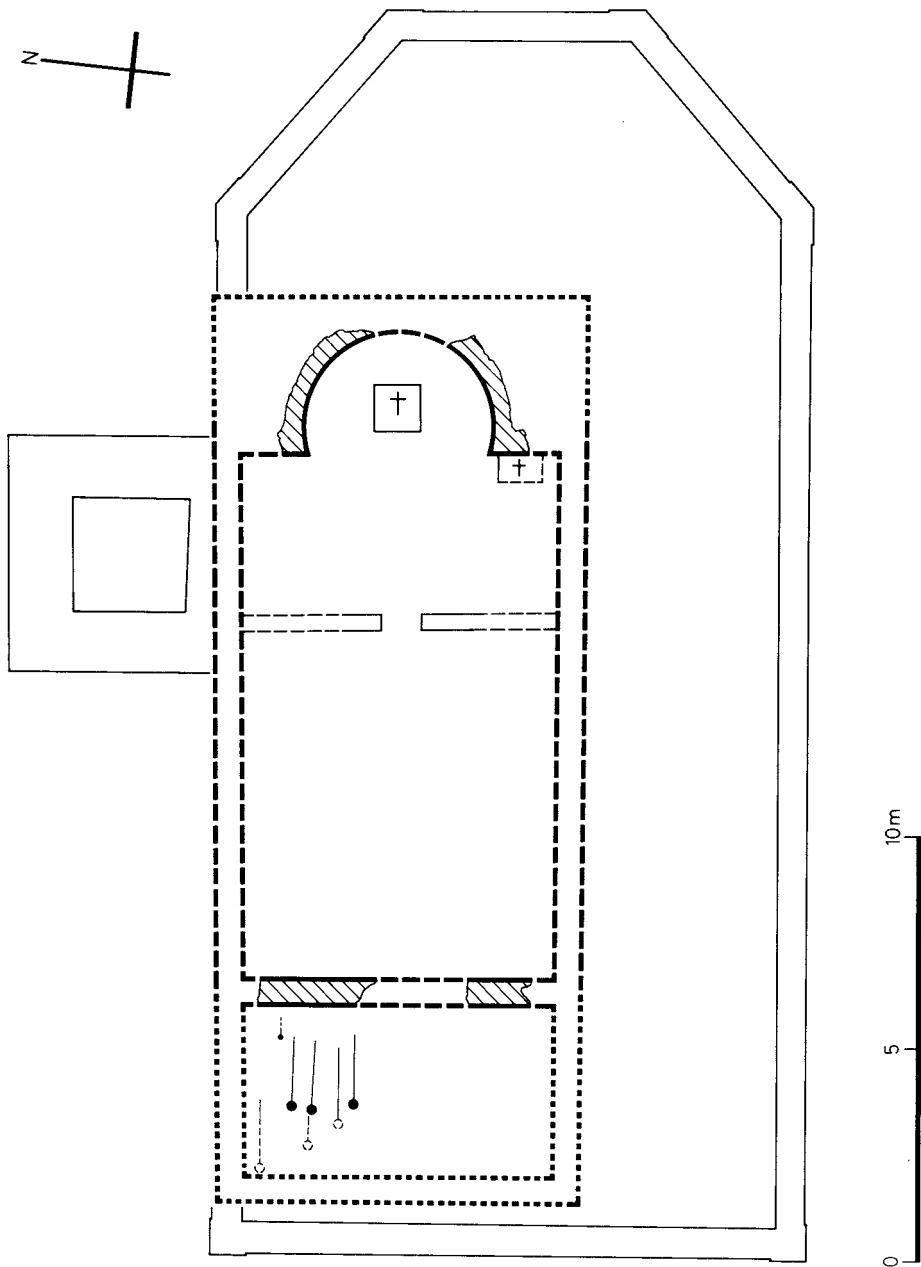


Abb. 3: Rekonstruierter Grundriss der Anlage I.

So kann auch die Kirche von Rohrbach nicht ohne die Ergebnisse weiterer Forschungen im Langetental als Ur- oder Mutterkirche aller umliegenden Kirchenorte bezeichnet werden. Ebenso ist auch die Randlage Rohrbachs im 8. Jahrhundert als alemannisches Rodungs- und Ausbauland zu unterstreichen.¹¹ Die Gründung dieser Kirche, welche wahrscheinlich noch mit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts präzisiert werden kann, ist daher auch nicht ohne weiteres als Grundlage zur Datierung der Christianisierung im westlichen Teil des alemannischen Siedlungsgebietes verbindlich. Es wird sich eher um eine Stiftung späterer Zeitstellung handeln, denn die bisherigen Forschungen im offenen Mittelland lassen einen Beginn von Kirchengründungen spätestens im früheren 8. Jahrhundert vermuten.¹²

Die Bodenforschungen in der Pfarreikirche von Rohrbach zeigen damit in eindrücklicher Weise, dass die Kirchenarchäologie zur Aufdeckung früher historischer Zusammenhänge auch dort einen gewichtigen Beitrag leistet, wo Dokumente schon einen Einblick geben.

2. Die Baugeschichte bis 1738

Für die weitere Entwicklung des Gotteshauses, welches im Laufe der Jahrhunderte mehrfache Umbauten erlebte, gestaltet sich die Erarbeitung verbindlicher Grundrisse und ihrer Datierung als besonders schwierig. In ganz klarer Art manifestiert sich hier die anfangs erwähnte, nach der Jahrtausendwende eingetretene Aufteilung des Gebäudes in zwei Bereiche der Verwaltung. Während die Breite der ersten Kirche bis 1738 dieselbe blieb, berührten die Erneuerungen jeweils nur die beiden Stirnseiten des Gebäudes. Entweder wurde die Chorzone, welche dem Patronatsherrn unterstand, vergrössert, oder die Gemeinde erweiterte ihr Schiff auf der Gegenseite, ohne dass aus den Strukturen je ein gemeinsames Vorgehen herausgelesen werden könnte.

In der Folge wurde das Altarhaus um die Jahrtausendwende an gleicher Stelle neu errichtet, sei es über gleichem Grundriss der ummantelten Apsis oder als Rechteckchor (Anlage II). Dann war bis ins beginnende 14. Jahrhundert das Schiff an der Reihe. Über dem Vorbau wurde ein mächtiger Turm mit einer Kapelle über den Stiftergräbern aufgeführt (Anlage III). Nach einem Brand erfolgte jedoch der Abbruch dieses Anbaus, dessen Fläche von nun an der verlängerte Saal einnahm. Ein neuer Turm wurde gleichzeitig an



Abb. 4: Die Stiftergräber im ehemaligen Anbau. Die noch erhaltenen Strukturen gehören ausser der Mauer im Vordergrund zu späteren Kirchen.

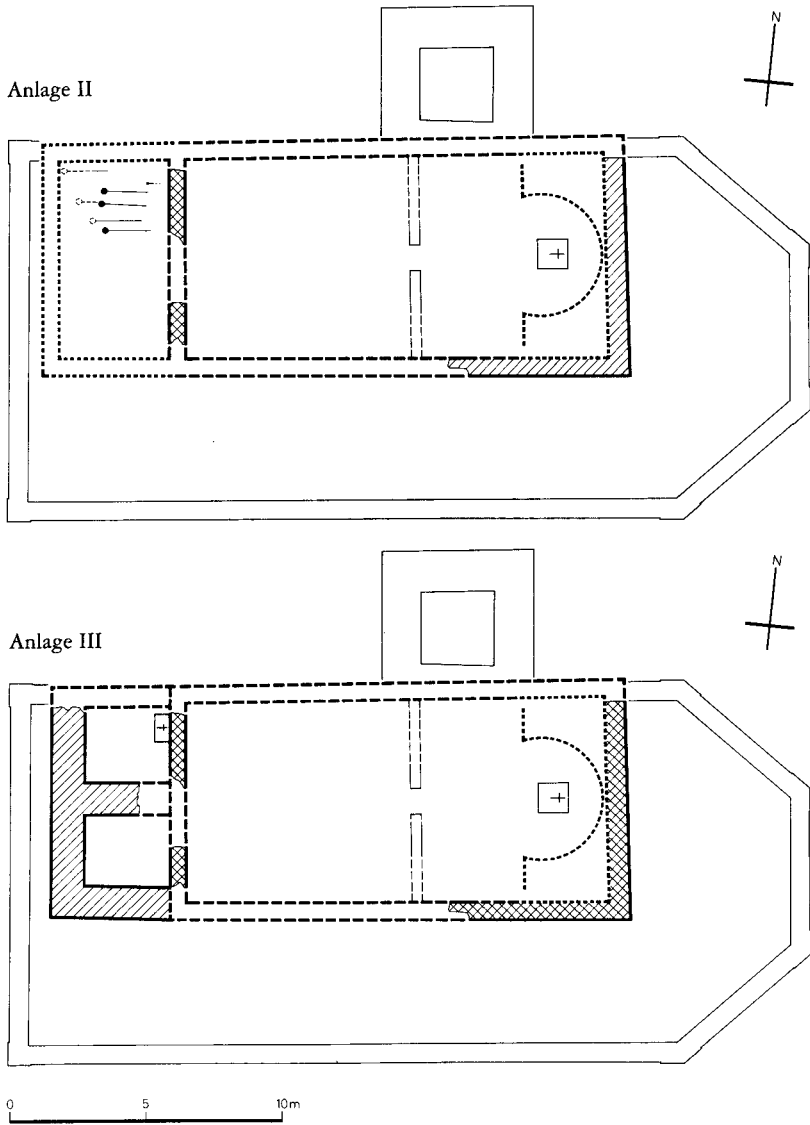
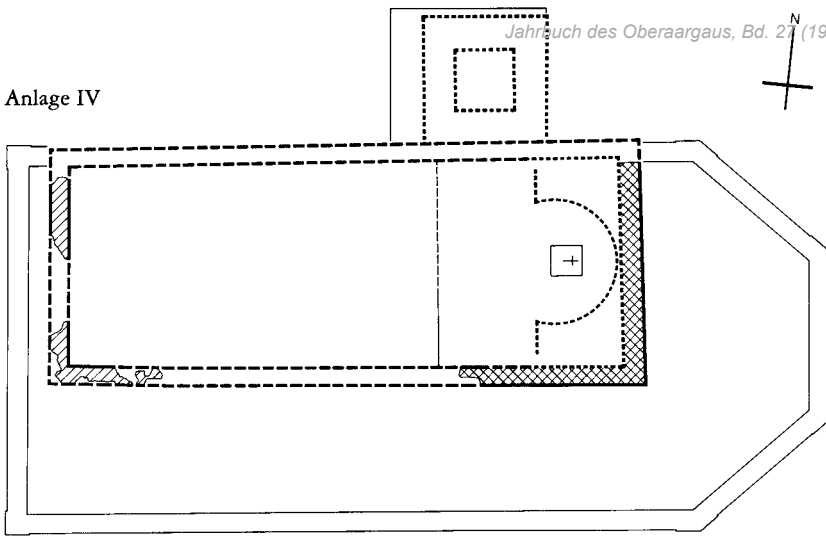
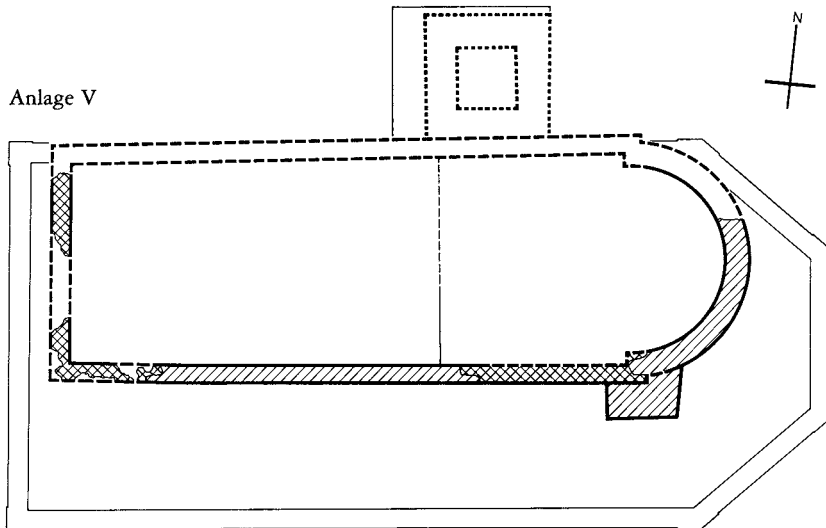


Abb. 5: Rekonstruierte Grundrisse der Anlagen II–VI.

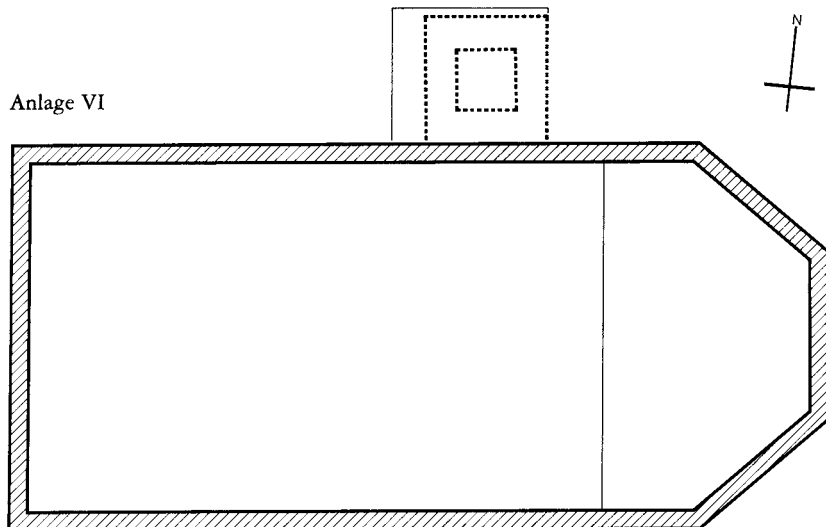
Anlage IV



Anlage V



Anlage VI



der Stelle des heutigen, 1823 errichteten Glockenträgers an die Nordseite des Langhauses gestellt (Anlage IV). Erst im Laufe des frühen 14. Jahrhunderts berührten Änderungen wieder das Chor, als – zeitlich verspätet, da eher romanische Architekturform – eine grosse Apsis das zweite Altarhaus ablöste (Anlage V). Der damit erreichte Grundriss wurde in der Reformation übernommen und musste erst dem Neubau von 1738, dem heute noch erhaltenen dreiseitig geschlossenen Predigtsaal weichen (Anlage VI). Die Abfolge der Grundrisse wird in Abbildung 5 dargestellt.

Anmerkungen

- ¹ Fontes rerum Bernensium I, 35, S. 216. Auch: Karl H. Flau, Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter, in: Jahrbuch des Obergeraargaus 1967, S. 11–24 und 1971, S. 13–30.
- ² Siehe dazu: Rudolf Gmür, Der Zehnt im alten Bern, Bern 1954 und Hans Morgenthaler, Die kirchlichen Verhältnisse der Herrschaft Bipp bis zur Reformation, in: Neues Berner Taschenbuch, 32. Jg. (1927), S. 71–107 und 33. Jg. (1928), S. 56–80.
- ³ Wir folgen mit unseren Ausführungen Ulrich May, Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Siedlungs-, Personen- und Besitzgeschichte anhand der St. Galler Urkunden, Bern und Frankfurt/M 1976.
- ⁴ Dazu vor allem: Hans Würzler, Rohrbach und das Kloster St. Gallen, in: Jahrbuch des Obergeraargaus 1962, S. 80–97.
- ⁵ StAB: Vennermanual Nr. 93 (B VII, 124), S. 219 ff.
- ⁶ StAB: Protokoll des Regierungsrates 1911, Nr. 1375.
- ⁷ Dazu: Max Martin, Die alten Kastellstädte und die germanische Besiedlung, in: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz, Band VI, Das Frühmittelalter, Basel 1979, S. 117.
- ⁸ Romanshorn: Hans Rudolf Sennhauser, Romanshorn «Römerstation» oder «geschichtsloses Eisenbahnerdorf», in: Alte Kirche Romanshorn, Romanshorn (1979?), S. 39–46; Hans Rudolf Sennhauser, Friedrich Oswald, Leo Schaefer, Vorromanische Kirchenbauten, Katalog der Denkmäler bis zum Anfang der Ottonen, München 1966, 1968 und 1971, S. 288 f. Uznach: Sennhauser, Oswald, Schaefer, op. cit., S. 358 f.; Bernhard Anderes, Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen, Band IV, Der Seebezirk, Basel 1966, S. 570 ff.
- ⁹ Peter Eggenberger und Werner Stöckli, Die archäologischen und bauanalytischen Untersuchungen in der Pfarrkirche St. Gallus von Ättingen, in: Archäologie des Kantons Solothurn 1982, S. 65–89; Karl H. Flatt, Der Dinghof zu Ättingen, in: Jurablätter 34 (1972), S. 134–142.
- ¹⁰ Dazu: Zur Geschichte der Alemannen, hsg. von Wolfgang Müller, Darmstadt 1975.
- ¹¹ Dazu das in Anmerkung 3 zitierte Werk von Ulrich May.
- ¹² Dazu: Peter Eggenberger, Susi Ulrich-Bochsler, Elisabeth Schäublin, Beobachtungen an Bestattungen in und um Kirchen im Kanton Bern aus archäologischer und anthropologischer Sicht, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 40 (1983), S. 221–240.

NAMEN GEBEN AUSKUNFT FLURNAMEN DER GEMEINDE NIEDERBIPP

WERNER RÜEDI

Die Namen von Örtlichkeiten, von Fluren und Gelände stammen zum Teil aus längst vergangenen Zeiten und können deshalb wichtige Aufschlüsse vermitteln. Sie geben Auskunft über die Art und die Sprache der Menschen, die früher eine Gegend besiedelten. Aus ihnen lässt sich auch der Zustand einer Landschaft und ihre Veränderung durch Menschenhand herauslesen: Ausweitung der Besiedlung, Anbau und Bodenbenutzung. So bieten die örtlichen Namen eine reiche, zuverlässige Quelle für geschichtliche Erkenntnisse.

Mit Hilfe der Namen im Gebiet der Gemeinde Niederbipp lassen sich bis weit zurück einige recht anschauliche Feststellungen hinsichtlich der Herkunft und der Lebensweise unserer Vorfahren machen.

Bipp war eine helvetische Niederlassung

Der Ortsname Bipp geht sehr wahrscheinlich auf das keltische Betwa zurück, was Birke, Birkenwäldchen» bedeutet (Hubschmied).*

Die Entwicklung des Namens Betwa zu Bipp verlief durch das viele Sprechen ganz natürlich, «tw» wandelte sich allmählich zu «pp» und somit zu «Beppa», wie das bei «etwas» zu «öppis» und bei «etwer» zu «öpper» geschehen ist. Das E in «Beppa» wurde geschlossen ausgesprochen, dass das es wie ein offenes I tönte und demnach schriftlich mit «Bippa» festgehalten wurde. (968 urkundlich erwähnt «pipa burgoni capella una».) Das *a* am Ende des Wortes schliff sich mit der Zeit zu einem *e* ab. (In verschiedenen Urkunden heisst der Ort noch «Bippe».) Schliesslich fiel das *e* auch noch weg. So entstand aus «Betwa» der Ortsname «Bipp». Bipp ist demnach eine bei einem Birkenbestand entstandene helvetische Siedlung. (Die unterscheidende Ortsbezeichnung Nieder-Bipp, «inferiori Bippe» erscheint urkundlich erstmalig im Jahre 1263 und «Obern-Bipp» im Jahre 1327.)

Diese Namensentwicklung vollzog sich bezeichnenderweise in alemannischem Munde. Alemannen hatten also aus dem keltischen «Betwa» den heutigen durchaus deutsch anmutenden Namen «Bipp» geformt. (Auch die Römer übernahmen das keltische «Betwa» und bildeten daraus nach ihrem Munde lateinisch «Betula».) Einen weiteren Hinweis, dass in dem heutigen Gemeindegebiet von Niederbipp ursprünglich Helvetier wohnten, liefert das aus der keltischen Sprache stammende *Galmis* (calmis), was «hochgelegene Weide» bedeutet (Hubschmied).

Die Übernahme der Bezeichnung «Calmis» von den Helvetiern durch die Alemannen und dessen Bestand bis in unsere Tage erhärtet die Annahme, dass die Helvetier unter den römischen Besetzern weiterhin das Land bebauten und nach Abzug der Römer den sich hier niederlassenden Alemannen das Wort «Galmis» überlieferten.

Ein einziger Geländename stammt von den Römern

Durch Ausgrabungen und Funde ist die Jahrhunderte dauernde Anwesenheit der Römer in Niederbipp genügend belegt. – Die Sprache der Römer, das Latein, hat in weiten Gebieten Europas die einheimische Sprache verdrängt und in vielen als Schrift- und Amtssprache eine hervorragende Stellung lange über die Zeit ihrer Herrschaft in Europa eingenommen. Niederbipp wird noch 1263 schriftlich als «inferiori Bippe» aufgeführt.

Trotz dieses massgebenden Einflusses der lateinischen Sprache blieb uns in Niederbipp nur ein römischer Name für eine Örtlichkeit erhalten: in einem abseits vom Dorf gelegenen Tälchen stand ein römisches Landhaus in der Gegend, die bis heute «Anteren» heisst.

Anteren stammt vom lateinischen «Antrum», was Höhle bedeutet (SW), oder vom lateinischen «in antro», was «in der Kluft» heisst (F. L. v. Haller). Beide Erklärungen gehen übereinstimmend auf eine lateinische Bezeichnung zurück. Anteren ist damit der einzige Landschaftsname, den die Römer hinterlassen haben.

Die Alemannen übernahmen fremdsprachige Namen

Die Alemannen haben bei ihrem Einzug in «Betwa» (Bipp) drei ihnen fremd klingende Ortsbezeichnungen übernommen. Weil die Alemannen das Flach-

land bevorzugten, liessen sie sich vorerst in dem in der Ebene liegenden Betwa nieder. Sie kümmerten sich am Anfang kaum um die naheliegenden Abhänge und Höhen; deshalb vernahmen sie ganz beiläufig die Bezeichnung «Galmis», die zudem ohne erhebliche Störung der Spracheinheit ins Alemannische eingegliedert werden konnte. So überlebte dieses keltische Wort bis heute.

Ähnlich wird es sich mit «Antrum» verhalten haben. Wahrscheinlich sind die römischen Bewohner des Landhauses im abseits gelegenen Anterntälchen unbehelligt geblieben und deshalb nicht geflüchtet. So gelangte trotz der damaligen allgemeinen Geltung der römischen Sprache nur ein lateinischer Name «Antrum» ebenfalls ohne grosse Änderung in den Wortschatz der alemannischen Bevölkerung.

Die Alemannen haben gewiss bei ihrem Einzug in Betwa die einheimische Bevölkerung vorgefunden. Wie sonst hätten sie die fremdsprachigen Bezeichnungen «Betwa, Galmis, Antrum» vernehmen können?

Die königliche Urkunde von 968 erwähnt «pipa», was ein stark verändertes Betwa zeigt. Es brauchte eine lange Zeit, bis Betwa durch das viele Sprechen zu «pipa» umgeformt war, was die Annahme erhärtet, dass die ersten Alemannen lange zuvor am Jurafuss eingezogen waren.

In dieser späteren Zeit, etwa im achten Jahrhundert, mag auch ein Teil der Bevölkerung von Bipp an den Jurafuss hinaufgezogen sein, sich dort niedergelassen und Anlass zur Unterscheidung zwischen Nieder-Bipp und Ober-Bipp gegeben haben.

Der Ursprung des Alemannendorfes

Der älteste Teil von Betwa, der Dorfkern, liegt am bergseitigen Rande einer flachen Mulde. Zur Zeit der Helvetier gab es da einen Birkenbestand, vielleicht sogar ein Birkenwäldchen (Betwa). Daneben gedieh auch der Buchs vortrefflich, so dass bis heute der alte Dorfteil alemannisch «Buchsern» heisst.

Hier, am bergseitigen Rande der Mulde, wohnten vermutlich die Helvetier in ihren einfachen Hütten (Anwesenheit von Kelten durch Funde belegt) unweit der Römer, deren Wohn- und Verwaltungsgebäude weiter gegen Sonnenuntergang standen (Funde von Mauerzügen).

Nahe bei den helvetischen Wohnstätten, etwas weiter abwärts gegen Son-

nenaufragung haben sich die ersten Alemannen am Rande der Mulde niedergelassen. Die ganze Mulde diente der landwirtschaftlichen Nutzung und war zum grössten Teil von Wald umgeben.

Bei der Erarbeitung des damaligen Aussehens der Gegend stützen wir uns vor allem auf die deutschen Flurnamen. In ihnen finden wir zuverlässige Angaben über die einstige Beschaffenheit der Gegend und ihre spätere Veränderung.

Zunächst befassen wir uns mit dem ältesten Landwirtschaftsgebiet, der Mulde, dann mit dem bergseitigen Rand der Mulde bis hinauf in den Berg und schliesslich mit der andern Seite der Senke von ihrem Rand bis zum Längswald.

Das damalige Landschaftsbild

Den einziehenden Alemannen bot sich eine der Landwirtschaft dienstbar gemachte ausgedehnte flache Mulde. Am bergseitigen Rand, in der Buchsern und der Rüschen, erhoben sich die Bauten der abgezogenen Römer und der noch immer ansässigen Helvetier.

Eine Strassengabelung mit Verbindungen nach Augusta, Vindonissa und Aventicum lag sehr wahrscheinlich in der Buchsern. Von hier aus führte vermutlich auch eine Strasse durch den Längswald der Aare zu.

Bergseits der Mulde reichte der Wald gemäss den Flurnamen zum Teil bis an deren Rand; auf der Gegenseite, vom Längswald her, wo heute weite Felder dem Bauern zur Bepflanzung dienen, bezeugen die Flurnamen sozusagen ausnahmslos, dass der Wald bis zum Rande der Mulde reichte.

Unterbrüche im Wald bildeten das Galmis, «die hochgelegene Weide», das Anterntälchen und einige dem Baumwuchs ungünstig gesinnte Moose, worunter die weit draussen im Walde liegende *Mesi* das zäheste war. Vermutlich stammt *Mesi* von *Mösi*, *Moos* und könnte eine sumpfige Mulde gewesen sein (Zinsli).

1. Die flache Mulde

Das oberste Stück der Mulde heisst *Abilon*, was auf einen Besitzer namens Abo hinweist. Der zweite Teil der Bezeichnung -lo, erinnert an Gebüsch, Gehölz (Zinsli). Im *Abilon* wäre also das dortige Wäldchen in ein Feld übergegangen, heisst doch das anschliessend genutzte Land «Oberfeld».

Im Oberfeld liegt auch der *Grodacker* oder *Im Grod* als weiterer Zeuge der landwirtschaftlichen Nutzung dieses Gebietes. «Grod» geht auf «groden» zurück, was »wimmeln, Gewimmel« besagt. Hier herrschte offenbar ein Gewimmel von Schafen und Ziegen (SW). «Acker» bedeutete ursprünglich das Land ausserhalb der Siedlungen, wohin das Vieh zum Weiden oder aber auch zum Düngen des Bodens getrieben wurde (DH).

Weiter abwärts gegen Sonnenaufgang liegt die *Rüschen*, was eine «mit Binsen bestandene Weide» bedeutet (SW). Das Land nebenan heisst *Brühl* oder *Brühlmatten*. Dieser Name besagt, dass es sich um eine «fette Wiese», «Wässerwiese» handelt (SW).

Es folgt das Niederfeld. Dieses Feld erstreckt sich unterhalb des ältesten Dorfteils so wie sich das Oberfeld oberhalb desselben ausdehnt. Beide Namen weisen auf die mittelalterliche Dreifelderwirtschaft hin.

Auf dieser Seite des Dorfes gegen Sonnenaufgang liegen die *Gemeinen Matten*, die allen als Viehweide dienten wie anderswo die Allmend, die *Moosmatte*, was auf ein vorhanden gewesenes Moos hinweist, der *Schenkenrain* und die *Walksmatt*.

Der Schenkenrain (mdt. Schänkerein) zieht sich als langer, schmaler Schenkel seitlich der Mulde hin, hiesse eigentlich «Schänkelrein», liess aber das L in Schenkel fallen. In der hochsprachlichen Fassung ersetzt ein leichter auszusprechendes N das L (SW).

Matte bedeutet eigentlich eine Wiese, die gemäht wird (von Mahd) im Gegensatz zu der Weide (DH). «Walk, walken» treffen wir in einigen germanischen Sprachen (englisch, niederländisch, schwedisch) unter anderem mit der Bedeutung von «gehen, wälzen» (DH). Es ist möglich, dass die weit abgelegene Walksmatt einige Anstrengung erforderte, sich mit Geräten dorthin zu begeben. Vielleicht stand dort auch eine Walke.

Alle diese Namen bezeugen, dass anfänglich vor allem das Gebiet der Mulde den Bauern zur Nutzung diene.

2. Das Land bergseits der Mulde

Da seinerzeit der Buchenwald bis zum Rande der Mulde reichte, blieb die Bezeichnung *Buchli* erhalten. Anschliessend an das Buchli fügt sich ein Stück Land, das *Sängelen* heisst, was daraufhinweist, dass hier dem Gehölz Land durch Versengen abgetrotzt wurde.

Es folgt nun später überbautes Gebiet, das im Bereiche zweier Bächlein liegt. Eines der Rinnsale fliesst von der Anteren, das andere vom Galmis her. Beide, nun im Wohngebiet in Röhren gelegt, vereinigen sich weiter unten im Dorf, und ihr Wasser wird durch den Bipperkanal in die Dünnern geleitet. An diesen Bächlein müssen einst ausgiebig Weiden gewachsen sein, heisst doch der Dorfteil hier *Wyden*.

Unterhalb des Dorfes gegen das Gäu zu zeugt noch der Name *Lehnrüti* von ehemaligem Wald, der bis in die Ebene hinunter reichte und erst später gereutet wurde.

3. Am Jurafuss

Die Vermehrung der Bevölkerung erheischte mehr Wohnraum und mehr nutzbares Land. Ein Alemanne mit seinen Angehörigen benötigte zum Lebensunterhalt rund eine Hufe, das hiess etwa vierzig bis fünfzig Jucharten. Wenn möglich sollte das Land gleich beim Hof liegen. Solange sich nur wenige ein neues Heim schufen, konnte dieses Vorhaben durchgeführt werden. Beanspruchten aber mehrere den zur Verfügung stehenden Raum, so schufen sie sich durch Rodung zusätzliche Äcker ausserhalb der Siedlung.

Den Bächlein entlang gegen den Berg zu entstand nun da und dort ein Hof mit dem nötigen Abstand zur Umgebung. Dazu erstellte man bei jedem Bauerngut auch noch eine Brücke über den Bach, damit die volle Bewegungsfreiheit erhalten blieb. Die Zahl der Brücken entsprach demnach genau der Zahl der Höfe.

Am Jurafuss, wo das Gelände anstieg, schien die Ausweitung gleichsam anzustossen. Sie führte deshalb, den benötigten Raum zwischen dem Hof und dem Jurafuss für das zugehörige Land lassend, entlang des Bergfusses: Vom Zelgli bis in die *Ängi* entstanden einige Höfe.

Mit der Zeit wurden sie zu einer nahezu selbständigen Siedlung. Später errichtete man am Bach eine vom Wasser des Laufes getriebene Mühle. Doch litt deren Leistung bei Trockenheit oft unter der mangelnden Wasserführung des Baches, so dass im Laufe der Zeit die ganze Ortschaft am Bergfuss den Namen *Dürrmühle* erhielt.

Oberhalb der Dürrmühle zwischen den beiden Bächlein bis zum Anstieg des Geländes heisst das Grundstück das *Zelgli*, was auf die Dreifelderwirtschaft (Sommerzelg, Winterzelg, Brachzelg) hinweist.

Oberwinds (westlich) vom Zelgli liegen der *Brüggelisacker*, an die Bachbrücken mahnend, und der *Galgacker*. Dieser Name gibt zu bedenken, dass hier früher ein Galgen errichtet war. Weil es auch ganz hinten in der Nähe der Klus einen Galgacker gibt, könnte man vermuten, in Bipp habe ein Galgen nicht genügt. Es ist aber anzunehmen, dass der Galgen vorne wegen seines Standortes nahe dem Wohngebiet nicht mehr geduldet wurde und er seinen Platz ganz hinten an abgelegener Stelle versteckt einnehmen musste.

An Äckern gegen den Berg zu, also nutzbarem Land ausserhalb der Siedlung, seien noch erwähnt der *Moosacker*, offenbar in etwas sumpfigem Gelände gelegen, der *Grundacker*, der *Kreuzacker*, wo ein Kreuz an die christliche Gesinnung der Einwohner erinnerte, und der *Rainacker*.

Ein Stück Land, die *Sagimatt*, fällt mit diesem Namen etwas aus der Reihe, ist doch anzunehmen, eine Säge zur Vermittlung von Bauholz sei hier einmal von einem Wasserrad getrieben worden, was gewiss auf spätere Zeiten hindeutet. Das uralte Wort «Matt» hingegen erinnert uns – wie gesagt – an eine Wiese, die gemäht und auf die somit kein Vieh zur Weide getrieben wurde.

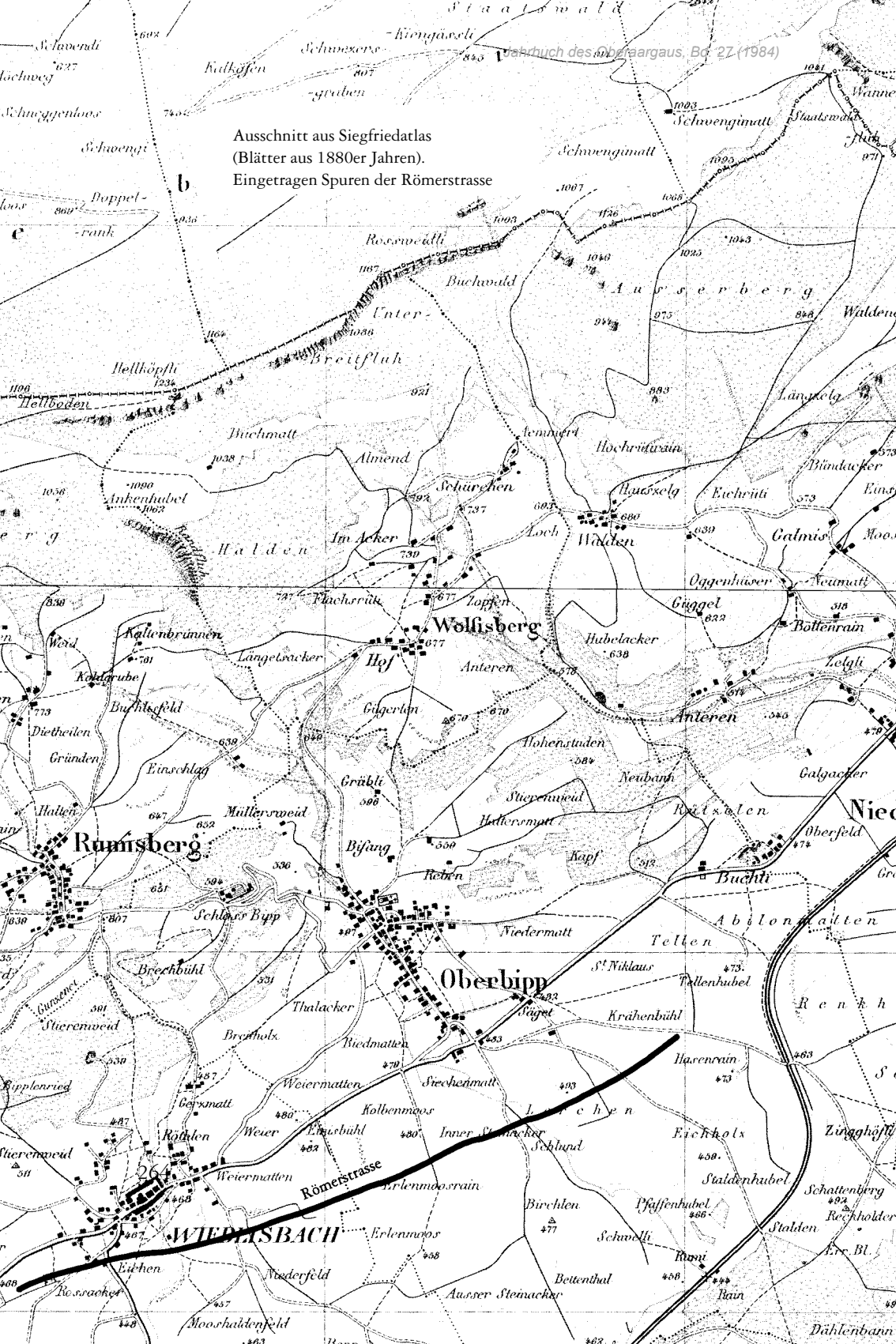
4. Der Berg lockt

Der Alemanne, herkunftsmässig mit ebenem Land vertraut, dem hügeligen und gebirgigen Gelände abgeneigt, hatte sich in dem in der Ebene liegenden «Betwa» niedergelassen. Für seinen Hof mit seinen Tieren beanspruchte er verhältnismässig viel Land, das für eine wachsende Siedlung unter Umständen nicht auszureichen vermochte.

Der Drang nach einem eigenen kleinen Reich und nach grösstmöglicher Unabhängigkeit bewirkte, dass der eine oder andere der Siedlung in der Ebene den Rücken kehrte. Im Berg gab es einige kleine oder grössere Geländestufen, die sich für eine Niederlassung eigneten.

Ganz nah vom Zelgli, etwas erhöht, bietet die *Rützellen* für einen Bauer Land genug. (Rützellen abgeleitet von Rütz, was hier «räumlich kurzes, auch ordentliches Stück Weges» bedeuten mag [SW].) So baute denn einer auf der Rützellen seinen Hof und zog dorthin. Der jeweilige Besitzer heisst bis heute der «Rützellenbauer».

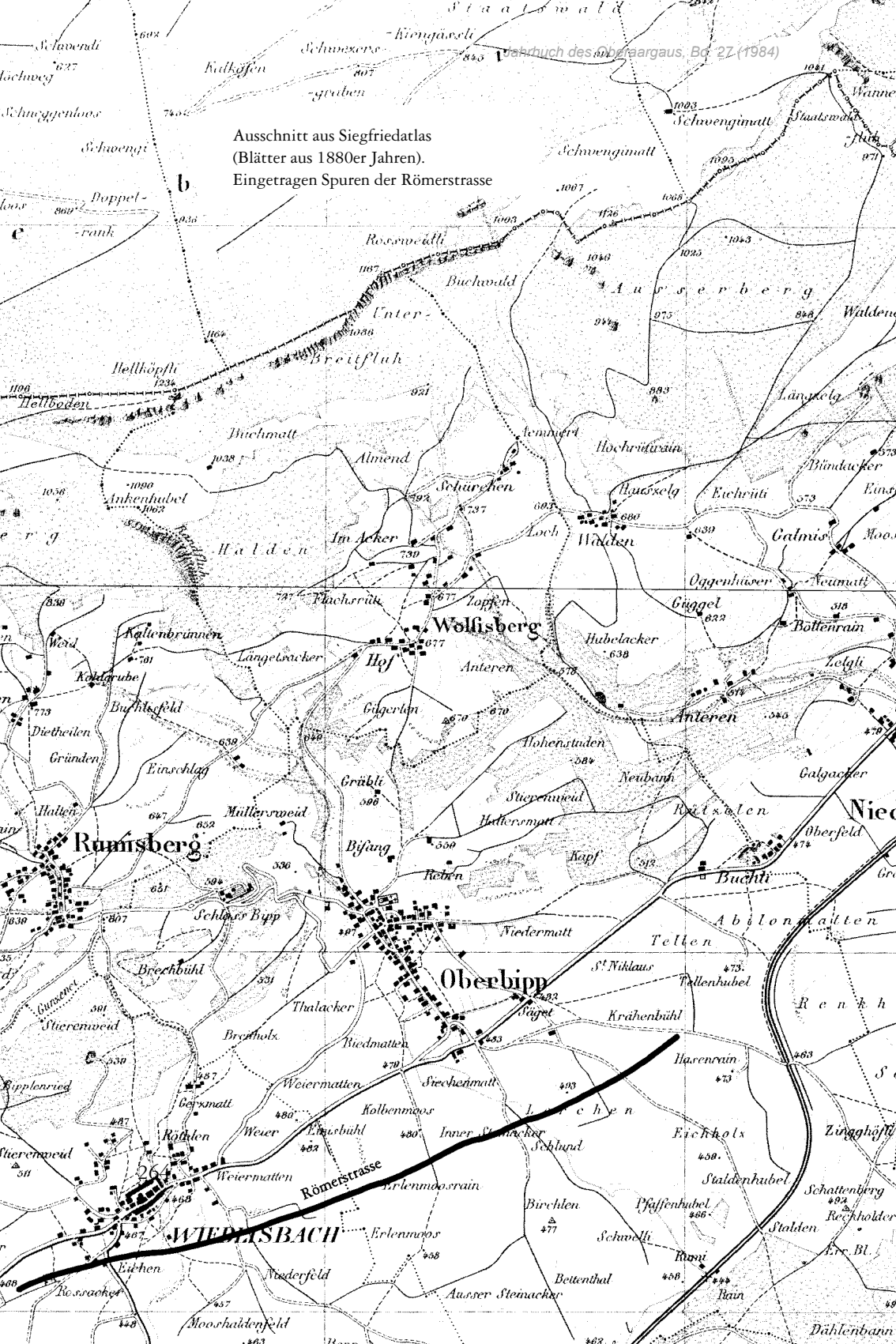
Auch oben am *Rebenrain* bot eine kleine Stufe Raum für einen Hof. Der Rebenrain liegt etwas zurück in den Hang eingebettet, wird reichlich besonnt und bietet Schutz vor rauen Winden. Deshalb konnten dort gut Re-



Ausschnitt aus Siegfriedatlas
(Blätter aus 1880er Jahren).
Eingetragene Spuren der Römerstrasse

b

c



ben gepflanzt werden. Haben schon die Römer dort Reben gezogen, oder sind diese erst später angepflanzt worden? Reben gibt es heute dort längst keine mehr; nur der Name überlebte.

Dann unternahmen es Bauern, auch höher am Berghang einen Hof zu errichten. Das Anterntälchen und die «hochgelegene Weide», das Galmis, luden dazu ein; ebenfalls der *Bollenrain* (ein Rain, der von einem «Boll», einem rundlich geformten Hügel, herunterführt [SW]) und das eine grössere Stufe im Abhang bildende *Lehn* begünstigten eine Niederlassung. («Lehn» kann auf «lehnen» fassen, das über althochdeutsch «linen» auf eine uralte Wurzel mit dem Sinn von «neigen, lehn» zurückführt, der auch in «Halde, Abhang» zum Ausdruck kommt [DH].)

Walden, eine höher liegende Stufe am Berghang, bot ebenfalls ein geeignetes Gelände zur Errichtung eines Hofes. «Wald» bedeutete ursprünglich «das nicht bebaute Land» (DH), schloss also auch Weide und anderes Gebiet ein. Der Vogt zu Bipp erwähnt noch im Jahre 1456 «den Hof Walden», was darauf schliessen lässt, dass auf den verschiedenen Geländestufen lange Zeit nur ein Hof bestand. Erst später sind im Galmis, im Lehn und im Walden durch Hofteilung Weiler entstanden.

Unterhalb Walden liegt vorgelagert der *Güggelhof*. «Güggel» gehört auch zu «Gugel» und der Ableitung «Gugelhupf» (DH). Damit dürfte eine rundliche Erhebung im Gelände gemeint sein.

Unweit davon, in *Oggenhäusern*, mundartlich «Oggehüser», war ebenfalls ein Hof errichtet worden. «Ogge» konnte mit dem niederdeutschen «Oke», Winkel (B), zusammenhängen. Somit wäre Oggenhäusern der an einem (Gelände- oder Weg-)Winkel gelegene Ort.

Oberhalb Walden befindet sich die *Waldenalp*, ebenfalls mit einem Hof. Alp, mittelhochdeutsch «albe», althochdeutsch «alba» geht auf vorindogermanisch «alb», «Berg» zurück und bedeutet heute auch «Bergweide» (DH). – Ein Landstück auf der Alp heisst *Längzelg*. Durch diesen Namen erfahren wir, dass sogar hier oben, auf siebenhundertfünfzig Meter Höhe, noch auf Zelgen angebaut wurde.

Die Bauern da oben im Berg genossen als Selbstversorger ihre Freiheit und Unabhängigkeit in vollen Zügen, und es dünkt uns, ihre daherige Andersartigkeit sei immer noch spürbar.

Wo im Berg gereutet wurde, um Land nutzbar zu machen, geht aus den erwähnten Namen nicht hervor. Es ist aber anzunehmen, dass überall unerwünschtes Gehölz, Gebüsch, Dornen und andere Sträucher beseitigt wer-

den mussten. Wenige Bezeichnungen wie Eichrüti, Stumprüti weisen darauf hin und erhärten diese Annahme.

5. Das Land bis zum Längwald

Zur Zeit als die Alemannen in «Betwa» einzogen, reichte der Längwald bis an den Rand der Mulde. Die Flurnamen, zusammengesetzt mit Bann, Holz, Rüti, weisen deutlich auf vormaligen Waldbestand hin. Im Laufe der Jahrhunderte haben die Bipper nach und nach dem Wald Landstücke in der Grösse einer Hufe abgerungen. Diese vierzig bis fünfzig Jucharten Land vermochten einem Bauern mit seinen Angehörigen ausreichenden Lebensunterhalt zu bieten.

Das Wort «Wald» im heutigen Sinne hiess seinerzeit «Holz» oder «Bann». Dabei handelte es sich um einen gemischten Baumbestand mit Unterholz, Gebüsch und Lichtungen. Je nach Erdreich und Lage gediehen Tannen, Buchen, Eichen oder andere Bäume. Der Mischwald herrschte vor.

Anschliessend an die Abilonmatten am oberen Rande der Mulde liegt ein ausgedehntes Feld, *Ränkhholz* genannt. «Holz» besagt, dass hier ein Wald bestand. Der erste Teil des Namens «Rank, Rängg» kann «grosses Stück» (SW) bedeuten, was in diesem Falle zuträfe. Heute breitet sich hier ein weites Feld aus, und der ehemalige Wald lebt nur noch im Namen Ränkhholz fort.

Etwas weiter zurück liegt die *Lobrüti*. Demnach wurde hier mittels der «Lohe», der Flamme, Wald gereutet. Nach der Lage des Hofes in der Lohrüti zu schliessen, reutete man mitten im Walde im Umfange einer Hufe und baute daselbst einen Hof. Erst nach und nach musste der übrige Wald bis an den Rand der Mulde weichen. Mancher Bauer liebte es offenbar, einen Hof und sein Land, allseitig von Wald umgeben, in der Abgeschlossenheit zu bewirtschaften.

Bis heute ist uns eine solche Siedlung erhalten geblieben. Weit draussen mitten im Längwald liegt der *Rütibof*. Wie eine Insel, ungefähr in einem Rechteck geformt, steht das nutzbare Land mit etwa fünfzig Jucharten, was einer Hufe entspricht, zur Verfügung.

So mögen wohl alle Einzelhöfe mit ihrem Umschwung am Anfang draussen im Wald gelegen sein, jeder für sich ein kleines Reich bildend, bis dann bei den meisten der Wald weiteren Bedürfnissen weichen musste. Aber einige der Höfe stehen immer noch allein, ohne Nachbarschaft da.

Durch die Güterzusammenlegung (1961–1976) haben die Einzelhöfe in den letzten Jahren eine Vermehrung erfahren. Dem alten Drang nach Unabhängigkeit wurde damit entsprochen.

Im Dorf liess sich trotz allmählich schwindendem Raum gut wohnen. Wer genügsam und mit mässigem Umschwung zufrieden war und eine verhältnismässig nahe, doch nicht einengende Nachbarschaft schätzte, der baute im Dorf, besorgte sich seinen Acker und begab sich halt öfters zur Erledigung der Arbeiten hinaus aufs Feld.

Wer aber die völlige Unabhängigkeit und möglichst unbeschränkte Selbständigkeit über alles setzte, der zog in den Berg hinauf oder in den Wald hinaus, wo er Haus, Hof und Land als Einheit besass und keine Anstösser berücksichtigen musste. (Hof: ursprünglich «Erhebung, Anhöhe, Hubel, Hügel»; erweiterter Sinn «eingehogter Raum, der ein oder mehrere Gebäude umgibt» [DH].)

Von der Lohruti waldwärts gelangen wir über den *Linisacker* zum ehemaligen Zingghöfli. Der Name Linisacker sagt uns, dass hier vornehmlich Leinen gepflanzt wurde. Entsprechend hiess es auch «Linistuch» (SW).

Zuäusserst auf dem Gemeindeland stand das *Zingghöfli*. Es bildete gleichsam eine Zinke im Feld. Auch die Grenzziehung der Gemeinde hat diese Lage berücksichtigt und macht dort eine Zacke. So trug also das Zingghöfli mit Recht seinen Namen. Vor etlichen Jahren wurde es ein Opfer der Flammen und ist nicht mehr neu erstanden.

Zwischen dem Linisacker und dem Wald liegt Grasland, *Simbelenweid* genannt. «Simbel, simel» geht auf das altgermanische «sinwell» zurück und bedeutet im Alemannischen «länglichrund» (B). Simbelenweid wäre demnach ein länglichrund geformtes Grundstück. In letzter Zeit sprechen etliche von der «Simpelenweid», sagen also «p» statt «b». Auch die neue Landeskarte führt den Namen «Simpelenweid» und hilft damit die Herkunft des Wortes verwischen.

Nebenan erstreckt sich der *Weidrain*. Da es sich in beiden Namen um altes Wortgut handelt (simbel, simel), können wir annehmen, dass hier der Wald von jeher eine Unterbrechung durch Grasland aufwies, das lange als Weide diente.

Vom Weidrain dorfwärts liegen der *Hölzliacker*, dessen Name an einstigen Waldbestand erinnert, der *Jenzacker* (Jenz, Jänz, schmaler Streifen Landes, Stück eines Ackers, nur für kurze Zeit überlassen (SW)), der *Rainacker* und der *Bifang* (ein auf einem Brachfeld liegender zum Schutze vor weidendem Vieh

eingezäunter Acker [SW]). Diese Äcker befinden sich alle mit der Lohrütli im ehemaligen Waldgebiet, das den Namen Scharnaglen trägt.

Immer wieder sind einzelne Stücke Wald dem Landbau dienstbar gemacht worden. Das Reuten des Waldes währte bis ins 19. Jahrhundert. Dabei könnte auch die Bezeichnung «*Scharnaglen*» entstanden sein. «Naglen» bedeutete «mühsam bearbeiten» (SW). «Schar», das Pflugeisen, leitet sich von «scheren, schneiden» ab (DH). So wäre «Scharnaglen» das mit dem Eisen mühsam zu bearbeitende Feld. Falls dieses grosse Gebiet unsorgfältig gereutet worden war und deshalb noch viel Wurzelwerk enthielt, können wir diesen Namen recht gut verstehen.

Von Berwa führte eine Strasse schon zu den Römer Zeiten durch den Wald gegen die Aare zu nach Aarwangen (Muniberg) und weiter ins Hinterland. Dieser Strasse entlang reuteten die Bauern in grossen Abständen den Wald – immer in der Grösse einer Hufe – und bauten daselbst ihre Höfe. Andere folgten. So gab es mehr als einen Hof in der Scharnaglen, in *Holzbäusern* (im Wald gelegene Häuser, wo der Name «Chäppelisacher» auf das Bestehen eines ehemaligen Kapellchens hinweist) und eine grössere Niederlassung *Waldkilch*. Hier errichtete man sogar eine Kirche. Im Laufe der Zeit musste der zwischen diesen Siedlungen liegende Wald gänzlich weichen.

Das grösste Stück Land dort draussen heisst *Waldkilchenfeld* und erinnert damit an den im Walde liegenden Ort mit der Kirche. Da diese am Rande der Ebene stand, wo das Gelände ansteigt, nannte man diesen bewaldeten Abhang *Kilchrain*.

Vom Waldkilchenfeld dorfwärts bis zum Muldenrand erstrecken sich die *Bannbündli*. Bannbündli («Bündli» von «Beunde» oder «Bunte») wäre also ursprünglich ein dem Wald abgerungenes Stück Ackerland (SW). Da der Wald oft mit dem Jagdbann belegt war, wurde das Wort Bann gleichbedeutend mit Wald. Bann bedeutet altgermanisch «Gebot, Aufgebot»; althochdeutsches Zeitwort «bannan», unter Strafandrohung ge- oder verbieten (DH).

Zuäusserst an der Gemeindegrenze liegt gegen Sonnenaufgang ganz allein der *Martinsacker*. Sehr wahrscheinlich ist dieser Hof mit seinem Umschwung ebenfalls durch Reuten im Wald entstanden. Sein Name dürfte auf den heiligen Martin Bezug nehmen.

Das an die Bannbündli dorfwärts anschliessende Land heisst «Vor em Bann». Der Name sagt deutlich, dass der zusammenhängende Wald seinerzeit hier aufhörte.

Die Veränderung der Landschaft vor allem durch die Verdrängung des Waldes zu Gunsten von Wies- und Ackerland, aber auch die Ausweitung der dörflichen Siedlung und die Errichtung von Einzelhöfen mit ihrem Umschwung bis in die abgelegensten Gegenden unserer Gemeinde dauerte Jahrhunderte. (Letzte Rodung zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts: ein Eichenwäldchen im Mattenbann.)

Die Treue zur Muttersprache

Die Alemannen mit ihrem Drang nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit boten dem herrschenden Latein die Stirne. Dazu kam, dass ihnen der hohe Bildungsstand der Römer, wie er in ihrer Sprache und ihrer Lebensart zum Ausdruck kam, wegen der damit einhergehenden Verweichlichungserscheinungen, wenig oder keinen Eindruck machte und sie deshalb mit einer natürlichen Unbekümmertheit darüber hinweg gingen.

Ausser Betwa, Galmis und Antern lauten alle Flurnamen in Niederbipp durchwegs alemannisch, also deutsch. Diese gehen auf althochdeutsch und altgermanisch zurück. Einige weisen sogar eine indogermanische Wurzel als Bestandteil auf.

Die Alemannen mit ihrem ausgeprägten Sprachbewusstsein übernahmen also weder von dem damals weltweit herrschenden Latein der Römer noch von dem Keltisch der ansässigen Helvetier weiteres Wortgut. Diese Haltung – ein Zeichen der sprachlichen und damit auch der geistigen Selbständigkeit – lässt sich bei vielen bis in die Gegenwart feststellen. Hoffentlich bilden die neuzeitlichen sprachlichen Zerfallserscheinungen bei uns nur eine vorübergehende Krankheit, aus der sich dann eine erquickliche Genesung ergibt.

Die Treue verbunden mit der Liebe zur Muttersprache gibt uns einen festen Halt, dessen wir bedürfen, um unsere Selbständigkeit und Unabhängigkeit auch in sprachlichen Belangen zu wahren.

B Brockhaus

DH Duden Herkunftswörterbuch

SW Schweizerdeutsches Wörterbuch

* Vgl. Ruedi Werner, Zur Frühgeschichte des Dorfes Niederbipp, Jahrbuch des Oberaargaus 25, 1977.

VOM ZOLLHAUS ZUM MUSEUM

KARL H. FLATT

Wenn im Mai 1984 das neugestaltete und erweiterte Ortsmuseum Langenthal – sicher eine Sammlung von regionaler Bedeutung – eröffnet werden konnte, ist sicher der Hinweis angebracht, dass Sammlung und Haus bereits auf eine ansehnliche Geschichte zurückblicken können. Wenn es der Auswärtige ist, der diesen Blick zurück tut, so geschieht das aus Anerkennung der erfreulichen Leistung aller Beteiligten.

Bereits 1924 hatte Sekundarlehrer J. R. Meyer (1883–1966), der spätere Ortshistoriker, angeregt, eine geschichtliche Forschungsstätte und eine Sammlung historischer Zeugnisse aus Langenthal zu schaffen. – Gut Ding will Weile haben: so ist die Stiftung zur Förderung wissenschaftlich-heimatkundlicher Forschung über Dorf und Gemeinde Langenthal erst nach der 1100-Jahr-Feier am 27. März 1962 gegründet worden und hat seither eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet, die sich hauptsächlich in einer schönen Reihe von Publikationen spiegelt.

Zum Glück ging das Museum voraus: Forschung lässt sich nämlich alle Zeit betreiben, Belege zur Dorfgeschichte und Ortskultur zu sammeln aber, dafür war es vor den Entrümpelungsaktionen des Zweiten Weltkrieges und vor dem Anbruch der Hochkonjunktur höchste Zeit. Ein Vorstoss aus dem Kreis der 1935 gegründeten Historischen Gesellschaft – Oberst Spychiger unternahm ihn bei der Gemeinde – führte zum Erfolg: Die Behörde unter dem kulturell aufgeschlossenen Gemeindepräsidenten Walter Morgenthaler baute 1937 zwei Räume im Alten Amthaus um, die sich bald mit wertvollen Zeugnissen aus der Vergangenheit Langenthals füllten. Nachdem Fabrikant Willy Brand in einem dritten Zimmer noch eine Leinwandstube eingerichtet hatte, konnte die «Heimatstube» 1942 erstmals dem Publikum geöffnet werden. Von der Historischen Gesellschaft betreut, mit zahlreichen Schenkungen ergänzt – erwähnt sei nur die wertvolle paläonthologische Sammlung Dr. F. Brönnimann (1963) – erfreute sich das Museum wachsender Besucherzahlen, litt aber auch mehr und mehr unter den knappen Raumverhältnissen. Zeitweise dachte man deshalb an eine Verlegung.

1974 wurden aber die bisher von der Bibliothek genutzten Räume, bald darauf auch die Mietwohnung im Alten Amthaus frei, so dass sich der Gemeinde die Gelegenheit bot, das Haus zu kaufen, zu renovieren und ausschliesslich dem Museum zur Verfügung zu stellen. Unterstützt von der Historischen Gesellschaft reichte deshalb Sekundarlehrer Samuel Herrmann 1978 im Grossen Gemeinderat eine bezügliche Motion ein, die – nach sorgfältiger Prüfung – innert Jahresfrist erheblich erklärt wurde. Dann aber ging es sehr rasch vorwärts: bereits eine Woche später lag das Gutachten der kantonalen Denkmalpflege über Wert und Eignung des Alten Amthauses vor, zwei Wochen später auch der technische Bericht mit Kostenschätzungen der Firma Hector Egger AG. Abgesehen von Renovationsarbeiten im Innern waren insbesondere nötig: neue Sanitäranlagen, Installationen, Beleuchtung, Sanierung des Daches, Renovation der Fassade im Stil von 1840 sowie Umgebungsarbeiten. Gemeinderat und Volk billigten den notwendigen Kredit, so dass mit den Bauarbeiten 1981 begonnen werden konnte. 1983 war das Haus bezugsbereit; die Neugestaltung des Museums konnte beginnen.

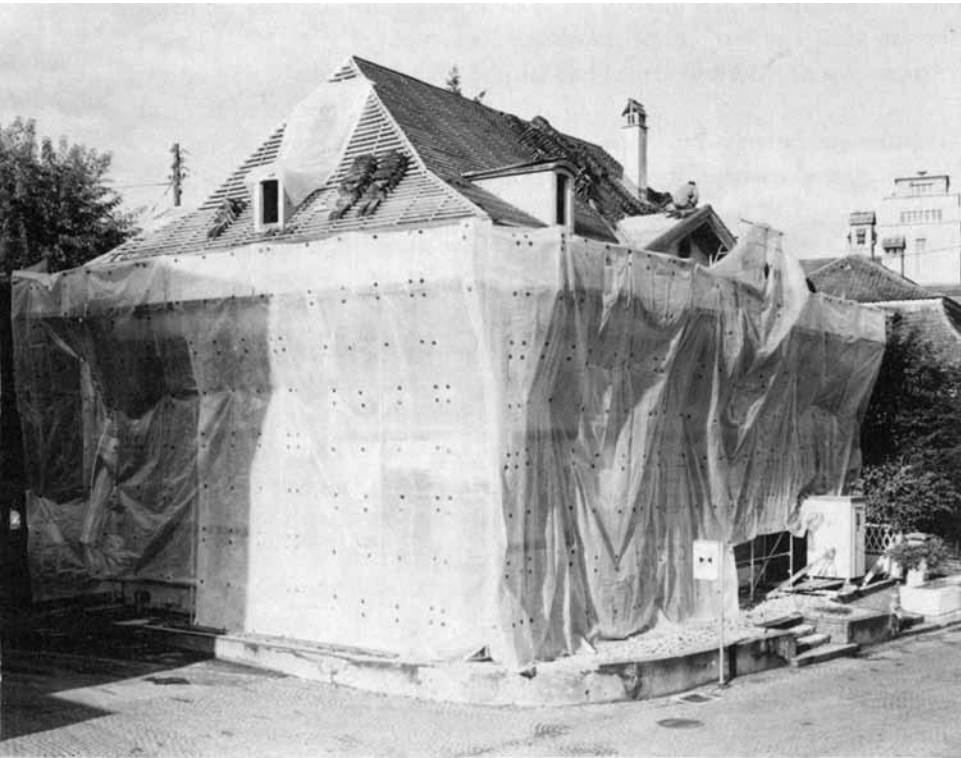
Ein Wort noch zum Haus: bereits im Jahre 1613 hatte Langenthal als zentraler Markttort der drei oberoargauischen Ämter sein hölzernes Kaufhaus erhalten– 1788/1808 durch den heutigen Bau ersetzt. Der Aufschwung von Handel und Verkehr, die Blüte der Leinwandweberei und Käseproduktion liess dann schon im frühen 18. Jahrhundert das Bedürfnis nach einem weiteren Gebäude erwachsen, das als Lagerhaus (Hallage), Waage- und Zollstation dienen konnte. Ähnliche Funktion hatten die Länthäuser in Wangen (1663) und Aarwangen (privat 1745, staatlich 1762), das Kaufhaus mit Waage in Huttwil und das Lagerhaus an der Zollstatt Dürrmühle-Niederbipp (1773).

Als Zöllner Friedrich Mumenthaler 1734 in dieser Sache in Bern vorstellig wurde – er verwies u.a. auf die ungeeignete Bedienung der Waage –, liess sich die Regierung vorerst Zeit und rief nach der Privatinitiative. Erst 1745 gebot sie dem Landvogt von Wangen, einen geeigneten Standort zu suchen, wobei dann Werkmeister Zehnder den Platz zwischen «Löwen» und Weibel Marti wegen Überschwemmungsgefahr ablehnte. Schliesslich erwarb der Staat nicht das von der Gemeinde angebotene Grundstück, sondern eine Vierteljucharte Land von Ammann Andreas Geiser, Müller, wo 1748 das heutige Museum entstand.

1834 in klassizistischem Stil umgebaut, diente es 1844–1911 als Amtssitz. In den Jahren 1892–1911 hatte dort auch die Kantonalbank ihren ersten Sitz. Ab 1912 nutzte es die Gemeinde mit der Verwaltung von Licht und

Wasserwerk, bis 1937 die Oberaargauische Volksbibliothek und die Heimatsstube (nebst einer Mietwohnung) Einzug hielten.

Das sog. Alte Amthaus ist ein stattlicher zweigeschossiger Stock unter Walmdach; es weist gegen die Strasse sechs Fensterachsen, auf der schmalseitigen Hauptfassade deren vier auf. Das gut proportionierte Gebäude geht im Kern, wohl auch Dach, auf den Bau von 1748 zurück, hat aber seine heutige streng-klassizistische Gestalt erst um 1840 erhalten. Besonders hingewiesen sei auf das gebänderte Erdgeschoss, den verputzten Oberbau, den feinen Mittelrisalit mit Dreieckgiebel, nicht zuletzt aber auf das schön getäfelte, gemütliche Interieur und den ausgebauten Dachstock. Wahrlich ein traditionsreicher und würdiger Raum für das neue Museum Langenthal.



Altes Amthaus Langenthal, während des Umbaus zum neuen Museum, 1982. Foto Matthias Kuert, Langenthal.

Quellen

- Bericht der kantonalen Denkmalpflege, 9. Juli 1979.
Bericht der Historischen Gesellschaft Langenthal, 1. Juli 1979.
Technischer Bericht Hector Egger AG, 20. Juli 1979.
Flatt Karl H.: Oberraargauische Zölle (1962/1964).
Kunstführer durch die Schweiz, 3, Bern 1982.

DAS NEUGESTALTETE MUSEUM LANGENTHAL

VALENTIN BINGGELI UND BEAT GUGGER

Am 11. Mai 1984 wurde das Museum Langenthal in neuer Gestaltung wieder eröffnet. Am 1. Juni jährte sich zum 100. Male der Geburtstag von Dr. *Friedrich Brönnimann*, der die geologische Sammlung des alten Museums, der «Heimatsube Langenthal», aufgebaut und jahrelang betreut hatte. Ihm sei dieser Artikel gewidmet. (Würdigung siehe «Jahrbuch Oberaargau» 1977.)

Zwei weitere Namen sind zu erwähnen, die wir in Verbindung mit unserem Museum in dankbarer Erinnerung behalten: *J. R. Meyer* (1883–1966) begleitete von der Gründung an die «Heimatsube» als ideenreicher Geist im Hintergrund (dazu Gedenkschrift als Sonderband 1968 der «Langenthaler Heimatblätter»). Ebenfalls über Jahrzehnte hat sich der originelle *Walter Bieri* (1893–1981), Landwirtschaftslehrer auf dem Waldhof, dem Museum zur Verfügung gestellt (Würdigung in «Jahrbuch Oberaargau» 1982).

Im folgenden wird das heutige Museum mit seinen drei Abteilungen Geografie, Geschichte und Leinenweberei vorgestellt. (Eine Beschreibung der früheren «Heimatsube» gab Brönnimann; Jahrbuch Oberaargau 1960.) Wir wollen uns vorerst jeweils kurz mit Thematik und Sammelgut befassen, sodann eingehender mit der Ausstellungsmethodik.

I. Geografisch-geologische Abteilung

a: Thematik und Sammelgut

Kinderecke. Möglichkeiten für kleinere Kinder und Unterschüler, mit Miniatur-Backsteinen zu bauen, Versteinerungen herauszuhämmern und zu zeichnen.

Langenthal und der Oberaargau. Landesteil und Regionshauptort. Geografische Lage, Grenzland, politische Gliederung. Veranschaulicht mittels Re-

lief, Karte und Flugbild (Stereoskop). Fotowand «Was ist was und wo?» mit typischen Motiven aus dem Oberaargau.

Wässermatten. Eigenart und Schönheit, historische und aktuelle Bedeutung der letzten mittelländischen Bewässerungssysteme, begründet im 13. Jahrhundert. Reicher Baum- und Heckenbestand zufolge extensiver Landwirtschaft. Heute starke Gefährdung und Rückgang, andererseits Schutzbestrebungen; «schützenswerte Landschaft von nationaler Bedeutung» (Bundesinventar). Hohe aktuelle Bewertung bezüglich Grundwasser-Anreicherung. – Veranschaulichung durch Fotos, volkscundlich interessante Gerätschaft, unter anderem Nachbildung von Wässerbrütschen in Originalgrösse sowie Landschaftsmodell einer wasserführenden Wässermatte im Massstab 1:100.

Gold aus der Langete. Goldwäscherei in den Napf-Flüsschen einst (altes Gewerbe) und jetzt (neuzeitliches Hobby, insbesondere vom Oberaargau ausgehend). Nähere Beschreibung siehe Maag in «Jahrbuch Oberaargau» 1981. – Veranschaulichung: Beobachtungstisch zum vergrösserten Betrachten von Goldflitterchen; Kopie 1:1 eines Goldwasch-Stuhls, wie er z.B. 1826 von R. Fetscherin beschrieben wurde (Sammlung *Robert Maag*).



Museum Langenthal, Geografisch-geologische Abteilung. Vitrinengruppe Versteinerungen mit Modell des «Langenthaler Nashorn». Foto R. Riard, Hilterfingen.

Erdgeschichte, Geologie. Entstehung und Aufbau des Oberaargaus, dazu bemerkenswerte Funde, die unser Gebiet zur naturgeschichtlichen Forschung beitrug. Spiralmodell zur Veranschaulichung der erdgeschichtlichen Zeiten, worauf wichtige Ereignisse mit Leuchtmarken eingestellt werden können. Typische Versteinerungen aus Jura-, Molasse- und Eiszeit des Oberaargaus, unter anderem «Schwarze Perlen» von der Oschwand (Glanzmann-Grüebli). Zur Geologie siehe Brönnimann 1958, Bieri 1977, Gerber M. E. 1978 sowie Bühler/Huber u.a., 1980, durchwegs in «Jahrbuch Oberaargau».

Im Kern des Ausstellungsteils Geologie das wissenschaftlich wertvollste Museumsgut, die *Sammlung Brönnimann*, mit teils einmaligen Fossilfunden aus der unteren Süsswassermolasse vom Wischberg, Langenthal. (Nashorn, Tapir und andere Säugetiere, Schildkröten, Fächerpalmen.) Modell 1:2 des «Langenthaler Nashorns», erstellt aufgrund von Wischberg-Funden.

Lätt-Kabinett. Lätt (mundartlich für Lehm), das tonreiche Molassegestein, in mehrfacher Weise typisches Oberaargauer Produkt, so in

a) Geologie: juranahe und deshalb feinkörnige Ablagerung, b) Paläontologie (Vorzeitlehre): in Lehmschichten sind die berühmten Wischberg-Funde enthalten, c) Wirtschaft: Lehm als Grundstoff der Ziegelbrennerei, d) Kunst: Relief-Backsteine des Klosters St. Urban aus dem 13. Jahrhundert.

Ausgestellt Ziegeltypen vom Mittelalter bis zur heutigen Ziegelindustrie, Teil eines Werkförderbandes aus der Ziegelei Roggwil. Modell der ehemaligen Langenthaler Ziegelei mit Lehmgrube und Lättibähnli.

Die Langete und ihre Hochwasser. Gewässeruntersuchungen und Gewässerschutzvorkehrungen im Langetental. Im Zentrum Fotodokumente über Wassergrössen von 1888 bis heute, sowie Pläne des gegenwärtigen Korrektionsprojekts für die Langete. Ausgestellt Messinstrumente und «Labor»-Tisch zur Bestimmung der Wasserhärte (Kalkgehalt).

Volk und Kunst. Bildliche und gegenständliche Hinweise auf Volkskunde, Volkskunst und die künstlerische Schilderung des Oberaargaus, so in der Malerei durch Ferdinand Hodler, in der Dichtung durch Maria Waser. Kunst und Volkskunde vereint in den Zeichnungen schöner alter Oberaargauer Häuser von Carl Rechsteiner (1903–1976). Modell der alten Mühle Aarwangen. Lesecke mit Schriften über den Oberaargau und mit Reproduktionen von Gemälden aus den Langenthaler Jahren des jungen Ferdinand Hodler.

Chefeli. Restauriertes Chefeli, Haftzelle des ehemaligen Amtshauses. Vorläufig darin untergebracht Zeugen alter Gewerbe (Chrämerhuus-Salzbütti, Schuhmacher-Werkstatt).

b. Zum Gestaltungskonzept der geografischen Abteilung

Die Neugestaltung des Museums konnte im passenden, günstigen Rahmen des zentral gelegenen und architektonisch-historisch wertvollen «Alten Amtshaus» vorgenommen werden (siehe dazu Artikel K. Flatt). Sie hatte naturgemäss bestimmte Gegebenheiten mit Bezug auf Ausstellungsräume wie Sammelgut zu berücksichtigen. Vorgegeben war einmal das Haus, das nach der stilvollen und zweckdienlichen Renovation durch die Gemeinde Langenthal vollständig dem Museum zur Verfügung gestellt wurde.

Die räumliche Organisation erfolgte gemäss den drei Stockwerken des Hauses: Die Sammlungseinheit Leinenweberei wurde im Parterre untergebracht, die geschichtliche Abteilung im 1. Stock, die geografisch-geologische im Dachgeschoss. Diesem verleihen das mächtige Balkenwerk und die getäferten Dachschrägen eine besondere, wohnliche Atmosphäre, bedeuten jedoch für die Ausstellung mithin erschwerte Bedingungen.

Eine zweite Gegebenheit betraf das Sammelgut der alten «Heimattube». So wurde beispielsweise eine auf Vollständigkeit angelegte Fossiliensammlung zu Schulzwecken angetreten, sodann das sehr umfängliche und wissenschaftlich bedeutende Fundgut vom Wischberg. Trotz Pietät musste hier dem Grundsatz «Weniger ist mehr» nachgelebt und eine rabiate Auswahl getroffen werden.

Zwei Schwerpunkte, die sich durch bestehendes Sammelgut, spezielle Bearbeitung oder Aktualität aufdrängten, wurden festgelegt: «*Steine*» und «*Wasser*». Zum ersten gehören auch die regional typischen Themen Napfgold und Lätt – Lehm. Eine gewisse Rücksicht musste auf Schenkungen genommen werden, andererseits gab die Neuformierung dem Museum die günstige Gelegenheit, sich Neues schenken oder leihen zu lassen!

Eine räumliche Begrenztheit ist zu bedauern, muss jedoch vorläufig in Kauf genommen werden; so ist Depotraum eng bemessen (das Haus liegt am Hochwasserkanal der Bahnhofstrasse und ist deshalb nur sehr beschränkt unterkellert); Raum für *Wechselausstellungen* fehlt sozusagen ganz. Hier haben wir uns als vordringliches, künftiges Ziel etwas einfallen zu lassen, bringen doch temporäre Spezialausstellungen in wesentlicher Weise stets neue Belebung und neue Besucher – auch in die alten Bestände. Was die Arbeit von *Schulklassen im Museum* betrifft, eines unsrer wichtigsten Angebote, sind bewusst innerhalb der jetzigen Ausstellungsräume genügende Freiplätze offen gelassen worden.

Als theoretische Grundlage für die Neugestaltung diente vorab das eben erschienene «Handbuch der Museumskunde» von C. Lapaire (Bern, 1983). Innerhalb der geografischen Abteilung wurde die Neugestaltung entscheidend bestimmt durch den Beizug von *Schülern als Gestalter und Mitarbeiter* (Schüler des Seminars Langenthal). Ihre Mitarbeit reichte so weit wie jeweils möglich, und entsprechend hoch war der Grad der Mitbestimmung. In verschiedenen Fällen konnten die Schüler einzelne Themen von den Konzeptideen bis zum Einrichtungswerk recht selbständig und in Eigenverantwortung bearbeiten. Die ideen- und auseinandersetzungreichen Jahre des gemeinsamen Werks wurden für Schüler und Lehrer zum fachlich wie menschlich verbindenden Erlebnis.

Dem Museum kam dieser Einsatz «jugendlicher Lebendigkeit» entscheidend zugut, zielen doch in dieser Richtung unsere zentralen Gestaltungsabsichten. Andererseits ist selbstverständlich, dass von Fall zu Fall zuständige wissenschaftliche Experten wie grafische und handwerkliche Facharbeiter zugezogen wurden.

Der Ausstellungsmethodik legten wir als Devise eine möglichst direkte Begegnung mit dem Objekt zugrunde. Diese muss zumindest beim Berühren der Gegenstände beginnen. Hauptziel war die *Selbsttätigkeit* des Besuchers, die Form intensivster Anteilnahme und Vertiefung. Wegleitend war der Ansatz, dass diese beim Kind über das Spiel führt. Spielerische Tätigkeiten wurden deshalb weitmöglich eingeplant, sowohl von Eigengeltung her wie vom Mittel zum Zweck des Einstieges und der Weiterführung in die Sachthematik.

Erste Erfahrungen bestätigen, dass Orte des Museums ziehen, wo die Lust am Hantieren und Bewegen, am entdeckenden Erfahren zu ihren Rechten kommt. Und wie rasch macht sich hier auch das Kind im Manne ans Werk! Hier liegen zahllose Ansätze, um Phantasie, spontanes Tun und Überlegen, Spürgeist und Beobachtungssinn zu wecken und zu stärken. Steigrube, Wasserbrüttsche und Chefeli können zudem betreten werden. Wem das Hämmern, Ziegelbauen und Zeichnen zugebracht ist, zeigt die Anschrift vor der Kinderecke: «Erwachsene nur in Begleitung von Kindern!»

Modelle von Wässermatten, Mühlenwerk und Lättibähnli können in Funktion versetzt werden, diejenigen von Nashorn und Goldwaschstuhl bieten zumindest «anfassbare» Veranschaulichung. Orientierungssinn und Kenntnis der engeren Heimat – oder dann die Findigkeit dazu – lassen sich an Relief, Karte, Kompass und Fotowand erproben. Das Stereoskop ermög-

licht plastisches Sehen von Flugbildern. Schlagender Beliebtheit erfreut sich die Dia-Schau mit Bildern aus Natur und Kultur des Oberaargaus, eine einfache «Drücki-Anlage», wo in Selbstwahl Lichtbilder hergezaubert werden können. (Gewisse Grenzen sind z.B. am Labor-Tisch gesetzt oder allgemein beim Betätigen von Instrumenten.)

Eine Anmeldeliste für *Exkursionen* soll ermöglichen, das Museum in Natur und Leben hinaus zu erweitern, von Funden und Modellen zu Fundstellen und den originalen Grundlagen in der Landschaft zu führen. Die Themen reichen vom Versteinerungssuchen und Goldwaschen bis zu aktuellen Problemen (z.B. Langete-Korrektion, Planung, Landschafts- und Gewässerschutz).

Das System der Selbsttätigkeit lässt zwangsläufig mangelnde Kinderstube besonders deutlich werden. Dass Beschädigungen vorkommen, ist eingeplant. Gelegentliche Enttäuschung der Museumsmacher darf nicht dazu verleiten, den als gut erkannten lebendigen Weg einem sterilen Ziel von Ordnung und Perfektion zu opfern. Man wird jedoch stets wieder durch die Freude der Kinder richtig- und aufgestellt, etwa durch jenen Ausspruch eines Fünftklässlers: «Ein lustiges Museum, überall kann man etwas machen!» (Vielleicht auch ein unbewusstes Echo darauf, dass wir tunlichst alles allzu Lehrhafte zu vermeiden suchten.)

Als weiterer Grundsatz bei der Neugestaltung war wegleitend der des «*aktuellen Museums*»: Die Geschichte der Landschaft und ihres Wandels, der von den Menschen verursacht wird, reicht eben bis in die heutige Zeit, wo Probleme in dieser Richtung besonders deutlich und gefährlich geworden sind. Es geht bewusst darum, das *Museum auch als Anruf* zu verstehen. Es soll nicht nur betrachten lassen, sondern betroffen machen. Als Beispiel erwähnen wir die Wässermatten, die Charakterlandschaft des Oberaargaus, die aufs schwerste gefährdet ist, und mit ihr die darunterliegenden Grundwasservorkommen. Es werden Eigenart und Schönheit dargestellt, der beängstigende Rückgang und auch konkrete Bestrebungen von Landschafts- und Gewässerschutz.

Ähnliche Anliegen betreffen das grosse Werk der geplanten Langete-Korrektion; der Heimatschutzidee soll die Rechsteinerwand dienen mit den meisterlichen wie aufschlussreichen Zeichnungen von charaktervollen Oberaargauer Häusern. Erste Erfahrungen geben uns recht, diese Ansprüche werden sehr beachtet und verfehlen ihre Wirkung nicht. Dabei wird von den Besuchern besonders vermerkt, dass nicht nur Niedergang und Negatives

dargestellt werden, sondern ebenso stark das Schöne und Wertvolle, das noch besteht, wie schliesslich die ideellen Bestrebungen zu dessen Schutz.

Die Leitmotive unsrer Museumsgestaltung können wie folgt zusammengefasst werden: Dem auswärtigen Besucher soll das regionale Museum den Landesteil Oberaargau und dessen Hauptort Langenthal repräsentieren, im Sinne von Einstieg und Überblick; dem Oberaargauer soll es Vertiefung bestehender Erfahrung und Kenntnis ermöglichen. Als Heimatmuseum, wie wir es verstehen, hat es vorab «seiner» Heimat zu dienen, der natur- und kulturgeschichtlich gewachsenen Landschaft und ihren Bewohnern. Es soll indessen nicht nur die Vergangenheit darstellen, sondern diese mit aktuellen Fragen verbinden. Von beiden Seiten her soll vertieftes Wissen zu verstärkter Heimatliebe beitragen, also zu Verbundenheit wie zu Verantwortungssinn.

II. Historische Abteilung

a. Thematik und Sammelgut

Fundort Langenthal. Obwohl die alte Heimatstube viele Funde und Kopien von überregionaler Bedeutung besass, beschlossen wir, nur Gegenstände aus der unmittelbaren Umgebung Langenthals auszustellen. Fotos sollen die Beziehung des vorgeschichtlichen Menschen zu seiner Umwelt zeigen. (Idee: *Edi Gross*, Archäologischer Dienst Bern.)

Kloster St. Urban. Das klösterliche Leben an der Roth wird durch Bilder, Texte, aber auch durch Stücke der mittelalterlichen Backsteinkeramik gezeigt.

Mittelalter. Foto der ältesten Urkunde, in der Langenthal erwähnt wird (861). Dokumente der ehemaligen Johanniterkommende Thunstetten. Puzzle aus Urkundentexten mit dem Namen Langenthal: Ein Spiel, bei dem der Besucher die verschiedenen Schreibarten von «Langenthal» der entsprechenden Jahrzahl zuordnen kann.

Von der Reformation zum Bundesstaat. In thematischen Einheiten (alte Gegenstände, Gegenüberstellungen) wird die Zeit des Ancien Régime und das 19. Jahrhundert dargestellt: Kirchengeschichtliche Dokumente aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Besonders interessant das aufgeschlagene Chorgerichtsmニュアル (daneben der gedruckte Text). *Siedlungsentwicklung:* Durch eine elektronische Anlage (Ausführung Christoph Jufer) wird das Wachstum Langen-

thals von 900 bis 1750 aufgezeigt. *Modell des Schlosses Aarwangen*: Das Modell, das aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts stammt, wurde uns von der kantonalen Denkmalpflege als Leihgabe zur Verfügung gestellt. *Regierung*: In der Vitrine wird mit zwei Grafiken und alten als auch neuen Dokumenten der Regierungen ein Vergleich zwischen dem Regierungssystem des Ancien Régime (18. Jahrhundert) und dem modernen demokratischen Staat geschaffen. *Markt*: Eine wichtige Rolle für die Entwicklung Langenthals spielt der wöchentliche Markt. Auf einem alten Stand, der früher noch in der Marktgasse gestanden hat, werden Gegenstände aus den Beständen der alten Heimatsstube gezeigt. *Freischarenzüge*: Mittelpunkt ist hier das 15minütige Hörbild, in dem der Roggwiler Arzt Johann Glur, selber ein Teilnehmer an den Freischarenzügen, berichtet, wie er 1844/45 diese stürmische Zeit erlebte. Bilder von J. Senn zeigen uns Szenen aus der Freischarenzeit. *Presse der Region*: Zusammenstellung einiger der ersten Zeitungen der Region Oberaargau.

20. Jahrhundert. Auch der neuste Abschnitt der Langenthaler Geschichte soll nicht unerwähnt bleiben. Eisenbahn und Industrie zeigen, in welche Richtung Langenthal sich heute entwickelt. Vertreter der einzelnen Betriebe (OJB, Porzellanfabrik Langenthal, Maschinenfabrik Ammann) haben sich für das Gelingen dieses Abschnittes eingesetzt. Das Modell des Bahnhofes Melchnau wurde uns als Leihgabe von A. Niederhäuser (Winterthur) zur Verfügung gestellt.

Mumenthaler Ärztestube. Von überregionaler Bedeutung sind die Möbel (zwei Arzneischränke), Instrumente und Bücher, die uns von fünf Ärztegenerationen der Mumenthaler erhalten geblieben sind. Einmalig ist diese Sammlung, weil sie uns zeigt, dass Landärzte im 18. und 19. Jahrhundert zum Teil hochgebildete Mediziner waren. Dank der Mithilfe von Frau Dr. h.c. M. Meyer-Salzmann konnte diese Sammlung auch ihrer Bedeutung entsprechend ausgestellt werden. (Von Frau Meyer-Salzmann erschien im Sommer 1984 das Buch «Langenthaler Handwerksärzte und Apotheker im 18. Jahrhundert», das sich mit diesem Themenbereich auseinandersetzt.)

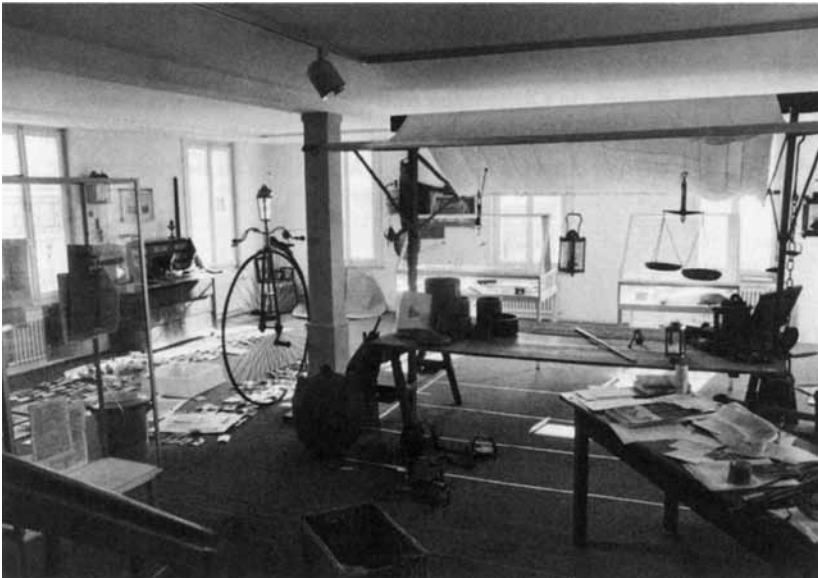
Der Ofen ist ein Geschenk des Optikers Kohler und konnte dank der finanziellen Hilfe der Ersparniskasse Langenthal aufgestellt werden. Der schöne alte Holzboden stammt aus dem Pulverlädeli; er wurde von H. Schlatter, Langenthal, zur Verfügung gestellt.

b. Gestalterische Gesichtspunkte

Als wir im Sommer 1983 mit der Aufgabe betraut wurden, die Gestaltung des Museums Langenthal (vor allem die historische Abteilung) zu übernehmen, galt es, uns vorerst in zwei neue Gebiete einzuarbeiten: in die Geschichte Langenthals und in die Gestaltung eines modernen Museums.

Bei der ersten Aufgabe standen uns, neben vielen Publikationen, vor allem Dr. *Max Jufer* und *Max Schneeberger* in verdankenswerter Weise zur Seite. Beim «Wie» der neuen Museumsgestaltung waren wir hauptsächlich auf uns selber angewiesen. Es galt, das Museum als Medium der Wissensvermittlung kennen zu lernen. Durch Besuche von neuengerichteten Museen, Anregungen von Grafikern und Weiterspinnen von eigenen Ideen kristallisierte sich ein Konzept heraus:

1. Es wurde weniger Wert darauf gelegt, eine lückenlose Geschichte Langenthals zu zeigen, als vielmehr einige einzelne Themen, die hervorgehoben wurden. 2. Die ausgestellten Gegenstände sollten in einen Zusammenhang



Museum Langenthal, Historische Abteilung. Während der Neugestaltung. Foto Roland Grandjean, Langenthal.

gestellt werden und nicht einfach nur alt und schön sein, sondern Informationen vermitteln. Neuartige Medien helfen dabei. 3. Obwohl für die einzelnen Gebiete mehr Platz vorhanden ist, als in der alten Heimatsstube, sollte weniger Ausstellungsgut gezeigt werden. 4. Was nicht so wertvoll oder zerbrechlich ist, soll nicht hinter Glas kommen, sondern vom Besucher berührt werden dürfen. 5. Die ausgestellten Gegenstände sollen von kompetenten Fachleuten wissenschaftlich bestimmt werden (Universitäten, Institute und Institutionen der ganzen Schweiz stellten uns ihre Dienste zur Verfügung).

III. Abteilung Leinenweberei

Ziel und Zweck

Gezeigt wird eine komplette Sammlung von alten Geräten und Maschinen der oberaargauischen Leinenindustrie. Langenthal war von 1740 bis in die Gegenwart ein Zentrum dieser Industrie. Dargestellt wird die Entwicklung der einzelnen Firmen im Oberaargau und die Verarbeitung des Flachses zum fertigen Gewebe. Gezeigt werden Dokumente und Fotos aus früheren Zeiten. (Auf Anfrage werden einzelne Geräte und Maschinen in Betrieb gesetzt.)

Entstehung der Sammlung

Die Sammlung entstand durch Willy Brand-Kubly (Leinenweberei Langenthal) und Fritz Baumann. Die beiden Fabrikanten hatten den Wunsch, ihre Sammlung der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Dies ist nun dank der Stiftung Museum Langenthal möglich geworden.

Unter Mitarbeit von F. Baumann erschien 1982 die Jubiläumsschrift «Kleine Geschichte des Leinens in unserem Land. 100 Jahre Verband der schweizerischen Leinenindustrie» mit einem Kapitel «Die Leinwandweberei und der Leinwandhandel im Oberaargau und Emmental». Zudem ist im «Jahrbuch Oberaargau» 1983 eine Reihe von Artikeln zum Thema Leinenweberei im Oberaargau veröffentlicht worden.



Museum Langenthal, Leinen-Abteilung. Handwebstuhl aus Eriswil, 19. Jahrhundert. Foto R. Riard, Hilterfingen.

Die Ausstellung

Flachsaufbereitung und Spinnerei: Gezeigt wird, wie der Flachs gepflanzt und verarbeitet wird bis zum Spinnen der Leinenfaser. An der Wand ist ein grosses Foto, das die Brächete in Gondiswil um 1900 zeigt.

Zetteln: Dargestellt ist die Vorbereitung zum Weben, das Zetteln, das Aufbäumen und Einziehen der Leinenfäden. Ausgestellt ist eine Original-Zetteltrülle aus dem Jahre 1800.

Weberei und Verkauf: Gezeigt werden drei Webstühle, vom einfachen Handwebstuhl zum komplizierten mechanischen Webstuhl:

a) Zwei- bis viertretiger Handwebstuhl aus dem 19. Jahrhundert aus Eriswil. b) Etwas einzigartiges ist der hölzerne Jacquard-Stuhl, der aus der Zeit seines Erfinders Joseph Marie Jacquard stammt, also um 1800. Der Jacquard-Webstuhl ist die erste mit Lochkarten gesteuerte Maschine, c) Mechanischer Webstuhl aus der Maschinenfabrik Rüti aus dem Jahre 1905 (sog. Oberschläger).

NATURSCHUTZ OBERAARGAU 1983

V. BINGGELI, E. GRÜTTER, J. WEHRLIN, CHR. LEIBUNDGUT

Walter Tschumi 1910–1983. Der Oberaargau ist wieder um ein Original ärmer; in Wiedlisbach verstarb «Vögeli-Walter», Walter Tschumi. In vorbildlicher Weise hat er Naturschutz gelebt und im Bipperramt Pionierarbeit geleistet. Bis zu seinem Tode, 54 Jahre lang, leitete er den Naturschutzverein Wiedlisbach, den er 1929 gegründet hatte. «Als konsequenter Umweltschützer verzichtete er zeitlebens auf jegliche Motorisierung, ja sogar aufs Fahrrad. Bei jeder Witterung zog er, immer mit rasch ausholenden Schritten, seinen Handwagen, oft schwer beladen, auch über 10 km Entfernung. So hart er mit sich selbst war, so behutsam ging er mit der Natur und ihrer Kreatur um» (Werner Obrecht). Einmal schrieb er uns den bedenkenswerten Satz: «Wo sich die natürliche Ehrfurcht vor Gott abgebaut hat, versucht man letzten Endes mit Bestimmungen und Gesetzen zum Ziel zu kommen.» Wir werden Walter Tschumi in dankbarer Erinnerung behalten.

Muemetaler-Weier. Durch Verfügung der Forstdirektion des Kantons Bern vom 10. Januar 1983 wurde dieser Weiher zum Staatlichen Naturschutzgebiet erklärt. «Ein alter Wunsch der Oberaargauer Naturschützer hat sich erfüllt», stand in der Presse. Laut Schutzbeschluss: «Der Weiher in der langgezogenen Senke nordöstlich von Mumenthal und eine angrenzende Feuchtwiese mit Grundwasseraufstoss werden unter den Schutz des Staates gestellt.» Geplant ist, künftig auch Teile des benachbarten Motzetsparks anzugliedern. – Unglückliche Umstände hatten im Herbst ein fast völliges Austrocknen des Weihers zur Folge, was zu einem Fischsterben führte. Zwei Notaktionen mit Seminaristen galten der Fischrettung; die Wiederaufnahme der künstlichen Wasserzufuhr mittels der Motzet-Pumpe, die von Alfred Niederhäuser und Gian Barblan in verdankenswerter Weise betreut wird, beendeten den Unglücksfall.

Ausserordentliche Hauptversammlung. Am 30. Juni 1983 wurde eine Statutenänderung beschlossen. Sodann referierten Christian Leibundgut und Peter Hirsig vom Geogr. Institut der Uni Bern über die Arbeiten zum See- und Flusssufer-Gesetz und Ernst Grütter zeigte unter dem Thema «Der Preis ist

zu hoch» (Ausbaggerung), eine eindrückliche Bildschau über die Schönheit der Wynauer-Aarelandschaft.

Langete-Korrektion. Eine vorsorgliche Einsprache, die dem verstärkten naturnahen Ausbau des bestehenden Gerinnes galt, wurde eingereicht. Nach Einigungsverhandlung, nochmaliger Begehung und bestimmten Zusicherungen konnte die Einsprache zurückgezogen werden. Der NVO erhält ein Mitspracherecht in Form eines Delegierten in der Baukommission während der Realisierungsphase.

Exkursion zu Gebieten und Fragen der Langeten-Korrektion. Sie führte am Sonntag, 30. Oktober 1983 von Madiswil über Gutenburg-Lotzwil nach Langenthal und gab nach Kurzreferaten von Vorstandsmitgliedern Anlass zu interessanten Diskussionen. (Mit über 40 Teilnehmern war wieder einmal ein schöner Erfolg zu verzeichnen.)

Gründung des WUL. Am 19. Oktober ist der Wasserverbund unteres Langetental WUL ins Leben gerufen worden. Mit dem Hochwasserschutzverband wird der WUL wesentliche Weichen für die künftige Gestaltung der Langete-Landschaft stellen. «Der Sicherung der Wässermatten kommt im WUL primäre Bedeutung zu.» So der neue Präsident des WUL, Gemeinderat Fritz Jost, Langenthal.

Wässermatten-Referendum in Langenthal. Gegen einen GGR-Beschluss, bzw. gegen die Zweckentfremdung einer Wässermatte, wurde das Referendum ergriffen. Die in der Ferienzeit erreichte hohe Zahl von über 2000 Unterschriften zeigt, welch grosse Anteilnahme das Volk an der Erhaltung unserer schönen und wertvollen Matten-Landschaft nimmt. Ein Fingerzeig für die Behörden – und ebenso für unsere Arbeit in dieser Sache.

INABA/ORBO, Oberbipp. Die Projekte für diese Industrieabfall- und Ölaufbereitungsanlage wurden glücklicherweise fallen gelassen. Die Opposition war vorab im Bipperramt gross; unserem Delegierten, Grossrat Martin Herzig, Niederbipp, gebührt Dank für seinen Einsatz.

Gespräche mit NVB und Naturschutz Burgdorf. Eine Begehung mit Gerhard Wagner, Präsident des Bernischen Naturschutzverbandes (NVB), galt den aktuellen Naturschutz-Fragen in unserer Region. Ein Gespräch mit Vertretern des Unteremmentaler Naturschutzes soll zu vermehrter Information und Zusammenarbeit führen.

Naturschutz-Stamm. Unser monatlicher Treffpunkt wird zufolge mangelnder Teilnahme für vorläufig aufgehoben, die Publikation im «Schweizer Naturschutz» eingestellt.

Neue Mitarbeiter. Zwei neue Mitarbeiter, die für den Vorstand kandidieren, haben ihre Tätigkeit bei uns bereits aufgenommen: Dr. med. Ueli Obrecht, Wiedlisbach, und Beat Zumstein, Architekt, Langenthal.

Berichte über Naturschutz-Beratungsstelle und Naturschutz-Aufsicht. Siehe dazu die folgenden speziellen Berichte, insbesondere auch, was jenen über die Wynauer-Aare (Bundesgerichtsentscheid) betrifft. Für seine engagierte grosse Arbeit hiezu sei Jürg Wehrlin bestens gedankt.

Unser Dank geht schliesslich an alle, die mit uns gemeinsam auch heuer wieder Naturschutzarbeit leisteten; wir erwähnen für einmal besonders die Zuständigen in unseren Dachorganisationen NVB und SBN.

Eingeschlossen in den Dank seien zudem Gemeinden und Gönner, die uns treu Jahr für Jahr unterstützten. Valentin Binggeli

Naturschutz-Aufsicht

In den Naturschutzgebieten Vogelroupfi, Sängeli und Aarestau Wynau waren die üblichen Pflegearbeiten (mähen, jäten, entbuschen) notwendig. Wir schätzen den jährlichen Pflegeaufwand in unserer Region auf 75 Personentage (15 Personen, 5 Tage Arbeit). Im Moment verfügt der Oberaargau über 13 freiwillige Naturschutzaufseher. Diese haben sich durch ihre Wahl verpflichtet, bis zu 2 Tagen im Jahr bei angeordneten Pflege- und Aufsichtsaktionen mitzuhelfen. Die Aufseher könnten somit theoretisch 26 Personentage zur Verfügung stehen, d.h. ca. *einen Drittel* der anfallenden Arbeiten bewältigen.

Das Interesse hat nun aber im Laufe der Zeit immer mehr nachgelassen. Noch 5 Aufseher haben sich im vergangenen Jahr an den Arbeiten beteiligt. Diese Entwicklung ist verständlich. Der Reiz des Neuen ist verloren gegangen. Es wird immer mehr als Belastung empfunden, Jahr für Jahr Freitage mit Jäten derselben Naturschutzgebiete zu verbringen. Nur Dank der Hilfe von weiteren Helfern, Lehrern und Schülern konnten die nötigsten Arbeiten *teilweise* erledigt werden. Allen Helfern sei herzlich gedankt!

Die bestehende Regelung versucht, den Unterhalt der Naturschutzgebiete freiwilligen Idealisten, den Naturschutz-Aufsehern, aufzuladen. Nach mehreren Jahren müssen wir feststellen, dass die zum Teil aufwendigen Pflegearbeiten auf diese Weise nicht gewährleistet werden können. In dieser Situation haben wir uns bei 38 Schulen der Region nach den Möglichkeiten

für eine Mitarbeit erkündigt. Das Echo war erfreulich gross. 24 Lehrer sind bereit, mit ihrer Klasse einen Schultag für die Pflege eines Naturschutzgebietes einzusetzen. Vielleicht können auf diese Weise nicht nur unsere Pflegeprobleme gelöst, sondern auch die Beziehungen vieler Jugendlicher zur einheimischen Natur gefördert werden.

Neuanlage des EW Wynau, Aarebaggerung. Gleich zu Beginn des Jahres, am 26. Januar, hat der Regierungsrat des Kantons Bern die vom NVO, der Fischpacht-Vereinigung Oberaargau und der Arbeitsgemeinschaft zum Schutz der Aare erhobenen Beschwerde gegen die im Vorjahr erteilte fischereipolizeiliche Bewilligung *abgewiesen*. Wenn bei einem Eingriff in ein Gewässer fischereibiologische Schäden nicht zu vermeiden sind, muss die Bewilligung nach Art. 25 des Bundesgesetzes über die Fischerei von der Gesamtinteressenlage abhängig gemacht werden. In ihrer ausführlichen Stellungnahme hat die Regierung den Seltenheitswert der natürlichen Flusslandschaft zwischen Wolfwiler-Ranke und Murgmündung ausdrücklich anerkannt. Sie hat auch bestätigt, dass durch die Aarebaggerung der Charakter der Landschaft stark verändert und die Interessen der Fischerei «schwerwiegend» beeinträchtigt würden. Der Mehrproduktion an Strom wurde aber grösseres Gewicht beigemessen als der Erhaltung von Natur und Landschaft.

Dieser Beurteilung der Interessenlage konnten wir uns nicht anschliessen. Es stellte sich auch die Frage, welchen Wert ein Bundesgesetz über die Fischerei besitzt, wenn es selbst die schwersten Eingriffe in einen der letzten natürlichen Flussabschnitte des Mittellandes zulässt. Am 2. März haben deshalb die Fischpacht-Vereinigung Oberaargau, der Schweizerische Bund für Naturschutz und die Aqua-Viva durch Fürsprecher Tobias Winzeler Beschwerde beim *Bundesgericht* eingereicht.

Zu einer ähnlichen Beurteilung der Sachlage, wie die Naturschutz- und Fischerei-Organisation, sind in ihren Vernehmlassungen auch das Bundesamt für Umweltschutz und die Eidg. Natur- und Heimatschutzkommission gekommen. – Am 13. Oktober besichtigte eine Delegation des Bundesgerichtes die fragliche Aarestrecke. Rund 30 Personen, Vertreter der Elektrizitätswerke Wynau, der Verwaltung und der Beschwerdeführer begleiteten die Bundesrichter auf der zweistündigen Aarefahrt von Bannwil nach Murgenthal. Der Schweizerische Bund für Naturschutz war durch den Präsidenten des NVB, G. Wagner sowie durch E. Grütter und J. Wehrlin (beide NVO), vertreten.

Am 6. Dezember hat das Bundesgericht unsere Beschwerde *einstimmig gutgeheissen*, die Aare darf nicht ausgebaggert werden. Die Erhaltung eines der letzten natürlichen, in seiner Art einmaligen Flussabschnittes, hat für das Bundesgericht ein grösseres Gewicht, als eine gesamtschweizerisch unbedeutende Strommenge. Wir sind erfreut über diesen klaren Entscheid. Er ist zu einem guten Teil durch das entschlossene, gemeinsame Vorgehen aller betroffenen Fischerei- und Naturschutzorganisationen möglich geworden. Nach wie vor sind wir der Überzeugung, dass das Elektrizitätswerk Wynau auch ohne Ausbaggerung der Aare auf wirtschaftlich verantwortbare Weise erneuert werden kann.

Während Jahrzehnten ist im Grossen und im Kleinen fast ausschliesslich nach materiellen, wirtschaftlichen Gesichtspunkten, gegen Natur und Landschaft, entschieden worden. Heute nun sind wir an den Grenzen der Belastbarkeit, an den Grenzen der Ausnützbarkeit unserer Umwelt angelangt. Für ein Umdenken im Sinne des Bundesgerichtsentscheides vom 6. Dezember ist es höchste Zeit!

Jürg Wehrlin/Ernst Grütter

Naturschutz-Beratungsstelle

Das folgende Verzeichnis der Sachgeschäfte gibt einen Überblick über die Tätigkeit auf diesem Sektor des Natur- und Landschaftsschutzes. Nicht enthalten in dieser Aufstellung ist eine grosse Anzahl Bauvorhaben, die auf ihre «Umweltverträglichkeit» geprüft und als «gut» oder «tolerierbar» befunden wurden.

Die Geschäfte spalten sich deutlich in zwei Gruppen auf. Zum einen in kleinere, oft auch unproblematische, die zügig erledigt werden können. Auf der andern Seite werden die grossen, langfristigen und oft auch schwierigen Fälle zahlreicher. Ein Beispiel dafür stellt die «Kiesplanung Oberaargau» dar. In der kiesreichen Region Oberaargau mit seinen zahlreichen bestehenden Gruben und Abbauprojekten ist der Kiesabbau ein erstrangiges Problem des Natur-, besonders aber des Landschaftsschutzes. Auf Vorschlag des NVO gab die Interessengemeinschaft der Kieswerke im Oberaargau eine umfassende Studie zum Teil Natur- und Landschaftsschutz bei den geplanten Ausbeutungsprojekten in Auftrag. Der NVO freut sich über diesen guten Willen zur Zusammenarbeit. Die Resultate der Studie werden die wichtigste Grundlage zur Beurteilung der zukünftigen Abbauprojekte sein.

Den acht Einsprachen (E) stehen acht Beratungen (B) bzw. Vorstösse gegenüber. Drei Einsprachen mündeten in Beratungen oder Schutzplanungen aus. Sämtliche Einsprachen, die im Berichtsjahr abgeschlossen werden konnten, wurden im Einvernehmen mit den Gesuchstellern erledigt. Demgegenüber zeigt die Zusammenstellung auch deutlich, dass dort, wo der Druck der Rechtsmittel (Einsprachen) nicht bestand, durchwegs negative Resultate im Sinne des Natur- und Landschaftsschutzes in Kauf genommen werden mussten (V).

Wieder einmal muss mit Nachdruck daraufhingewiesen werden, dass dort die besten Chancen auf eine für beide Seiten gute Lösung bestehen, wo der NVO bereits in der Planungsphase zur Stellungnahme oder Mitarbeit mitbezogen wird (Beispiel Schutzplanung Siggern, Attiswil).

Chr. Leibundgut und H. R. Reinhard

Naturschutz-Beratungsstelle
Verzeichnis der Sachgeschäfte

Legende:

- A Permanente Aufgaben
B Beratungen, Begutachtungen, Gutachten
E Einsprachen/Beschwerden gegen Bau- und Abbauvorhaben
G Grundlagenarbeiten
P Pflanzaktionen, Biotopgestaltungen
S Schutzplanungen, Unterschutzstellungen
V Vorstösse, Initiativen
a abgeschlossen
l laufend

Bewertung des Erfolges: + gut

± mittel

– schlecht

1. Kiesgrube «Bännli», Bannwil: Weiterbau	E			l
2. Kiesgrube «Müller», Niederbipp: Umgebungsgestaltung	E	S		a +
3. Gärtnerei Schenk, Langenthal: Umgebungsgestaltung	E			l
4. Baugesuch Bill, Rohrbach: Sichtschutzhecke gegen LS-Gebiet	E			a +
5. Baugesuch Meister, Rohrbach: Sichtschutzhecke	E			a +
6. Langetenkorrektur: Korrektionsprojekt	E			a +
7. Attiswil, Siggern: Bewertung und Ausscheidung Schutzgebiet	S			a +
8. Gesamtmelioration Wolfisberg/Rumisberg	V	S	B	l +
9. Kiesplanung/Kieskonzept Oberaargau: Mitarbeit	B	G		l
10. Sicherung der Wästermatten-Landschaft	B	V	A	l
11. Ursenbach: Zonenplanänderung	B			a +
12. Bangerter + Co., Niederbipp: Kiesabbau-gesuch	E			l
13. 2. Baugesuch Bill, Rohrbach: Sichtschutzhecke				a +
14. Einzonung einer Parzelle in Rohrbach: Unterschutzstellung Hecke	V			a –
15. Weidhof Lotzwil: Bacheindeckung	V			a –
16. Baugesuch «Casagrande», Affoltern: Sichtschutzhecke	E	B		a +
17. Baugesuch «Hechtzuchtanstalt», Walliswil b. Bipp	E			l
18. Erlimoos: Wasser- und Nährstoffhaushalt	G			a +

HEIMATSCHUTZ OBERAARGAU 1982

F. LANZ, P. ALTENBURGER, S. GERBER, H. WALDMANN

Das verflossene Vereinsjahr verlief ziemlich ruhig. Die laufenden Geschäfte wurden an einer Vorstandssitzung erledigt. Dagegen wurden die Bauberater durch die rege Bautätigkeit in unserer Region stark in Anspruch genommen. Ein wichtiges Ereignis bedeutete der Abschluss der Renovation des Kornhauses in Herzogenbuchsee. – Am 11. November hatten unsere Mitglieder die Möglichkeit, das renovierte Gebäude unter kundiger Führung zu besichtigen. Anschliessend besammelten sich die Teilnehmer in der «Sonne» in Herzogenbuchsee zu unserem Jahresbott.

Bauberatung Oberaargau

Aarwangen: Vorsorgliche Einsprache zu einem Gebäudeabbruch bzw. Neubauprojekt an der Jurastrasse.

Attiswil: Empfehlung zur Strassenbeleuchtung.

Bannwil: Überprüfung einer Fassadenrenovation an wertvollem Bauernhaus mit Eingabe eines Beitragsgesuches.

Eriswil: Bauberatungen gemeinsam mit Kreisplaner.

Gondiswil: Prüfung kleiner Bauvorhaben im ü. G.

Grasswil: Gemeinsame Beratung zu Fassadenrenovationen mit Amtsstelle für Dorf- und Bauernkultur.

Herzogenbuchsee: Diverse Empfehlungen bzw. Farbgebung, Bedachungen mit Dachausbauten, u.a. mit Beitragsgesuch.

Langenthal: Gutachten zu einem Bäckerei-Umbau sowie Farbgebung eines Mehrfamilienhauses. Empfehlungen zur Umgebungsgestaltung, vor allem aber zu einer etwas ungewöhnlichen Farbgebung eines Geschäftsneubaus im engern Ortskern. Vorführung unserer Tonbildschau bei Gemeindepräsidenten und Verbänden.

Lotzwil: Beratung bei Renovationen von Schulhaus und verschiedenen Gebäuden.

Madiswil: Empfehlungen für mögliche Siloverkleidungen.

Melchnau: Gutachten und Einsprache zu Abbruch Gasthof Löwen sowie Empfehlungen zu diversen Umbauten.

Roggwil: Empfehlungen zu Abbruchgesuch und Abnahme der Fassadenrenovation eines wertvollen Gebäudes im Ortskern mit Beitragsgesuch.

Robrbachgraben: Bauberatung zu Fassadenrenovationen bei landwirtschaftlichen Bauten.

Untersteckholz: Beratung der Renovations- und Sanierungsmöglichkeit eines alten Bauernhauses.

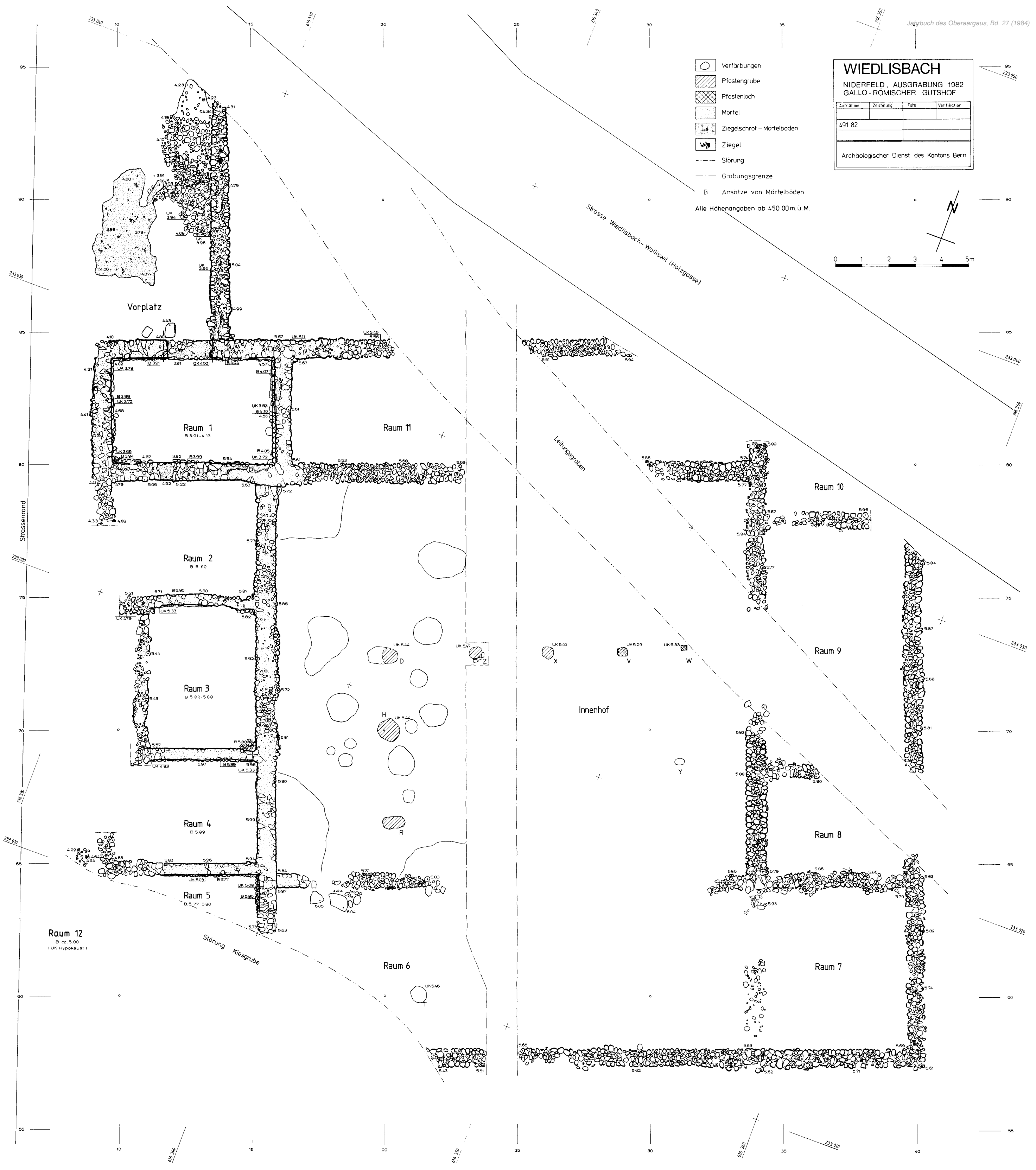
Walterswil: Verschiedene Empfehlungen bei kleineren Bauvorhaben.

Wyssachen: Diverse Gutachten zu sogenannten Energiespardächern.

Beilage 1

DIE RÖMISCHE VILLA AUF DEM NIDERFELD
IN WIEDLISBACH

Gebäude B, Steingerechter Plan 1982.
M. 1:100



Beilage 2

DIE RÖMISCHE VILLA AUF DEM NIDERFELD
IN WIEDLISBACH

Gebäude B, Schematischer Plan.
M. 1:100

WIEDLISBACH

NIDERFELD, AUSGRABUNG 1982
GALLO-RÖMISCHER GUTSHOF

Aufnahme	Zeichnung	Foto	Verifikation
491 82			

Archäologischer Dienst des Kantons Bern

- aufgehendes Mauerwerk
- Bruchsteine mit Mörtel
- Rollsteine mit Mörtel
- Rollsteine ohne Mörtel
- Bodenansätze
- ältere Steinsetzung 1. Phase
- Erweiterung 2. Phase
- nach Brand 3. Phase
zugleich UK Schichtgrenze
- Störungen
- gesicherte Mauern, Grabung 1913
- Ergänzungen
- Grabungsgrenzen



Vorplatz

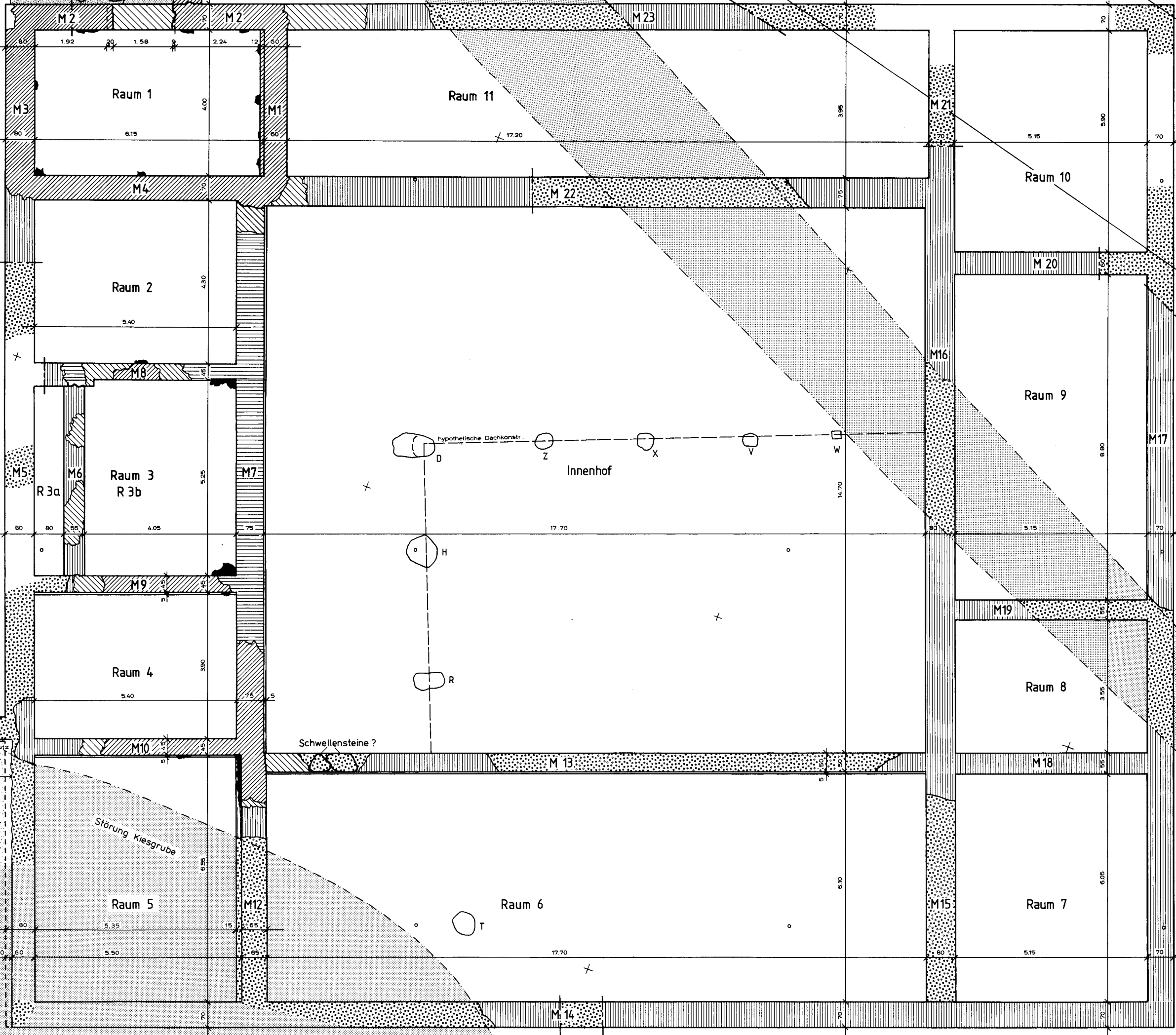
Querschnitt
(untere Hälfte)

Querschnitt
(obere Hälfte)

Eingang

Leitungsgraben

Strasse Wiedlisbach-Wallswil (Holzgasse)



Strassenrand

Befund Grabung 1913

Ziegelmörtel-Wandverbputz
rauhe Flucht
von Wänden
ungefähre Lage
Hypokaustpfeiler
Ziegelschot-Mörtelboden

Störung Kiesgrube

Schwellensteine?

hypothetische Dachkonstr.

Innenhof